

Häusliche Gewalt: Wie intervenieren?
Violence domestique: Comment intervenir?

Vernehmlassungen

11. AHV-Revision / 1. BVG-Revision
Ehepaar- und Familienbesteuerung
Behindertengesetz (BehiG)
UNO-Beitritt der Schweiz
4. IV-Revision

Consultations

11e révision AVS / 1ère révision LPP
L'imposition du couple et de la famille
Loi sur les handicapés (Lhand)
L'adhésion de la Suisse à l'ONU
4e révision AI

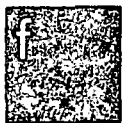
2.2000



Frauenfragen
Questions au féminin
Problemi al femminile

Eidgenössische Kommission für Frauenfragen
Commission fédérale pour les questions féminines
Commissione federale per i problemi della donna

2. 2000



Frauenfragen
Questions au féminin
Problemi al femminile

Eidgenössische Kommission für Frauenfragen
Commission fédérale pour les questions féminines
Commissione federale per i problemi della donna

23. Jahrgang, Nr. 2, Dezember 2000
23e année, No 2, décembre 2000
23o anno, n. 2, dicembre 2000

Herausgeberin
Edition
A cura della
Eidg. Kommission für Frauenfragen
Commission fédérale
pour les questions féminines
Commissione federale
per i problemi della donna
Eigerplatz 5, 3003 Bern
(ab Februar 2001: Schwarztorstrasse 51)
Telefon 031 322 92 75/76
Fax 031 322 92 81

Redaktion
Rédaction
Redazione
Elisabeth Keller
Therese de Spindler
Claudia Weilenmann

Abonnemente
Abonnements
Abbonamenti
«Frauenfragen» erscheint zweimal pro Jahr. Das Abonnement ist kostenlos und kann unter obenstehender Adresse bestellt werden.
«Questions au féminin» paraît deux fois par an. L'abonnement est gratuit et peut être obtenu auprès de l'adresse ci-dessus.
«Problemi al femminile» esce due volte l'anno. L'abbonamento è gratuito. Si può ordinare scrivendo o telefonando al ricapito summenzionato.

Gestaltung
Maquette
Concezione grafica
Theo Leuthold & Associates, Zürich

Druckvorstufe
Production
Impaginazione e lastre
Cornelia Fries, Bern

Druck
Impression
Stampa
BBL/EDMZ, 3003 Bern
OFCL/EDMZ, 3003 Berne
UFCL/EDMZ, 3003 Berna

Die in diesem Heft erscheinenden Beiträge sollen unterschiedliche Meinungen zum Ausdruck bringen, die sich nicht mit jenen der Eidg. Kommission für Frauenfragen zu decken brauchen.

Der Nachdruck der Beiträge ist nach Rücksprache mit der Redaktion erwünscht. Wir bitten Sie in diesem Fall um genaue Quellenangabe und um ein Belegexemplar.

Les articles publiés dans ce numéro présentent différentes positions qui ne concordent pas forcément avec celles de la Commission fédérale pour les questions féminines.

La reproduction des articles de ce numéro est bienvenue. Nous vous prions à cet effet de prendre préalablement contact avec la rédaction, de citer très exactement la source et de nous envoyer un justificatif.

I contributi pubblicati in questo bollettino hanno per scopo di rendere note delle opinioni che non riflettono necessariamente il punto di vista della Commissione federale per i problemi della donna.

La riproduzione dei contributi è consentita previo accordo con la redazione e con l'indicazione esaustiva della fonte. Sono graditi degli esemplari giustificativi.



Zu dieser Ausgabe
Dans ce numéro

Vernehmlassungen. Stellungnahmen der
Eidg. Kommission für Frauenfragen
Consultations. Prises de position de la
Commission fédérale pour les questions
féminines

5 Editorial

- 7 Botschaft über die 11. Revision des Bundesgesetzes der Alters- und Hinterlassenenversicherung und die mittelfristige Finanzierung der Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenversicherung (11. AHV-Revision) und Botschaft zur Revision des Bundesgesetzes über die berufliche Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenvorsorge (1. BVG-Revision)
- 11 Message concernant la 11e révision de l'assurance-vieillesse et survivants et le financement à moyen terme de l'assurance-vieillesse, survivants et invalidité (11e révision AVS) et Message relatif à la révision de la loi fédérale sur la prévoyance professionnelle vieillesse, survivants et invalidité (1ère révision LPP)
- 15 Vernehmlassungsvorlage zur Reform der Ehepaar- und Familienbesteuerung
- 18 Consultation sur un projet de réforme de l'imposition du couple et de la famille
- 22 Entwurf des Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen (Behindertengesetz, BehiG)
- 24 Projet de loi fédérale sur l'élimination des inégalités frappant les personnes handicapées (Loi sur les handicapés, Lhand)
- 26 Vernehmlassung über den Beitritt der Schweiz zur Organisation der Vereinten Nationen (UNO)
- 28 Consultation sur l'adhésion de la Suisse à l'Organisation des Nations Unies (ONU)
- 30 Entwurf zur 4. Revision des Bundesgesetzes über die Invalidenversicherung (4. IV-Revision)
- 34 Projet pour la 4e révision de la loi fédérale sur l'assurance-invalidité (4e révision AI)

Schwerpunkt:
Häusliche Gewalt: Wie intervenieren?
Thème principal:
Violence domestique: Comment intervenir?

ARIANE RUFINO

- 39 Grundlagen und Möglichkeiten von Interventionsprojekten gegen häusliche Gewalt
- 42 Les fondements des projets d'intervention contre la violence domestique et leurs possibilités d'action

ANDREA BÜCHLER

- 45 Staatliche Interventionen bei Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Ein Überblick über die rechtlichen Handlungsspielräume
- 49 L'intervention de l'Etat en cas de violence domestique dans le mariage et dans l'union libre. Un aperçu des possibilités du droit

KARIN HAEBERLI UND PETER MÖSCH

- 54 Das Basler Interventionsprojekt «Halt-Gewalt»

ALEXANDER BERTOLF

- 58 Das Basler Interventionsprojekt aus der Sicht der Justiz, insbesondere der Ebene Kriminalpolizei/Staatsanwaltschaft

ARIANE RUFINO

- 60 Das Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt Basel-Landschaft

MARLENE EGGENBERGER UND MARTHA WEINGARTNER

- 62 Das Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP von 1996 bis 2000

REGULA MADER

- 65 Das Berner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt bip

LIZ KELLY

- 67 In whose interests? Lessons for inter-agency responses to domestic violence from international research and practice
- 72 In wessen Interesse? Was wir aus der internationalen Forschung und Praxis für die koordinierte Intervention bei häuslicher Gewalt in Partnerschaften lernen können
- 78 Dans l'intérêt de qui? Quelques leçons tirées de la recherche et de la pratique internationales pour faciliter le travail inter-agences dans le domaine de la violence domestique



	84 Häusliche Gewalt: Wie intervenieren? Ausgewählte Literatur Violence domestique: Comment intervenir? Littérature choisie
Passagen Passages	91 Das Erzählen geht weiter. Frauenleben in Graubünden
Kurz notiert Brèves In breve	99 Neuerscheinungen / Die Rote Zora 2000 Nouvelles publications / Zora la Rousse 2000 Nuove pubblicazioni / Zora la Rossa 2000
Chronik der laufenden Ereignisse Chronique des événements au féminin Cronaca della parità	ANNE SCIAVILLA 103 März bis August 2000 107 Mars à août 2000 111 Da marzo ad agosto 2000
Verhandlungen der Bundesversammlung Délibérations de l'assemblée fédérale	117 Übersicht über die frauen- und gleichstellungsrelevanten Verhandlungen der Bundesversammlung 125 Résumé des délibérations de l'assemblée fédérale sur les questions féminines et d'égalité

Editorial

VON ELISABETH KELLER

Häusliche Gewalt: Wie intervenieren?

Gewalt gegen Frauen in der Partnerschaft wurde lange Zeit tabuisiert. Sie galt als zwar unerfreuliche, aber «normale» Form privater Beziehungsprobleme. Erfreulicherweise hat die Gesellschaft in den letzten Jahren begonnen, umzudenken und sich mit der Gewaltproblematik auseinanderzusetzen. Frauen, die versuchen, sich aus gewalttätigen Beziehungen zu lösen, sind aber auch heute noch allzu oft auf sich alleine gestellt: Verwandte und Bekannte, aber auch die Behörden (Polizei, Spitäler, Gerichte, Vormundschaftsbehörden usw.) schauen oftmals lieber weg oder sind hilflos. Das Wissen über Gewalt in Partnerschaften und die Kompetenzen im Umgang mit gewaltbetroffenen Frauen und Tätern sind vor allem auch bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Institutionen nach wie vor ungenügend.

Wir stellen in diesem Heft die mittlerweile auch in der Schweiz angelaufenen Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt (so der gemeinhin verwendete Fachbegriff) vor. Diese kantonalen Projekte sind praxisorientiert und ermöglichen eine wirksamere Bekämpfung der Gewalt. Sie erproben neue und bessere Formen der Zusammenarbeit der verschiedenen öffentlichen und privaten Stellen, die in diesem Bereich tätig sind. Des Weiteren veröffentlichen wir zwei Referate der Tagung «Häusliche Gewalt im Fokus von Wissenschaft und Praxis», die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms NFP 40 am 27. März 2000 in Basel stattfand. Sie zeigen auf, warum staatliche Intervention und Einmischung notwendig ist.

11. AHV-Revision und 1. BVG-Revision

Im Februar bzw. im März dieses Jahres hat der Bundesrat seine Botschaften zur 11. AHV-Revision und zur 1. BVG-Revision verabschiedet. Die zuständige Kommission des Nationalrats, die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit, hat beschlossen, auf die beiden Vorlagen einzutreten, und bereits an mehreren Sitzungen über die Vorschläge des Bundesrates diskutiert.

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (EKF) steht der Stossrichtung der anstehenden Gesetzesrevisionen kritisch gegenüber. Dies hat sie bereits in ihren Stellungnahmen im Vernehmlassungsverfahren (1998, vgl. «Frauenfragen» Nr. 1, 1999) zum Ausdruck gebracht. Mit dem Argument der Gleichstellung wird ein massiver Leistungsabbau für eine Vielzahl von Frauen postuliert, so namentlich mit der weiteren Erhöhung des Rentenalters für Frauen und der fast vollständigen Streichung der Witwenrenten. Die Vorlage des Bundesrates sieht Einsparungen von 1 186 Mio. Franken ausschliesslich zu Lasten der Frauen vor.

Die EKF ist deshalb aktiv geworden und hat eine Stellungnahme erarbeitet, die wir in diesem Heft publizieren. Diese Stellungnahme wurde bereits im Sommer an Bundesrätin Ruth Dreifuss, das zuständige Bundesamt für Sozialversicherung, an alle Parlamentsmitglieder und an die Frauenorganisationen weitergeleitet. Zusätzlich organisierte die EKF überparteiliche Treffen mit den eidgenössischen Parlamentarierinnen sowie den Frauenbeauftragten der Parteien, um zu besprechen, welche gemeinsamen Anliegen aus Gleichstellungsperspektive be-

Violence domestique: comment intervenir?

La violence envers les femmes dans le couple a longtemps été un sujet tabou. Elle était considérée comme un aspect certes fâcheux mais «normal» des problèmes relationnels privés. La société a heureusement commencé depuis quelques années à changer sa manière de voir les choses et à se pencher sur la problématique de la violence. Mais les femmes qui tentent de se libérer de telles relations sont aujourd'hui encore trop souvent laissées à elles-mêmes: parenté et connaissances, mais aussi autorités (police, hôpitaux, tribunaux, autorités tutélaires, etc.) préfèrent souvent fermer les yeux ou sont désarmées. La violence dans les couples reste peu connue et les compétences en matière de traitement des femmes qui en sont victimes et des auteurs sont encore insuffisantes, notamment aussi pour ce qui est des collaboratrices et collaborateurs dans le monde du travail.

Nous présentons dans ce numéro les projets d'intervention contre la violence domestique (tel est le terme communément consacré) qui ont entre-temps démarré en Suisse aussi. Ces projets cantonaux sont axés sur la pratique et permettent de combattre la violence plus efficacement. Ils expérimentent de nouvelles et meilleures formes de collaboration entre les différentes instances publiques et privées qui sont actives dans ce domaine. Nous publions par ailleurs deux exposés de la journée d'étude «Häusliche Gewalt im Fokus von Wissenschaft und Praxis» (La violence domestique dans le point de mire de la science et de la pratique) qui a eu lieu le 27 mars 2000 à Bâle dans le cadre du Programme national de recherche PNR 40. Ils démontrent pourquoi une intervention et une ingérence de l'Etat sont nécessaires.

11e révision de l'AVS et 1ère révision de la LPP

En février et en mars de cette année, le Conseil fédéral a présenté ses messages relatifs à la 11e révision de l'AVS et à la 1ère révision de la LPP. La commission compétente du Conseil national, la Commission de la sécurité sociale et de la santé publique, a décidé d'entrer en matière sur les deux projets et a déjà débattu des propositions du Conseil fédéral lors de plusieurs séances.

La Commission fédérale pour les questions féminines (CFQF) se montre critique à l'égard de l'orientation que prennent ces révisions législatives. Elle s'est déjà prononcée à ce sujet dans le cadre de la procédure de consultation (1998, cf. «Questions au féminin» No 1, 1999). L'argument de l'égalité entre femmes et hommes est utilisé en vue d'une suppression massive des prestations pour un grand nombre de femmes, notamment par le relèvement de l'âge de la retraite des femmes et l'abolition presque complète des rentes de veuves. Le projet du Conseil fédéral prévoit des économies de l'ordre de 1 186 millions de francs, exclusivement au dépens des femmes.

La CFQF s'est par conséquent mobilisée et a élaboré une prise de position que nous publions dans ce numéro. Celle-ci a été transmise cet été déjà à la Conseillère fédérale Ruth Dreifuss, à l'Office fédéral des assurances sociales, à tous les membres du Parlement ainsi qu'aux organisations féminines. En outre, la CFQF a organisé des rencontres interpartis avec les parlementaires fédérales et les responsables des questions fémi-



stehen, und auf welchem Weg diese Anliegen in den politischen Prozess eingebracht werden können.

Die Kommission hält eine Korrektur der Vorlagen des Bundesrates für notwendig. Es ist wichtig, dass sich möglichst viele Organisationen dafür engagieren. Erinnern wir uns daran, dass erst aufgrund des grossen politischen Drucks der Frauen (und Frauenorganisationen) die Einführung des Rentensplittings und von Erziehungs- und Betreuungsgutschriften in der 10. AHV-Revision durchgesetzt werden konnte.

nines des partis, afin de voir quelles étaient les préoccupations communes en matière d'égalité et de quelle manière ces revendications pouvaient se frayer un chemin dans le processus politique.

La Commission estime nécessaire que des modifications soient apportées aux projets du Conseil fédéral. Et il est important que le plus grand nombre possible d'organisations s'engagent dans ce sens. Rappelons-nous que ce n'est que par suite de la grande pression politique exercée par les femmes (et leurs organisations) que l'introduction du splitting des rentes et des bonifications pour tâches éducatives et d'assistance a pu être imposée dans la 10e révision de l'AVS.

Traduction: Marie-Claude Brulhardt

Botschaft über die 11. Revision der Alters- und Hinterlassenenversicherung und die mittelfristige Finanzierung der Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenversicherung vom 2. Februar 2000

Botschaft zur Revision des Bundesgesetzes über die berufliche Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenvorsorge (BVG) vom 1. März 2000

Stellungnahme der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen vom 28. Juni 2000

Die Zielsetzung der 11. AHV-Revision ist laut der Botschaft des Bundesrates die mittel- und längerfristige finanzielle Sicherung der AHV/IV und die Einführung eines sozial ausgestalteten flexiblen Rentenalters.

Mit der 1. Revision des BVG soll das bisher erreichte Vorsorgeniveau in der 2. Säule erhalten und in verschiedenen Bereichen verbessert werden.

Übersicht über die wichtigsten Elemente der Botschaft des Bundesrates zur 1. BVG-Revision

- Harmonisierung des Rentenalters in der zweiten Säule mit dem Rentenalter in der ersten Säule, d.h. es gilt für beide Geschlechter das ordentliche Rentenalter von 65 Jahren.
- Vorbezug und Aufschub der Altersrenten werden auf das AHV-Modell abgestimmt, es gelten grundsätzlich dieselben Möglichkeiten. Vorbezogene Renten der zweiten Säule werden versicherungstechnisch gekürzt.
- Die Witwenrente wird im obligatorischen Bereich verpflichtend eingeführt und zu den gleichen Bedingungen wie die Witwenrente gewährt.
- Der Umwandlungssatz wird auf 6.65 Prozent des Altersguthabens gesenkt und führt zu einem tieferen Leistungsniveau. Zum Ausgleich, als flankierende Massnahme, werden die Sätze für Altersgutschriften erhöht, je nach dem finanziellen Spielraum der Vorsorgeeinrichtung mit oder ohne Erhöhung der Beiträge.
- Abschaffung der Beiträge für Sondermassnahmen für die Eintrittsgeneration.

Übersicht über die wichtigsten Elemente der Botschaft des Bundesrates zur 11. AHV-Revision

	Einsparungen rein zulasten der Frauen	Einsparungen zulasten beider Geschlechter	Mehreinnahmen	«Verbesserung»
höheres Rentenalter	400 Mio.			
Anpassungen Witwenrente	786 Mio.			
Rhythmus der Rentenanpassungen		150 Mio.		
Flexibilisierung des Rentenalters				400 Mio.
Anhebung Beitragssatz Selbständigerwerbende			74 Mio.	
zusätzliche Mehrwert- steuerprozente				
Aufhebung Freibetrag bei erwerbstätigen Personen im Rentenalter			202 Mio.	
Konkursprivileg			50 Mio.	
Total Einsparungen	1 186 Mio.	150 Mio.		

Quelle: Bundesamt für Sozialversicherung



■ Das versicherte Einkommen wird auf den fünffachen oberen Grenzbetrag des Obligatoriums festgelegt (Fr. 361 800 beim Stand 2000 der BVG-Grenzwerte).

Grundsätzliche Bemerkung

Aus Frauensicht sind in diesen beiden Vorlagen keine Verbesserungen auszumachen. Im Gegenteil: Mit dem Argument der Gleichstellung würde ein massiver Leistungsabbau für eine Vielzahl von Frauen stattfinden, u.a. mit der weiteren Erhöhung des Rentenalters und der fast vollständigen Streichung der Witwenrenten. Damit werden die in der 10. AHV-Revision eingeführten Verbesserungsschritte wieder zunichte gemacht. Schon die hauptsächlich den Frauen zugute kommenden Erziehungs- und Betreuungsgutschriften mussten mit der schrittweisen Erhöhung des Frauenrentenalters von 62 auf 64 Jahre «erkauft» werden. Die nun als «nach sozial ausgestalteten Kriterien» bezeichnete Flexibilisierung des Rentenalters soll erneut aus Mitteln finanziert werden, welche bei den Frauen eingespart werden. Bei der BVG-Revision wird das seit langem geäusserte Gleichstellungspostulat, die Abschaffung oder zumindest Senkung des Koordinationsabzuges, nicht berücksichtigt.

Das 3-Säulen-Konzept der Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenvorsorge ist in der Bundesverfassung verankert und lautet:

- die AHV-Renten sollen den Existenzbedarf angemessen decken und sind die Basis der Altersvorsorge.
- die berufliche Vorsorge soll zusammen mit der ersten Säule «die Fortsetzung der gewohnten Lebenshaltung in angemessener Weise» ermöglichen; das Gesetz legt fest, welcher Bereich obligatorisch ist.
- als dritte Säule wird die Selbstvorsorge verstanden; sie wird gefördert durch Massnahmen der Steuer- und Eigentumpolitik.

Bei der Einführung der 3-Säulen-Konzeption und dem Bundesgesetz über die berufliche Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenvorsorge (BVG) vom 25. Juni 1982 wurde dieser Verfassungsgrundsatz so verstanden, dass die gewohnte Lebenshaltung im allgemeinen dann fortgesetzt werden kann, wenn für eine alleinstehende Person die Leistungen aus der ersten und zweiten Säule zusammen 60 Prozent des letzten Bruttoeinkommens («Ersatzquote») ausmachen. Um den Verfassungsauftrag der zweiten Säule zu erfüllen, müsste die Ersatzquote bei kleinen Einkommen jedoch 80 Prozent betragen.

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen hat in ihrer Vernehmlassung¹ auf diesen Verfassungsauftrag hin-

gewiesen. Das Studium der beiden Botschaften zeigt, dass er nicht erfüllt sein würde. Es ist nicht nachvollziehbar, weshalb die notwendigen Korrekturen nicht angegangen werden.

Die Sanierungs- und sogenannten Sicherungsmassnahmen in der AHV/IV und im BVG sind in dieser Kombination klar und eindeutig abzulehnen.

Zu den einzelnen Punkten der beiden Revisionen

Koordinationsabzug im BVG

Wie vorstehend erwähnt, soll laut Verfassungsauftrag die zweite Säule zusammen mit der AHV «die Fortsetzung der gewohnten Lebenshaltung in angemessener Weise» ermöglichen. Für viele Arbeitnehmende und insbesondere Frauen bleibt dieser verfassungsmässige Vorsorgeterschutz eine Illusion. Wegen des geltenden Koordinationsabzuges von Fr. 24 120 pro Jahr bleibt jede zweite erwerbstätige Frau von der zweiten Säule ausgeschlossen. Aufgrund der tieferen Frauenlöhne und dem Umstand, dass Frauen häufiger im Niedriglohnbereich tätig bzw. in Teilzeit erwerbstätig sind als Männer, sind auch ihre zu erwartenden Rentenleistungen tiefer.

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen hat bereits im Jahr 1988 detaillierte Vorschläge für eine künftige BVG-Revision unter Gleichstellungsgesichtspunkten vorgelegt. Einige ihrer Empfehlungen wurden inzwischen aufgegriffen, so etwa die Aufteilung der Ansprüche der zweiten Säule bei Auflösung der Ehe durch Scheidung und die Verbesserung der Freizügigkeitsregelungen. Zu revidieren ist jedoch unbedingt auch die Regelung des Koordinationsabzuges. Die nach wie vor geltende Bestimmung bedeutet eine massive Diskriminierung von Frauen bzw. Personen mit niedrigem Einkommen. Die Empfehlungen der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen wurden anscheinend weder geprüft noch berücksichtigt.

Die Wirtschaft verlangt von den Arbeitnehmenden Flexibilität. Je länger desto mehr Personen leisten Erwerbsarbeit in Teilzeitarbeitsverhältnissen, bei verschiedenen Arbeitgebern, mit entsprechend gesplitteten Einkommen, die unter Umständen sogar unter der Höhe des Koordinationsabzuges liegen. Als Folge davon fallen die BVG-Leistungen tiefer aus oder entfallen ganz.

Die Senkung des Koordinationsabzuges und somit auch der Eintrittsschwelle zum Versicherungsobligatorium hätte je nach Modell Leistungsverbesserungen zur Folge. Diese würden zusammen mit

den Leistungen der AHV/IV die Ersatzquote auf 70 bis 80 Prozent ansteigen lassen. Die jährlichen Mehrkosten für derartige Leistungsverbesserungen werden – unter Anrechnung der überobligatorischen Vorsorge – je nach dem gewählten Modell auf 300 beziehungsweise 475 Millionen Franken geschätzt.

Dem muss gegenüber gestellt werden, dass der Anteil des BVG-Obligatoriums lediglich einen Drittel der Gesamtaufwendungen für die zweite Säule ausmacht. Zwar liegt nur wenig statistisches Zahlenmaterial vor. Nach Schätzungen fliesen insgesamt 47.1 Milliarden Franken in die berufliche Vorsorge, davon 32.1 Milliarden Franken in den überobligatorischen Teil. Nutzniessende dieses überobligatorischen Teils sind in aller Regel Personen mit ohnehin schon hohen Einkommen. Dies zeigt, dass mit einer Umverteilung zumindest die finanziellen Mittel für Leistungsverbesserungen bei den kleinen Einkommen vorhanden wären.

Trotzdem will der Bundesrat laut seiner Botschaft die Verbesserung des Vorsorgeschatzes für Personen mit kleinen Einkommen in der 1. BVG-Revision nicht weiter verfolgen. Sinngemäss wird dazu festgehalten, die finanziellen und administrativen Auswirkungen seien für die Vorsorgeeinrichtungen und die Betriebe nicht zumutbar.

Wir beantragen, dass

- die Frage des Koordinationsabzuges in die 1. BVG-Revision aufgenommen wird;
- der Koordinationsabzug abgeschafft wird; um zu verhindern, dass auch Kleinstinkommen versichert werden, wird eine Eintrittsschwelle vorgesehen (z.B. halbe AHV-Minimalrente, d.h. ca. Fr. 6000 pro Jahr).
- der Koordinationsabzug zumindest deutlich gesenkt wird und proportional zum Beschäftigungsgrad gestaltet wird.

Erhöhung Rentenalter

Das ordentliche Rentenalter der Frauen soll bei der AHV auf das Jahr 2009 nochmals um ein Jahr auf 65 Jahre erhöht werden. In der zweiten Säule soll ebenfalls eine schrittweise Erhöhung von heute 62 auf neu 65 Jahre vorgenommen werden.

Es wird geltend gemacht, die Aufhebung des tieferen Rentenalters für Frauen sei aus Gründen der Gleichstellung erforderlich. Die tatsächliche Situation der älteren Arbeitnehmenden auf dem Arbeitsmarkt, insbesondere der Frauen, wird ausgeklammert. Wo sind die zusätzlichen Arbeitsplätze, die nötig wären, um die älteren Arbeitnehmenden zu beschäftigen? Die in den letzten Jahren neu geschaffenen Arbeitsstellen fin-



den sich überwiegend in den neuen Technologien, im Informations- und Kommunikationsbereich und in den Informatikdienstleistungen. In diesen unbestrittenen massen zukunftsgerichteten Branchen sind junge, unverbrauchte Kräfte erwünscht. Die Einsparungen aufgrund des höheren Rentenalters würden durch höhere Ausgaben für die Arbeitslosenversicherung und die Kranken- und Invalidenversicherung wettgemacht.

Die im Raum stehenden Forderungen nach einem generell tieferen Rentenalter für beide Geschlechter und/oder einem echt sozial ausgestalteten flexiblen Altersrücktritt werden nicht berücksichtigt, mit dem Hinweis, dies wäre nicht finanzierbar. Die Mittel für eine minimalste Flexibilisierung in der 11. AHV-Revision werden mit der Erhöhung des Frauenrentenalters ausgeglichen.

Wie bereits in der Vernehmlassung erwähnt, lehnt die EKF die Festsetzung des Rentenalters auf 65 Jahre ab. Sie beantragt, das ordentliche Rentenalter von Frau und Mann auf 62 Jahre festzulegen.

Sollte dies nicht möglich sein, beantragen wir eine echte, offene Flexibilisierungslösung.

Flexibilisierung des Rentenalters

Die in der Botschaft vorgestellte Flexibilisierungsmöglichkeit kann nicht als moderne, zukunftsgerichtete und offene Lösung eingestuft werden. Was unter dem Begriff «sozial abgefedert» als Vorschlag für ein flexibles Rentenalter eingebracht wird, mutet fast etwas zynisch an. Trotz der Abstufung nach Vorbezugsjahren und massgebendem Jahreseinkommen fällt die lebenslange Rentenkürzung massiv aus. Personen mit niedrigen Einkommen, und dies sind bekanntlich vor allem Frauen, können sich den Vorbezug nicht leisten. Auch bei der zweiten Säule würde eine Kürzung vorgenommen, die erst noch stärker ins Gewicht fällt, weil der versicherungstechnische Kürzungssatz zur Anwendung gelangen würde.

Die nachfolgende Tabelle² zeigt als Beispiel die zu erwartenden Rentenleistungen bei einem Vorbezug von 3 Jahren, d.h. mit Alter 62. Sie beruht auf folgenden Annahmen:

1. vollständige Beitragsdauer in AHV und BV
2. Umwandlungssatz BVG wie heute (7.2 Prozent bei Alter 65, 7.0 Prozent bei Alter 64, 6.8 Prozent bei Alter 63, 6.6 Prozent bei Alter 62); der Bundesrat hat vor, diese Sätze in der BVG-Revision zu senken
3. Leistungen gemäss BVG-Minimum

Es handelt sich immer um Monatsrenten und Kürzungen pro Monat.

Wir verlangen in der AHV zumindest die

Rentenleistungen bei einem Vorbezug von 3 Jahren, mit Alter 62

Massgebendes jährliches AHV-Einkommen	bis 12 060	24 120	36 180	48 240	60 300	72 360
ungekürzte AHV-Rente bei 65, in Fr.	1005	1266	1528	1688	1849	2010
Renten Kürzung bei Vorbezug mit 62, in %	6.6	8.6	10.5	12.6	14.7	16.8
Kürzung in Fr.	66.30	108.90	160.40	212.70	271.80	337.70
gekürzte AHV-Rente, in Fr.	938.70	1157.10	1367.60	1475.30	1577.20	1672.30
Rente Pensionskasse (gekürzt), in Fr.	0	0	296.00	591.70	887.50	1183.30
Total Altersrenten, in Fr.	938.67	1157.10	1663.40	2067.00	2464.70	2855.60

Die Kürzungen der Renten sind lebenslänglich.

Halbierung der vorgeschlagenen Kürzungssätze unter Beibehaltung der Abstufung nach dem massgebenden Jahreseinkommen. Der Vorbezug soll für mindestens 3 Jahre möglich sein.

Rentenanpassung, Leistungshöhe

Der Rhythmus für die Anpassung der AHV-Renten an die Lohn- und Preisentwicklung soll von zwei auf drei Jahre verlangsamt werden. Sie würde früher erfolgen, wenn die aufgelaufene Teuerung 4 Prozent übersteigt.

Durch die Senkung des Umwandlungssatzes von heute 7.2 Prozent auf 6.65 Prozent des Altersguthabens würden auch die BVG-Leistungen tiefer ausfallen.

Von beiden Massnahmen sind grundsätzlich beide Geschlechter betroffen. Weil die Frauen aber bereits jetzt meist tiefere AHV-Renten erhalten und schlechtere oder gar keine Leistungen aus der zweiten Säule beziehen (können), sind sie von der verlangsamten Rentenanpassung und den zu erwartenden tieferen BVG-Renten wesentlich stärker tangiert als die Männer.

Wir beantragen den Verzicht auf die beiden Massnahmen.

Witwenrente

Währenddem in der BVG-Revision zu den gleichen Bedingungen wie für Witwen die Witwenrente eingeführt wird, würde der grösste Sparbrocken in der 11. AHV-Revision künftig den Witwen zugemutet. Die Angleichung der Witwen an die Witwenrente baut – so der Bundesrat ausdrücklich – auf einer partnerschaftlichen Aufgabenteilung in der Familie auf. Diese ist aber (noch) nicht gelebte gesellschaftliche Wirklichkeit, sind es doch immer noch weit überwiegend die Mütter, die wegen Kinderbetreuung die Erwerbsarbeit aufgeben oder einschränken. Arbeitsmarktbedingte Schwierigkeiten beim Wiedereinstieg nach dem 18. Altersjahr des jüngsten Kindes treffen – so der Bundesrat ebenfalls ausdrücklich – Verwitwete gleich wie andere Per-

sonen. Indessen müssen verwitwete Männer weit seltener als verwitwete Frauen den Wiedereinstieg schaffen, weil sie gar nie ausgestiegen sind. Die geplante formelle Gleichstellung bedeutet nur dann keine indirekte Diskriminierung der Witwen, wenn sie im Erwerbsleben keine Nachteile aus der Uebernahme der typischen Frauenrolle erleiden. Ist dies nicht aufgrund der Ausbildung und bisherigen Tätigkeit der Witwe gewährleistet, ist ihr (und dem Witwer in vergleichbarer Lage) ein Anspruch auf berufliche Eingliederungsmassnahmen einzuräumen. Er kann demjenigen zum Ausgleich gesundheitsbedingter Nachteile in der 1. Säule (Invalidenversicherung) nachgebildet werden. Scheitert die gleichberechtigte Wiedereingliederung bzw. verbleibt ein erheblicher Nachteil, ist der Rentenanspruch auch nach dem 18. Altersjahr des jüngsten Kindes zu belassen.

Als Neuerung sieht die Botschaft die Gleichstellung der geschiedenen mit den im Zeitpunkt des Todes des Partners oder der Partnerin verheiratet gewesenen Personen vor. Da heute viele Eltern unverheiratet zusammenleben, ist im Sinne der Gleichstellung der Zivilstände auch eine Anspruchsberechtigung beim Tod des unverheirateten Elternteils vorzusehen.

Die in der Vernehmlassung der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen eingebrachten Vorschläge werden nicht einmal in der Zusammenfassung der Vernehmlassungen, geschweige denn in der Botschaft des Bundesrates erwähnt.

Wir beantragen zusätzlich zu den vom Bundesrat vorgeschlagenen Leistungen an Witwen und Witwer, dass diese einen Anspruch auf berufliche Eingliederungsmassnahmen erhalten, wenn sie wegen Übernahme der Kinderbetreuung eine Erwerbseinbusse erleiden. Verbleibt nach Durchführung der Massnahme ein erheblicher Nachteil, sollen sie auch nach dem 18. Altersjahr des jüngsten Kindes eine Rente erhalten. Besteht überhaupt kein Rentenananspruch, sollen Witwen und Witwer eine Ab-



findung in der Höhe einer Jahresrente erhalten. Die Ansprüche sind zivilstandsunabhängig auszugestalten.

Als Alternative käme allenfalls eine deutliche Anhebung der Waisenrenten in Frage.

– der Wiedereinführung des Konkursprivileges in der 2. Klasse (abgeschafft durch die Revision des Schuldbetreibungs- und Konkursgesetzes 1997) können wir uns einverstanden erklären.

Finanzierung der AHV/IV

Es ist positiv zu werten, dass auf eine Erhöhung der Lohnprozente verzichtet wird. Vorgesehen ist die lineare Erhöhung des Mehrwertsteuer-Satzes um total maximal 2.5 Prozentpunkte.

Der in letzter Zeit erfolgte wirtschaftliche Aufschwung wird in der Vorlage nicht berücksichtigt. Bereits 1999 verzeichneten die Sozialversicherungen dank der besseren Konjunktur mehr Einnahmen als erwartet. Es stellt sich deshalb die Frage, ob noch im gleichen Masse Einsparungen erforderlich sind oder ob mit anderen, neuen Einnahmequellen die Finanzierung ebenfalls sichergestellt werden kann. Die Einführung einer Energiesteuer als Ergänzung zur Mehrwertsteuer ist laut Botschaft des Bundesrates zur AHV-Revision nicht ausgeschlossen. Sie werde von den laufenden Arbeiten zur ökologischen Steuerreform abhängen.

Wir beantragen, dass der mittel- und längerfristige Finanzierungsbedarf der AHV/IV mit aktualisierten Daten überprüft wird und dass die finanziellen Probleme nicht mit Sparmassnahmen zulasten der Frauen gemindert werden, sondern dass neben der Mehrwertsteuer andere Einnahmequellen sofort angegangen werden.

Betreuungsgutschriften in der AHV

Wir haben gerne zur Kenntnis genommen, dass die Anspruchsbedingungen für Betreuungsgutschriften ausgedehnt werden sollen und auch dann erfolgen würden, wenn

- die pflegebedürftige betreute Person eine Hilfslosenentschädigung der Unfallversicherung (UV) für mindestens mittlere Hilflosigkeit bezieht oder entsprechende Leistungen der Militärversicherung (MV) erhält.
- die betreuende Person nicht in unmittelbarer Nähe der betreuten Person wohnt, sofern sie ohne weiteres erreichbar ist und in kurzer Zeit zur betreuten Person gelangen kann.

Beitragsbereich

Mit den Revisionspunkten, die zu Mehreinnahmen führen werden, d.h.

- der Anhebung des Beitragssatzes der selbständig Erwerbenden und der sinkenden Beitragsskala
- der Aufhebung des Freibetrages für erwerbstätige Personen im Rentenalter

Anmerkungen

1 Die Vernehmlassungen zur 11. AHV-Revision und 1. BVG-Revision sind publiziert in «Frauenfragen» 1. 1999.

2 erstellt von Colette Nova, Schweizerischer Gewerkschaftsbund Bern, 9. 5. 2000.



Message concernant la 11^e révision de l'assurance-vieillesse et survivants et le financement à moyen terme de l'assurance-vieillesse, survivants et invalidité

du 2 février 2000

Message relatif à la révision de la loi fédérale sur la prévoyance professionnelle vieillesse, survivants et invalidité (LPP)

du 1^{er} mars 2000

Prise de position de la Commission fédérale pour les questions féminines du 28 juin 2000

D'après le message du Conseil fédéral, l'objectif de la 11^e révision de l'AVS est la consolidation financière à moyen et long terme de l'AVS/AI et l'introduction d'une retraite à la carte fondée sur des principes de politique sociale.

La 1^{ère} révision de la LPP, quant à elle, doit maintenir le niveau actuel de prévoyance dans le 2^e pilier et aussi l'améliorer dans divers domaines.

Aperçu des éléments les plus importants du message du Conseil fédéral sur la 1^{ère} révision de la LPP

Aperçu des éléments les plus importants du message du Conseil fédéral sur la 11^e révision de l'AVS

	Economies au détriment des femmes uniquement	Economies au détriment des deux sexes	Recettes supplémentaires	«Amélioration»
Relèvement de l'âge de la retraite	400 mio.			
Adaptation de la rente de veuve	786 mio.			
Rythme de l'adaptation des rentes		150 mio.		
Flexibilisation de l'âge l'âge de la retraite				400 mio.
Relèvement du taux de cotisation des indépendants			74 mio.	
Pourcentages additionnels de la TVA				
Suppression de la franchise pour les rentiers actifs			202 mio.	
Privilège de la faillite			50 mio.	
Total des économies	1 186 mio.	150 mio.		

Source: Office fédéral des assurances sociales

■ Harmonisation de l'âge de la retraite dans le 2^e pilier avec l'âge de la retraite dans le 1^{er} pilier, ce qui signifie que l'âge ordinaire de la retraite pour les deux sexes est de 65 ans.

■ L'anticipation ou l'ajournement des prestations sont organisés sur le modèle de l'AVS et offrent en principe les mêmes possibilités. Les rentes anticipées du 2^e pilier sont soumises à une réduction actuarielle.

■ La rente de veuf est introduite dans le régime obligatoire de la prévoyance professionnelle. Elle est obtenue aux mêmes conditions que la rente de veuve.

■ Le taux de conversion est abaissé à 6.65 pourcent de l'avoir de vieillesse, ce qui entraîne une diminution du niveau des rentes. Pour compenser les effets potentiellement indésirables, il est prévu, en tant que mesure d'accompagnement, de relever les taux de bonification, en fonction de la marge de manœuvre financière de l'institution de prévoyance et avec ou sans relèvement des cotisations.



- Suppression des mesures spéciales pour la génération d'entrée.
- Le revenu assuré ne peut dépasser la limite de cinq fois le plafond de la prévoyance obligatoire (361'800 fr. selon l'état 2000 de la valeur limite de la LPP).

Remarques de principe

Si l'on se place du point de vue des femmes, il n'y a, dans ces deux projets, aucune amélioration. Au contraire, il y a même péjoration: au nom de l'égalité, on assiste à une suppression massive de prestations pour bon nombre de femmes, notamment par le biais du relèvement de l'âge de la retraite et la suppression quasi totale de la rente de veuve. Les quelques améliorations qui avaient été introduites dans la 10e révision de l'AVS sont ainsi réduites à néant. Rappelons que les bonifications pour tâches d'assistance – dont bénéficiaient essentiellement les femmes – avaient dû être «achetées» au prix d'une élévation progressive de l'âge de la retraite de 62 à 64 ans. La flexibilisation de l'âge de la retraite, décrite maintenant comme «fondée sur des critères de politique sociale» doit à nouveau être financée par des moyens économisés au détriment des femmes. Quant à la révision de la LPP, le postulat d'égalité exprimé depuis longtemps, impliquant la suppression ou, à tout le moins, une diminution de la déduction de coordination, n'a pas été pris en considération.

Le concept des trois piliers de la prévoyance professionnelle vieillesse, survivants et invalidité est inscrit dans la Constitution fédérale et se fonde sur les principes suivants:

- les rentes AVS doivent couvrir les besoins vitaux dans une mesure appropriée et constituent la base de la prévoyance vieillesse;
- la prévoyance professionnelle doit, conjointement avec le 1er pilier, permettre de maintenir de façon appropriée le niveau de vie antérieur; la loi réglemente quels sont les domaines obligatoires;
- la prévoyance professionnelle individuelle constitue le 3e pilier; elle est encouragée par des mesures fiscales et par une politique facilitant l'accession à la propriété.

Lors de l'introduction du système des 3 piliers et de la loi fédérale sur la prévoyance professionnelle vieillesse, survivants et invalidité (LPP) du 25 juin 1982, le principe constitutionnel était entendu ainsi: d'une manière générale, le niveau de vie antérieur peut être considéré comme maintenu lorsque les rentes provenant du premier et du deuxième pilier versées à une personne vivant seule se

montent au total à 60 pourcent de son dernier revenu brut («taux de remplacement»). Afin de remplir le mandat constitutionnel du deuxième pilier, le taux de remplacement devrait cependant, dans le cas des petits revenus, atteindre 80 pourcent.

La Commission fédérale pour les questions féminines a déjà attiré l'attention sur ce mandat constitutionnel lors de sa prise de position dans la procédure de consultation¹. L'examen des deux messages montre que le mandat ne pourrait pas être correctement rempli et l'on ne s'attelle pas aux révisions qui s'imposent.

L'assainissement et les mesures dites de consolidation de l'AVS/AI et de la LPP sont, dans la combinaison proposée, à refuser absolument.

Sur quelques points précis des deux révisions

Déduction de coordination dans la LPP

Comme nous l'avons évoqué plus haut, le mandat constitutionnel prévoit que le deuxième pilier, en combinaison avec l'AVS, doit «permettre de maintenir de façon appropriée le niveau de vie antérieur». Cette protection constitutionnelle en matière de prévoyance professionnelle demeure une illusion pour de nombreux travailleurs et en particulier pour les femmes. Le montant actuel de la déduction de coordination, à savoir 24'120 francs par an, exclut de fait du deuxième pilier une femme active sur deux. Etant donné les salaires féminins plus bas, étant donné que les femmes se trouvent plus fréquemment que les hommes dans des domaines d'activité mal rémunérés ou encore qu'elles travaillent à temps partiel, les rentes qu'elles peuvent espérer sont également plus basses que celles des hommes.

En 1988, la Commission fédérale pour les questions féminines avait déjà fait des propositions détaillées en vue d'une révision future de la LPP sous l'angle de l'égalité. Entre-temps, on a adopté quelques-unes de ses recommandations, telles la répartition des droits en matière de deuxième pilier lors de la dissolution du mariage par divorce ou encore l'amélioration des règles de libre passage. Mais il faut encore impérativement revoir la réglementation de la déduction de coordination. La règle qui prévaut aujourd'hui comme hier implique une discrimination massive des femmes et des personnes à bas revenus. Il semble bien que les recommandations de la Commission fédérale pour les questions féminines n'aient été ni examinées ni prises en considération.

L'économie exige que les travailleurs et les travailleuses soient flexibles. Il y a de plus en plus de personnes qui travaillent – sur des durées de plus en plus longues – sur la base de contrats de travail à temps partiel, avec différents employeurs et, partant, des salaires atomisés, lesquels, selon les circonstances, se situent même en-dessous du montant de la déduction de coordination. Il s'ensuit que les prestations de la LPP sont plus basses, voire tombent à zéro.

L'abaissement du montant de la déduction de coordination et par là même du seuil d'entrée dans le régime obligatoire de la prévoyance professionnelle aurait, selon le modèle choisi, amené des améliorations dans les prestations. Avec les prestations de l'AVS/AI, cela aurait permis de faire grimper le taux de remplacement de 70 à 80 pourcent. Les coûts annuels supplémentaires occasionnés par ces améliorations sont estimés, compte tenu de la prévoyance surobligatoire et selon le modèle choisi, entre 300 et 475 millions de francs.

Il faut ajouter ici que les dépenses consenties dans le cadre du régime obligatoire de la LPP ne constituent qu'un tiers de l'ensemble des dépenses faites pour le 2e pilier. Les statistiques à ce propos restent d'ailleurs bien maigres. D'après les estimations, 47.1 milliards de francs sont affectés à la prévoyance professionnelle, dont 32.1 milliards à la prévoyance surobligatoire. D'une façon générale, les utilisateurs de cette partie non obligatoire de la prévoyance professionnelle sont des personnes qui disposent déjà d'un haut revenu. Ceci montre que si l'on procédait à une nouvelle répartition, on pourrait au moins disposer des moyens financiers pour améliorer les prestations en faveur des bas revenus.

Dans son message, le Conseil fédéral persiste cependant à ne pas vouloir poursuivre plus avant l'amélioration de la protection des personnes à petits revenus dans la 1ère révision de la LPP. Selon lui, les conséquences financières et administratives ne seraient supportables ni pour les institutions de prévoyance ni pour les entreprises.

Nous demandons que

- la question de la déduction de coordination soit reprise dans la 1ère révision de la LPP;
- la déduction de coordination soit supprimée; pour empêcher que des revenus minuscules soient aussi assurés, il faut reconsidérer le seuil d'entrée (par exemple la moitié de la rente AVS minimale, c'est-à-dire environ 6000 francs par an);
- la déduction de coordination soit au moins significativement réduite et aménagée de façon proportionnelle au taux d'occupation.



Relèvement de l'âge de la retraite

En 2009, l'âge ordinaire de la retraite pour les femmes dans l'AVS sera à nouveau relevé d'une année et passera à 65 ans. Dans le 2e pilier, on prévoit également un relèvement progressif de l'âge de la retraite des femmes, qui passera de 62 ans aujourd'hui à 65 ans.

On fait valoir que la suppression de l'âge plus bas de la retraite des femmes est une question d'égalité, mais on passe sous silence la situation réelle des travailleurs plus âgés sur le marché du travail, et tout particulièrement celle des femmes. Où sont les places de travail supplémentaires qui seraient nécessaires pour employer les travailleuses et les travailleurs plus âgés? Les nouveaux postes créés ces dernières années se trouvent surtout dans les nouvelles technologies, dans les domaines de l'information et de la communication et dans les services informatiques. Dans ces branches indiscutablement orientées vers l'avenir, on souhaite des forces vives et jeunes. Les économies réalisées par le relèvement de l'âge de la retraite seraient absorbées par des dépenses plus lourdes pour l'assurance chômage, et pour l'assurance maladie et invalidité.

Les revendications qu'on entend aujourd'hui en faveur d'un âge plus bas de la retraite pour les deux sexes et celles qui demandent une véritable retraite sociale flexible n'ont pas été prises en considération parce que ces modèles ne seraient pas financiables. Les moyens requis pour une flexibilisation minimale dans la 11e révision de l'AVS sont compensés par le relèvement de l'âge de la retraite des femmes.

Comme elle l'a déjà évoqué lors de la procédure de consultation, la CFQF rejette la décision de fixer l'âge de la retraite à 65 ans. Elle demande que l'âge ordinaire de la retraite des femmes et des hommes soit fixé à 62 ans.

Si cette solution s'avérait impossible, elle demande que soit mise en place une solution offrant une véritable retraite à la carte.

Retraite à la carte

La possibilité de flexibilisation présentée dans le message ne peut pas être considérée comme une solution moderne, ouverte et orientée vers l'avenir. On a même le sentiment d'un certain cynisme lorsqu'on lit que le système proposé est guidé par une logique sociale. Malgré l'échelonnement prévu en fonction des années d'anticipation et du revenu annuel déterminant, la réduction à vie des rentes reste massive. Des personnes disposant d'un petit revenu – avant tout des femmes, on le sait – ne peuvent pas se permettre de prendre une retraite anticipée. Le 2e pilier prévoit aussi une

Rentes versées pour une retraite anticipée de 3 ans, prise à 62 ans

Revenu annuel déterminant AVS	jusqu'à 12 060	24 120	36 180	48 240	60 300	72 360
Rente AVS non réduite à 65 ans, en fr.	1005	1266	1528	1688	1849	2010
Réduction de la rente en cas de retraite anticipée à 62 ans, en %	6.6	8.6	10.5	12.6	14.7	16.8
Réduction en fr.	66.30	108.90	160.40	212.70	271.80	337.70
Rente AVS réduite, en fr.	938.70	1157.10	1367.60	1475.30	1577.20	1672.30
Rente de la caisse de pension (réduite), en fr.	0	0	296.00	591.70	887.50	1183.30
Total rente vieillesse, en fr.	938.67	1157.10	1663.40	2067.00	2464.70	2855.60

Les réductions des rentes sont à vie.

réduction des rentes en cas de retraite anticipée, encore plus forte, d'ailleurs, à cause du type de calculs actuariels utilisés.

Le tableau² ci-dessus montre, par exemple, les rentes qu'une personne de 62 ans, qui prend donc une retraite anticipée de trois ans, peut attendre. Le calcul intègre les données suivantes:

1. durée complète de cotisation à l'AVS et à la LPP
2. taux de conversion LPP inchangé (7.2 pourcent à 65 ans, 7 pourcent à 64 ans, 6.8 pourcent à 63 ans, 6.6 pourcent à 62 ans); dans le projet de révision de la LPP, le Conseil fédéral a prévu de diminuer ces taux.
3. prestations selon le revenu minimum LPP

Il s'agit toujours d'une rente mensuelle et de la réduction mensuelle.

Nous exigeons que dans l'AVS, les taux de réduction proposés soient coupés au moins de moitié si l'on conserve l'échelonnement d'après le revenu annuel déterminant. La retraite doit pouvoir être anticipée d'au moins trois ans.

Adaptation des rentes, augmentation des prestations

Il est prévu de ralentir le rythme de l'adaptation des rentes AVS à l'évolution des salaires et des prix en passant d'une période de deux à trois ans. Le rythme d'adaptation serait à nouveau raccourci si le renchérissement dépassait 4 pourcent en une année.

Etant donné la baisse du taux de conversion de 7.2 pourcent aujourd'hui à 6.65 pourcent de l'avoie de vieillesse, les prestations de la LPP diminueraient aussi.

En principe, femmes et hommes sont touchés de la même façon par ces deux mesures. Mais comme les femmes reçoivent déjà aujourd'hui des rentes AVS généralement plus basses que celles des hommes et des prestations moins bonnes, voire nulles, du 2e pilier, elles sont en fait nettement plus touchées par le ralentissement de l'adaptation des rentes et la diminution escomptée des prestations de la LPP.

Nous demandons qu'on renonce à ces deux mesures.

Rente de veuve

Alors que la révision de la LPP introduit la rente de veuf aux mêmes conditions que la rente de veuve, le plus gros morceau des économies prévues dans la 11e révision de l'AVS est pris sur les rentes de veuves. Selon le Conseil fédéral, l'alignement de la rente de veuve sur celle du veuf se base sur une répartition des tâches dans la famille fondée sur un esprit de partenariat. Mais cette vision des choses n'est pas (encore) réalité. Ce sont toujours les mères qui, majoritairement, diminuent ou abandonnent leur travail pour s'occuper des enfants. Toujours selon le Conseil fédéral, les difficultés pour réintégrer le marché du travail une fois que le dernier enfant a atteint l'âge de 18 ans sont les mêmes pour tous, veuves y compris. Cela dit, les veufs qui doivent se réinsérer sur le marché du travail sont bien moins nombreux que les veuves pour la bonne raison qu'ils n'en sont jamais sortis. L'égalité purement formelle prévue ici ne constituerait pas une discrimination indirecte des veuves si celles-ci n'étaient pas par ailleurs désavantagées dans la vie professionnelle à cause du rôle traditionnel féminin. Si la veuve, à cause de son activité antérieure au foyer et de sa (maigre) formation, n'arrive pas à trouver du travail, il faut prévoir des mesures spécifiques de réinsertion professionnelle, dont pourraient d'ailleurs aussi bénéficier des veufs dans la même situation. Ce droit pourrait être organisé sur le modèle en vigueur dans l'assurance invalidité du 1er pilier (compensation des désavantages liés à la santé). Si la réinsertion professionnelle égalitaire échoue ou si un désavantage considérable persiste, le droit à la rente doit continuer après que l'enfant le plus jeune a atteint l'âge de 18 ans.

Le message prévoit une nouveauté: la mise sur un pied d'égalité des personnes divorcées et, des personnes mariées lorsque survient le décès de la ou du (ex-) conjoint-e. Aujourd'hui, de nombreux pa-



rents vivent ensemble sans être mariés. Pour réaliser l'égalité sur le plan de l'état civil, il faudrait donc aussi que les parents non mariés aient droit à une rente lorsque leur partenaire décède.

Les propositions faites par la Commission fédérale pour les questions féminines lors de la procédure de consultation ne font même pas l'objet d'une mention dans le résumé des réponses à la consultation, autant dire que le message est également muet à ce propos.

Nous demandons que, en plus des prestations proposées par le Conseil fédéral aux personnes veuves, celles-ci aient un droit à des mesures de réinsertion professionnelle si elles ont subi une perte de gain à cause de l'accomplissement de leurs tâches familiales. Si un désavantage considérable persiste après le recours aux mesures de réinsertion, veuves et veufs doivent continuer de recevoir une rente après que l'enfant le plus jeune a atteint l'âge de 18 ans. S'il n'existe plus aucun droit à la rente, veuves et veufs doivent recevoir une indemnité correspondant à la rente d'une année. Les droits à une rente sont indépendants de l'état civil.

On pourrait aussi imaginer, comme alternative, un relèvement substantiel de la rente d'orphelin.

Financement de l'AVS/AI

Nous apprécions le fait qu'on ait renoncé à augmenter la part prise sur les salaires. Le Conseil fédéral prévoit une augmentation linéaire de la taxe sur la valeur ajoutée (TVA) jusqu'à un maximum de 2.5 points.

Le projet ne tient pas compte de la reprise économique de ces dernières années. En 1999, déjà, les assurances sociales, grâce à une amélioration de la conjoncture, ont obtenu plus de recettes qu'escompté. On peut dès lors se poser la question: les économies doivent-elles véritablement être aussi massives ou est-ce qu'il serait possible d'assurer le financement par de nouvelles ou d'autres sources? Le message du Conseil fédéral sur l'AVS n'exclut d'ailleurs pas l'introduction d'un impôt sur l'énergie pour compléter la TVA. La taxe sur l'énergie dépend des travaux en cours sur la réforme fiscale écologique.

Nous demandons que le besoin de financement à moyen et à plus long terme de l'AVS/AI soit revu avec des données actualisées et que les problèmes financiers ne soient pas atténués par le recours à des économies faites au détriment des femmes. Nous demandons qu'à côté de la taxe sur la valeur ajoutée, on envisage immédiatement d'autres sources de recettes.

Bonifications pour tâches d'assistance dans l'AVS

Nous saluons le fait que les conditions du droit aux bonifications pour tâches d'assistance devraient être élargies et que ce droit vaudrait aussi pour

- la prise en charge de personnes au bénéfice d'une allocation pour impotence moyenne ou grave de l'assurance accidentés (AA) ou de prestations correspondantes de l'assurance militaire (AM);
- des personnes qui n'habitent pas à proximité immédiate de la personne prise en charge, à condition qu'elles soient facilement atteignables et qu'elles puissent rejoindre la personne prise en charge en un court laps de temps.

Domaine des cotisations

Nous sommes d'accord avec les points suivants de la révision visant à augmenter les recettes:

- relèvement du taux de cotisation des indépendants et gel du barème dégressif
- suppression de la franchise pour les personnes retraitées exerçant une activité lucrative
- réintroduction du privilège de la faillite de 2e classe (supprimé lors de la révision de la loi fédérale sur la poursuite pour dettes et faillite de 1997).

Traduction: Martine Chaponnière

Notes

1 Les prises de position sur la 11e révision de l'AVS et la 1ère révision de la LPP sont publiées dans Questions au féminin 1.1999.

2 réalisé par Colette Nova, Union syndicale suisse, Berne, 9. 5. 2000.

Vernehmlassungsvorlage zur Reform der Ehepaar- und Familienbesteuerung

Stellungnahme der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen (Juli 2000)

I. Allgemeines

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (EKF) begrüsst, dass die Ehepaar- und Familienbesteuerung einer Reform unterzogen wird.

Die verschiedenen Steuersysteme in Bund und Kantonen gehen grundsätzlich von der Familienbesteuerung aus. Zwar sehen die einzelnen Steuergesetze verschiedenartige Korrekturmöglichkeiten vor, weil die reine Anwendung dieses Grundsatzes zu einer krassen Verletzung des verfassungsrechtlichen Grundsatzes der Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit (Art. 127 Abs. 2 BV) führen würde. Eine vollständige Gleichbehandlung kann jedoch auch mit diesen Korrekturen nicht erreicht werden. Bei höheren Einkommen führt eine hohe Grenzsteuerbelastung dazu, dass es sich für Frauen unter finanziellen Gesichtspunkten weniger lohnt, eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen bzw. ihren Beschäftigungsgrad zu erhöhen. Ausgaben für Weiterbildung können zudem nicht oder nur teilweise vom Erwerbseinkommen abgesetzt werden. Auch dies kann den Entscheid von Frauen für einen Wiedereinstieg ins Erwerbsleben erschweren.

Die Kosten für die Kinderbetreuung bei Erwerbstätigkeit der Eltern können nur in wenigen Kantonen (nicht aber bei der direkten Bundessteuer) ganz oder teilweise im Rahmen der Sozialabzüge steuermindernd geltend gemacht werden. Bei Nichtberücksichtigung der effektiv anfallenden Kosten als Berufskosten erfolgt die Besteuerung auf einem fiktiven Einkommen, das den betreffenden Personen nicht mehr zur Verfügung steht.

Die hohe Grenzsteuerbelastung, die Nichtberücksichtigung von berufsbedingten Kosten (wie Weiterbildung, Kosten der Kinderbetreuung) kann bei einer verheirateten Frau den Entscheid, ob eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen oder auszudehnen ist, beeinflussen. Aus gleichstellungspolitischer Sicht darf jedoch das Steuersystem keinen Einfluss auf den Erwerbsentscheid haben (vgl. zum Ganzen: Die Auswirkungen des Steuer- und Abgabensystems auf die Frauen, INFRAS AG, 1997).

Wir sprechen uns grundsätzlich für die

Individualbesteuerung aus, da dieses Modell dem Grundsatz der Gleichstellung von Frau und Mann am besten entspricht. Damit dabei Familien mit Kindern nicht benachteiligt werden, braucht es jedoch eine besser ausgebaut Sozial- und Familienpolitik, namentlich einheitliche und höhere Kinderzulagen.

Auf ein weiteres gravierendes Problem weist der Aktionsplan der Schweiz zur Gleichstellung von Frau und Mann hin (Folgearbeiten zur 4. UNO-Weltfrauenkonferenz von Beijing 1995): Die Besteuerung der Unterhaltsbeiträge, die den Alleinerziehenden zukommen, muss gerechter gestaltet werden. Mit dem Steuerharmonisierungsgesetz (StHG) von 1993 haben der Bund und die meisten Kantone die Besteuerung der Kinderalimente bei den Empfangenden (das sind mehrheitlich Frauen) eingeführt. Damit steigt ihre steuerliche Belastung, ohne dass ihnen ein höheres Einkommen zur Verfügung stünde (die Kinderalimente stehen ja den Kindern zu), und sie versteuern ein Einkommen, das für sie nicht rentenbildend wirkt. Weiter ergeben sich aufgrund des höheren Einkommens indirekte Kosten wie höhere Krippen- und Schultarife oder Krankenkassenprämien. Umgekehrt können die unterhaltsverpflichteten Eltern (meist die Väter) Kinderalimente, die für sie rentenbildend (AHV, BVG) wirken, in voller Höhe zum Abzug bringen. Sie sind damit die einzigen Personen, die ihre gesamten Kinderkosten von den Steuern abziehen können. Denn der Kinderabzug, der dem ohnehin berechtigten Elternteil zusteht, deckt nur einen kleinen Teil der realen Kinderkosten. Diese übermässige Belastung der Einelternfamilien muss dringend geändert werden. Neben der Möglichkeit, zum alten System zurückzukehren (Besteuerung der Kinderalimente bei den Zahlungspflichtigen), ist eine Lösung zu diskutieren, die die Steuerlast auf beide Elternteile verteilt. Denkbar ist, dass der Abzug der Unterhaltsbeiträge für die Pflichtigen nach oben begrenzt wird und dass die Empfangenden diese Beiträge ebenfalls nur bis zu dieser Grenze versteuern müssen. Um solche neuen Lösungen sachgerecht zu beurteilen, müssen in jedem Fall Modellrechnungen gemacht werden, die auch die Frage der

Rentenbildung einbeziehen.

Die Reform der Ehepaar- und Familienbesteuerung muss deshalb folgende Forderungen erfüllen:

- Die Verwirklichung des verfassungsrechtlichen Grundsatzes der Gleichstellung von Frau und Mann. Das neue Modell darf keinen negativen Einfluss auf den Entscheid über die Erwerbstätigkeit der Frauen haben. Das bedeutet, dass der Verzicht auf Erwerbsarbeit nicht steuerlich privilegiert wird und ein Zweiteinkommen nicht einer höheren Steuerbelastung unterliegen darf als das Einkommen des Erstverdienenden.
- Der Zivilstand bzw. die gewählte Lebensform darf keinen Einfluss auf die Besteuerung haben.
- Berufsbezogene Kosten: Kinderbetreuungskosten sowie die Kosten des Wiedereinstiegs und der Weiterbildung müssen zusätzlich zu den üblichen Berufsauslagen abgezogen werden können.
- Einelternfamilien dürfen steuerlich nicht übermässig belastet werden.

II. Zu den verschiedenen Modellen

Bei den Gemeinschaftsbesteuerungsmodellen führt die Zusammenveranlagung dazu, dass die Einkünfte von Frau und Mann zusammengezählt werden. Das Gemeinschaftseinkommen fällt dadurch in eine höhere Progression. Das Zweiteinkommen wird auf diese Weise viel höher besteuert als wenn das gleiche Einkommen einer alleinstehenden Person besteuert würde. Daraus entstehen Edukations- oder Abhalteeffekte. Dieser negative Einfluss auf die Erwerbstätigkeit von Ehefrauen wird auch durch das Splitting nur wenig abgeschwächt. Gerade bei Splittingmodellen werden in erster Linie Einverdienerhepaare und höhere Einkommen stark entlastet: je höher das Einkommen, desto höher fällt der Splittingeffekt aus. Zweiverdienerpaare mit gleich hohem Einkommen profitieren dagegen nicht vom Splittingeffekt. Wird die Einverdienerhe (oder das Einverdienerkonkubinats) besonders attraktiv ausgestaltet, so schafft dies ökonomische Anreize zur Festlegung der Frauen auf die ihnen traditionell zugewiesene Rolle als Hausfrau. Diese Ze-

mentierung der Rollenverteilung widerspricht dem Grundsatz der Gleichstellung von Frau und Mann.

Das einzige Besteuerungsverfahren, welches zivilstandsunabhängig ist und positive Anreize zur Aufnahme und Ausdehnung der Erwerbstätigkeit schafft, ist die Individualbesteuerung. Es ist auch das vorherrschende Steuersystem in Europa. Bei der Individualbesteuerung sind jedoch gleichzeitig Massnahmen zu treffen, die verhindern, dass es beim Wechsel des Besteuerungssystems zu einer Verringerung des Steueraufkommens und zu negativen Umverteilungswirkungen kommen kann. Ein allfälliger administrativer Mehraufwand der Steuerverwaltung darf nicht als Argument benutzt werden, um die Wahl eines neuen Besteuerungsmodells zu verhindern. Dieser wird durch die Einfachheit des Modells (es braucht keine aufwendigen Korrekturmechanismen mehr) vermindert.

III. Zum Fragenkatalog

1. Der Expertenbericht der Kommission Familienbesteuerung (nachfolgend «Expertenbericht» genannt) geht für die sachgerechte Besteuerung der Ehegatten und Familien von Grundannahmen aus. Welche der im folgenden angeführten, entsprechenden Vorgaben des Expertenberichtes unterstützen Sie, welche lehnen Sie ab?

1.1 Für Ehe- und Konkubinatspaare in gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen hat eine gleiche Steuerbelastung zu gelten. Dieses Ziel soll mit einem Wahlrecht der Konkubinatspartner erreicht werden, wie ein Ehepaar besteuert zu werden.

Die EKF begrüsst, dass auch Konkubinatspaare mittels Wahlrecht erreichen können, wie ein Ehepaar besteuert zu werden. Wenn Konkubinatspaare ein derartiges Wahlrecht ausüben können, ist ein solches auch gleichgeschlechtlichen Paaren unter denselben Bedingungen einzuräumen. Die Kommission verweist in diesem Zusammenhang auf ihre Vernehmlassungsstellungnahme vom November 1999 über die rechtliche Situation gleichgeschlechtlicher Paare. Darin wird die Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Paare mit Ehe- und Konkubinatspaaren gefordert. Aus diesem Grund ist gleichgeschlechtlichen Paaren unter den gleichen Bedingungen wie Konkubinatspaaren ebenfalls ein entsprechendes Wahlrecht einzuräumen.

1.2 Das Existenzminimum soll bei der direkten Bundessteuer steuerlich freigestellt werden.

Diese Vorgabe erachtet die EKF als richtig.

1.3 Da Mehrpersonenhaushalte im Bereich der Wohnkosten einen Haushaltvorteil erzielen, soll alleinstehenden oder alleinerziehenden

den Personen ein besonderer Abzug (Haushaltsabzug) gewährt werden.

Die gewählte Lebensform (Einzelhaushalt/Mehrpersonenhaushalt) soll keinen Einfluss auf die Besteuerung haben. Aus diesem Grund lehnt die EKF einen Haushaltsabzug oder Alleinverdienerabzug ab, weil dadurch wieder eine Bevorzugung von Alleinverdienern entstehen kann.

1.4 Die Prämien für die obligatorische Krankenpflege- und Unfallversicherung sollen zum Abzug zugelassen werden.

1.5 Der Abzug für freiwillige Versicherungsprämien sowie für Sparkapitalzinsen soll aufgegeben werden.

Wenn die gesamten Prämien für die obligatorische Kranken- und Unfallversicherung zum Abzug zugelassen werden, kann auf einen Abzug für freiwillige Versicherungsprämien und Sparkapitalzinsen verzichtet werden.

1.6 Der Kinder- sowie der Unterstützungsabzug bei der direkten Bundessteuer sollen erhöht werden.

Diese Prämisse wird unterstützt.

1.7 Die effektiven Kosten der Kinderbetreuung durch Dritte sollen neu bis zu einem im Gesetz vorgegebenen Höchstbetrag zum Abzug gebracht werden. Bei der direkten Bundessteuer soll dieser Höchstbetrag 4000 Franken betragen.

Wichtig ist, dass die effektiven Kosten der Kinderbetreuung durch Dritte steuerlich in Abzug gebracht werden können. Der vorgeschlagene Höchstbetrag von 4000 Franken erscheint im Verhältnis zu den tatsächlich anfallenden Kosten als zu niedrig. Gerade die höheren Einkommen werden bei den Fremdbetreuungskosten (z.B. in den Tarifen der Kinderkrippen und Tagesfamilienvereinen) mit progressiven Tarifen belastet. Die Kosten der Fremdbetreuung haben einen direkten Zusammenhang mit der Berufsausübung und sind deshalb vollumfänglich zum Abzug zuzulassen. Es ist nicht einzusehen, weshalb die effektiven Fahrtkosten zum Arbeitsplatz, effektive Weiterbildungskosten etc. abziehbar sind und bei den Kosten für die Kinderbetreuung durch Dritte ohne ersichtlichen Grund andere Regeln gelten sollen. Die Obergrenze der zulässigen Abzüge muss sich an den Tarifen öffentlicher Kinderbetreuungseinrichtungen orientieren.

1.8 Der bisherige Abzug für Zweiverdiener-ehepaare soll entfallen.

Beim Übergang zur Individualbesteuerung entfällt diese Vorgabe.

1.9 Die Haftung der Ehegatten soll gegenüber dem geltenden Recht verschärft und eine uneingeschränkte Solidarhaftung vorgesehen werden. Die Ehegatten würden somit auch nach der rechtlichen oder tatsächlichen Trennung solidarisch für alle offenen Steuerschulden aus der Zeit der gemeinsamen Veranla-

gung haften. Bei Zahlungsunfähigkeit würde keine anteilmässige Haftung eintreten. Sind Sie damit einverstanden?

Mit der vorgeschlagenen Verschärfung der Haftung ist die EKF nicht einverstanden. Eine Haftung soll im bisherigen Rahmen bestehen bleiben. Jede Person soll nur im Verhältnis ihres eigenen Einkommens für ausstehende Steuern haften.

2. Der Expertenbericht verzichtet auf verschiedene, politisch ebenfalls zur Diskussion stehende Massnahmen. Können Sie sich diesem Verzicht anschliessen oder nicht? Das bedeutet:

Diesem Verzicht kann sich die EKF nicht anschliessen:

2.1 Kein Abzug der Wiedereinstiegskosten, soweit er über den üblichen Abzug der Berufskosten hinausgeht.

Die steuermindernde Berücksichtigung von Wiedereinstiegskosten als zusätzlicher Abzug zu den Berufskosten stellt einen positiven Anreiz für die berufliche Integration von Frauen dar, welche ihre Erwerbstätigkeit allenfalls zugunsten der Kinderbetreuung zeitweise aufgeben haben. Gerade bei längerer Abwesenheit vom erlernten Beruf ist die Weiterbildung für den Wiedereinstieg unabdingbar.

2.2 Keine Ausdehnung der Säule 3a auf Nichterwerbstätige.

Die Möglichkeit der steuerrechtlichen Begünstigung für die Säule 3a sollte im Rahmen dieser Reform auch eingeführt werden für Nichterwerbstätige während der Zeit, in der sie Betreuungs- und Erziehungsgutschriften gemäss der AHV-Gesetzgebung beanspruchen können. Diese Frage ist ebenfalls im Rahmen der Reform der Familienbesteuerung zu klären, weil sie direkt mit der Aufgabenteilung des Paares zu tun hat.

2.3 Kein Abzug für Ausbildungskosten.

Ausbildung ist eine unabdingbare Voraussetzung für eine bessere berufliche Integration, verbunden mit höheren steuerbaren Einkünften. Die damit verbundenen Kosten müssen daher abgezogen werden können.

2.4 Keine (Sozial)Abzüge vom Steuerbetrag.

Wenn das Existenzminimum nicht besteuert wird, kann auf zusätzliche Sozialabzüge verzichtet werden.

3. Welchem der im Expertenbericht vorgeschlagenen Modelle geben Sie grundsätzlich den Vorzug, dem «Vollsplitting mit Wahlrecht», der «Individualbesteuerung modifiziert» oder dem «Familiensplitting»?

Wie bereits unter II. dargelegt, bevorzugt die EKF das Modell Individualbesteuerung modifiziert.

4. Welches sind aus Ihrer Sicht die Vorteile oder Nachteile der Variante «Vollsplitting mit Wahlrecht»?

Beim Vollsplitting mit Wahlrecht wird am herkömmlichen System der Familien festgehalten. Wie bereits ausgeführt, hat dies zur Folge, dass das Zweiteinkommen in eine höhere Progression fällt. Positiv ist, dass das Wahlrecht der Konkubinatspaare (allenfalls auch gleichgeschlechtlicher Paare) eine Ungleichbehandlung von Paaren ohne Trauschein verhindert. Problematisch erscheint bei diesem System, dass vor allem Einverdienerpaare ohne Kinder, Paare mit sehr unterschiedlichem Einkommen und solche mit hohem Einkommen profitieren. Für Zweiverdienerpaare mit in etwa gleichem Einkommen dagegen stellt sich keine Entlastung ein. Wird die Einverdienerreihe (bzw. das Einverdiener) besonders attraktiv behandelt, so bewirkt dies ökonomische Anreize zur Festlegung der Frauen auf die ihnen traditionell zugewiesene Rolle als Hausfrauen. Dieses Resultat widerspricht dem Grundsatz der Gleichstellung von Frau und Mann. Überdies tragen Alleinstehende bei diesem Modell eine höhere Steuerlast.

5. Welches sind aus Ihrer Sicht die Vorteile oder Nachteile der Variante «Vollsplitting ohne Wahlrecht» gemäss Präferenz der FDK und des Bundesrates?

Beim Vollsplitting ohne Wahlrecht können nur Ehepaare von einem Splitting profitieren. Dies ist abzulehnen. Weiter ist auf die Vorbehalte, wie sie die EKF generell gegenüber den Splittingmodellen hat, hinzuweisen (vgl. unter II). Negativ ist, dass Kinderbetreuungskosten und Wiedereinstiegskosten nicht abgezogen werden können.

6. Welches sind aus Ihrer Sicht die Vorteile oder Nachteile der Variante «Individualbesteuerung modifiziert»?

Mit der Individualbesteuerung wird der Grundsatz der Gleichstellung von Frau und Mann am besten verwirklicht. Der Zivilstand bzw. die gewählte Haushaltstruktur soll generell keinen Einfluss auf die Besteuerung haben. Diese darf einzig nach dem verfassungsrechtlichen Grundsatz der Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit (unter Berücksichtigung der in der Hausgemeinschaft lebenden Kinder sowie der Kosten für deren Fremdbetreuung bei Erwerbstätigkeit der Eltern) erfolgen (vgl. Art. 127 Abs. 2 BV).

7. Welches sind aus Ihrer Sicht die Vorteile oder Nachteile der Variante «Familiensplitting»?

Das Familiensplitting hat dieselben Nachteile, die bereits beim Vollsplitting

erwähnt wurden (siehe II sowie Frage 4), wenn auch nur für Paare mit Kindern. Für diese Personengruppe bietet das Modell einen ökonomischen Anreiz, an einer traditionellen Rollenteilung (Einverdienerpaare oder Paare mit sehr unterschiedlichem Einkommen) festzuhalten, was aus Gleichstellungssicht nachteilig ist. Ein weiterer Nachteil besteht darin, dass dieses Modell allein Erziehende benachteiligt, da Kinderkosten steuerlich nicht genügend berücksichtigt werden.

Als Vorteil dieser Variante ist zu sehen, dass verheiratete und unverheiratete Personen gleich behandelt werden und dass der Grundsatz der Individualbesteuerung zumindest für Paare ohne Kinder verwirklicht wird.

8. Welches sind aus Ihrer Sicht die Vorteile oder Nachteile des Modells der WAK-S?

Das Modell Parlamentarische Initiative WAK-S geht weiterhin vom traditionellen Ehemodell aus. Den veränderten Familien- und Haushaltstrukturen wird nicht Rechnung getragen. Es bringt zwar eine Entschärfung der Progression, doch trägt es dem Grundsatz der Gleichstellung von Frau und Mann nicht Rechnung, da Kinderbetreuungskosten und Wiedereinstiegskosten unberücksichtigt bleiben und an einer Zusammenveranlagung festgehalten wird.

9. Haben Sie für das von Ihnen favorisierte Modell konkrete Abänderungsanträge?

Nein.

10. Wie beurteilen Sie den administrativen und personellen Aufwand der drei zur Diskussion gestellten Modelle?

Wir nehmen an, dass beim Splitting mit Wahlrecht von einem erhöhten administrativen (u.U. auch personellen) Aufwand auszugehen ist, weil die Wahlklärungen überprüft werden müssen. Es ist weiter anzunehmen, dass bei der Individualbesteuerung in einer ersten Phase, bis sich das System eingespielt hat, mit einem erhöhten Aufwand zu rechnen ist. Dieses System ist jedoch einfach, so dass die anfänglichen Zusatzarbeiten rasch kompensiert werden können.

11. Wie beurteilen Sie die Position der Finanzdirektorenkonferenz in Bezug auf die Verankerung des Vollsplittings auch im StHG?

Wir lehnen das Vollsplitting ab (vgl. Fragen 4 und 5). Sollte es dennoch eingeführt werden, ist die Verankerung im StHG jedoch sachgerecht.

12. Soll die steuerliche Freistellung des Existenzminimums auch im StHG verankert werden?

Die steuerliche Freistellung des Exis-

tenzminimums soll auch im StHG verankert werden, damit in Bund und Kantonen eine Harmonisierung erreicht wird.

13. Wie beurteilen Sie den Entscheid des Bundesrates, für die Reform der Ehepaar- und Familienbesteuerung bei der direkten Bundessteuer einen jährlichen Minderertrag von 900 Mio. Franken zulasten des Bundes und 400 Mio. Franken zulasten der Kantone in Kauf zu nehmen?

Es ist richtig, die zu hohe steuerliche Belastung der Ehepaare und Familien endlich zu korrigieren. Dass dies nicht ohne Mindererträge zu bewerkstelligen ist, ist anzunehmen.

14. In welchem Bereich würden Sie eine Kompensationsmöglichkeit vorschlagen, wenn die finanzielle Vorgabe des Bundesrates überschritten würde?

Es müsste geprüft werden, ob anderweitige Finanzierungsmöglichkeiten gefunden werden können.

15. Wie beurteilen Sie den Vorschlag der Kommission für Wirtschaft und Abgaben des Ständerates, durch eine Änderung des StHG noch vor der umfassenden Reform der Familienbesteuerung die Möglichkeit zu schaffen, dass die Kantone die berufsbedingten Kinderbetreuungskosten berücksichtigen können?

Die EKF begrüsst diesen Vorschlag. Gemäss geltendem StHG ist es nur im Rahmen der Sozialabzüge und damit nur eingeschränkt möglich, Kinderbetreuungskosten steuermindernd geltend zu machen. Mit der Nichtberücksichtigung der berufsbedingten Kinderbetreuungskosten wird fiktives Einkommen besteuert und damit der Grundsatz der Besteuerung nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit verletzt. Eine möglichst rasche Änderung dieser unbefriedigenden und rechtsungleichen Situation wird begrüsst. Parallel dazu muss jedoch die Gesamtreform der Familienbesteuerung unbedingt vorangetrieben werden.

IV. Weitere Bemerkungen

Bei der Ausgestaltung der Gesetzesänderung muss unbedingt auf geschlechtsneutrale Formulierungen geachtet werden. Der oft verwendete Begriff «Steuerpflichtiger» ist durch «steuerpflichtige Person» zu ersetzen.



Consultation sur un projet de réforme de l'imposition du couple et de la famille

Prise de position de la Commission fédérale pour les questions féminines (juillet 2000)

I. Généralités

La Commission fédérale pour les questions féminines salue le fait qu'on ait entrepris une réforme de l'imposition du couple et de la famille.

Tant à la Confédération que dans les cantons, les systèmes fiscaux partent tous fondamentalement du principe d'une imposition de la famille. Les différentes lois fiscales, cependant, prévoient diverses modalités de correction car une application sans discernement de ce principe conduirait à une violation grave du principe constitutionnel de l'imposition en fonction de la capacité économique (art. 127, al. 2 CF). Mais ces correctifs ne suffisent pas non plus à réaliser une totale égalité de traitement. Etant donné la limite assez haute placée à la charge fiscale des plus gros revenus, les femmes peuvent estimer, d'un point de vue purement financier, que cela vaut moins la peine de prendre une activité professionnelle ou d'augmenter leur temps de travail. En outre, les dépenses consenties pour la formation continue ne peuvent pas, ou alors partiellement seulement, être déduites du revenu imposable, ce qui peut aussi rendre plus difficile pour les femmes la décision de réintégrer le marché du travail.

Ce n'est que dans quelques cantons que l'on peut, complètement ou partiellement dans le cadre des déductions sociales, déduire les frais de garde des enfants lorsque les deux parents exercent une activité lucrative. Mais cela n'est pas possible pour l'impôt fédéral direct. Or, à ne pas considérer ces dépenses pourtant réelles comme des dépenses professionnelles, on impose un revenu fictif dont ne disposent pas, dans la réalité, les personnes concernées.

La haute barre placée à la charge fiscale, le fait de ne pas prendre en considération les coûts liés à l'activité professionnelle (formation continue, prise en charge des enfants) peuvent influencer la décision d'une femme mariée d'exercer ou non une activité lucrative. Du point de vue de la politique de l'égalité, cependant, le régime fiscal ne devrait pas avoir d'influence sur la décision de travailler ou non à l'extérieur du foyer (sur ce problème, voir: Die Auswirkungen des

Steuer- und Abgabensystems auf die Frauen, INFRAS AG, 1997).

Nous nous prononçons fondamentalement en faveur de l'imposition individuelle car c'est ce modèle-là qui respecte le mieux le principe de l'égalité entre femmes et hommes. Mais pour que les familles avec enfants ne soient pas désavantagées, il faut encore une politique sociale et familiale mieux élaborée et notamment des allocations familiales plus élevées et uniformisées.

Le Plan d'action de la Suisse sur l'égalité entre femmes et hommes – élaboré suite à la 4e Conférence mondiale sur les femmes tenue à Pékin en 1995 – met encore le doigt sur un autre problème grave: l'imposition des contributions d'entretien que reçoivent les familles monoparentales, problème qu'il faut impérativement régler de manière plus juste. Avec la loi sur l'harmonisation des impôts directs des cantons (LHID) de 1993, la Confédération et la plupart des cantons ont introduit l'imposition des pensions alimentaires des enfants auprès des bénéficiaires, à savoir principalement des femmes. Ainsi, la charge fiscale de ces femmes augmente sans que leur revenu soit plus haut (les pensions sont pour les enfants) et en plus, ces montants soumis à l'impôt ne servent pas à constituer les rentes sociales. Il y a aussi des coûts indirects créés par cette augmentation fictive du revenu: tarifs plus élevés des crèches ou des prises en charge scolaires, primes de caisse maladie plus chères, etc. A l'inverse, les parents qui versent la pension alimentaire des enfants (principalement les pères) peuvent la déduire dans sa totalité alors que le montant versé fait cette fois partie du revenu déterminant pour la constitution des rentes sociales (AVS, LPP). Les pères versant des pensions alimentaires sont ainsi les seules personnes qui peuvent déduire dans leur déclaration l'intégralité de leurs frais pour les enfants. Car la déduction pour enfants que peut faire la personne bénéficiant de l'autorité parentale est bien loin de couvrir la totalité des coûts réels qu'occasionnent les enfants. Il faut d'urgence modifier le système qui fait supporter aux familles monoparentales cette charge disproportionnée. Outre la possibilité de revenir à l'ancien système (c'est la personne qui paie la pen-

sion qui est imposée dessus), une autre solution existe qui répartit la charge fiscale sur les deux parents. Ainsi, on peut imaginer que la déduction des contributions d'entretien soit limitée jusqu'à un certain plafond pour les personnes qui les paient et que les personnes qui les reçoivent ne soient imposées dessus que jusqu'à cette limite. Pour pouvoir évaluer équitablement de telles innovations, il faudrait de toute façon élaborer des modèles de calcul, en y intégrant aussi la question des éléments constitutifs de rentes.

La réforme de l'imposition du couple et de la famille doit dès lors remplir les exigences suivantes:

- Concrétisation du principe constitutionnel de l'égalité entre femmes et hommes. Le nouveau modèle ne doit pas avoir d'influence négative sur la décision des femmes d'exercer une activité lucrative. Cela signifie que le fait de renoncer à travailler ne doit pas être privilégié sur le plan fiscal et aussi que l'imposition du second revenu ne doit pas être supérieure à ce qu'elle aurait été s'il s'était agi du premier revenu.

- L'état civil, autrement dit la forme de vie commune, ne doit pas avoir d'influence sur l'imposition.

- Frais professionnels: il faut pouvoir déduire les frais de prise en charge des enfants, de même que ceux liés à la reprise d'une activité professionnelle et à la formation continue au même titre que l'on déduit déjà les autres frais professionnels.

- Les familles monoparentales ne doivent pas être imposées de façon disproportionnée.

II. A propos des différents modèles

Dans les modèles d'imposition commune, la perception commune conduit à additionner les revenus de l'homme et de la femme. Le revenu familial est donc soumis à une progression plus forte et le deuxième revenu se voit ainsi beaucoup plus imposé que s'il s'était agi du même revenu chez une personne seule. Ceci peut inciter les femmes à ne pas exercer d'activité lucrative ou à ne pas poursuivre leur formation. Le splitting, quant



à lui, n'affaiblira guère cette influence négative sur le travail des femmes mariées. Dans les modèles de *splitting*, ce sont avant tout les couples à un seul revenu et les plus hauts revenus qui bénéficieront d'une forte diminution de l'impôt. En effet, plus le revenu est élevé, plus le *splitting* a d'effet. Les couples dans lesquels les deux gagnent un revenu du même ordre de grandeur ne bénéficient en revanche pas du *splitting*. Si, fiscalement, le mariage ou l'union libre sont organisés de manière plus attrayante pour les couples à un seul revenu, cela ne peut que renforcer le rôle traditionnel des femmes comme femmes au foyer. Or cette sédimentation de la répartition des rôles est contraire au principe de l'égalité entre femmes et hommes.

Le seul modèle fiscal qui soit indépendant de l'état civil et qui constitue aussi un encouragement pour les femmes à s'intégrer plus avant au marché du travail est celui de l'imposition individuelle. C'est d'ailleurs le modèle dominant en Europe. Avec l'imposition individuelle, il faut cependant prendre parallèlement des mesures qui empêchent que le changement d'un système fiscal à un autre ne résulte en une réduction des recettes ou ne produise des effets négatifs quant à la répartition de l'impôt. On ne doit pas invoquer une charge de travail plus lourde de l'administration fiscale comme argument pour empêcher la mise en place d'un nouveau système. La simplicité même du modèle - qui ne nécessite plus de mécanismes correctifs compliqués - compense une éventuelle charge supplémentaire.

III. A propos du questionnaire

1. Le rapport de la commission d'experts *Imposition de la famille* (ci après « commission d'experts ») se base sur un certain nombre d'hypothèses pour parvenir à une imposition équitable du couple et de la famille. Parmi les hypothèses énumérées ci-dessous, quelles sont celles que vous jugez pertinentes et celles qui vous paraissent sujettes à caution?

1.1 A situation économique égale, la charge fiscale doit être la même pour les couples et les concubins. Il faut donc donner aux concubins le droit d'être imposés comme des époux (droit d'option).

La CFQF salue le fait que grâce au droit d'option, les concubins puissent être imposés comme les couples mariés. Lorsque les couples concubins peuvent exercer un tel droit d'option, il faut que les couples de même sexe puissent aussi l'utiliser dans les mêmes conditions. La Commission renvoie à ce propos à sa prise de position de novembre 1999 dans la procédure de consultation sur la situa-

tion juridique des couples de même sexe, où elle demandait l'égalité entre les couples de même sexe, les couples mariés et les couples concubins. Pour respecter cette égalité, il faut donc inclure le droit d'option pour les couples de même sexe aux mêmes conditions que pour les couples concubins.

1.2 Le minimum vital doit être exonéré de l'impôt fédéral direct

La CFQF estime cette proposition juste.

1.3 Etant donné que les personnes qui vivent en ménage commun font l'économie d'un deuxième logement, il faut accorder une déduction particulière (déduction de ménage) aux personnes seules et aux familles monoparentales.

La forme de vie choisie (ménage commun ou d'une seule personne) ne doit pas avoir d'influence sur l'imposition. C'est la raison pour laquelle la CFQF rejette la déduction de ménage ou la déduction pour revenu unique puisque, à nouveau, cela peut entraîner un avantage pour les ménages à un seul revenu.

1.4 Les primes des assurances obligatoires contre la maladie et les accidents doivent être exemptées de l'impôt fédéral direct.

1.5 La déduction pour les primes d'assurances facultatives et les intérêts des capitaux d'épargne doit être supprimée.

Si l'ensemble des primes des assurances obligatoires contre la maladie et les accidents est exempté d'impôts, on peut alors renoncer à la déduction pour les primes d'assurances facultatives et les intérêts des capitaux d'épargne.

1.6 La déduction pour les enfants et celle pour les charges d'entretien doivent être augmentées pour l'impôt fédéral direct.

Nous soutenons cette proposition.

1.7 Le coût effectif de la garde des enfants par des tiers doit être déductible jusqu'à un certain plafond fixé par la loi. Pour l'impôt fédéral direct, ce plafond doit être fixé à 4000 francs.

Ce qui est important, c'est que les coûts effectifs de la garde des enfants par des tiers puissent être déduits des impôts. Le plafond de 4000 francs proposé ici semble trop bas par rapport aux coûts réels occasionnés par la prise en charge extérieure des enfants. Les plus hauts revenus sont déjà assez lourdement grevés par les tarifs progressifs en vigueur dans les crèches et les associations de familles de jour. Les coûts de la prise en charge extérieure ont un rapport direct avec l'exercice d'une profession et devraient dès lors pouvoir être déduits dans leur intégralité. On ne voit pas pourquoi, alors que les coûts effectifs de transport sur le lieu de travail, les dépenses de formation continue, etc. sont déductibles, d'autres règles sont appliquées, sans motif apparent, pour les frais de prise en charge des enfants par des tiers. Le plafond des dé-

ductions possibles doit être déterminé par rapport aux tarifs des institutions publiques de prise en charge des enfants.

1.8 La déduction pour les couples à deux revenus doit être supprimée.

Cette proposition tombe de toute façon si l'on passe au système de l'imposition individuelle.

1.9 La responsabilité des époux doit être renforcée par l'introduction d'une responsabilité solidaire illimitée. Les époux seraient alors solidairement responsables de la totalité de l'impôt taxé en commun, même après la séparation de fait ou de corps. En cas d'insolvabilité, il n'y aurait plus de responsabilité partielle.

La CFQF n'est pas d'accord avec cette proposition de renforcer la responsabilité des époux. La responsabilité doit rester dans le cadre aujourd'hui en vigueur. Fiscalement parlant, chaque personne ne doit être responsable que par rapport à son propre revenu.

2. La commission d'experts rejette un certain nombre de déductions qui sont débattues au niveau politique. Pouvez-vous vous rallier à cette décision et renoncer aux déductions suivantes?

La CFQF ne peut pas renoncer aux déductions suivantes:

2.1 Déduction des frais de réinsertion professionnelle dans la mesure où ils excèdent la déduction usuelle pour frais professionnels.

La prise en considération, dans une perspective de réduction de l'impôt, des frais de réinsertion professionnelle en tant que déduction supplémentaire aux déductions professionnelles constitue un encouragement à l'intégration professionnelle des femmes. Cela est surtout valable pour les femmes qui ont abandonné leur travail un certain temps pour s'occuper de leurs enfants. Dans une perspective de réinsertion professionnelle, la nécessité de la formation continue est d'autant plus grande que le temps pendant lequel la personne n'a pas exercé le métier appris a été long.

2.2 Déduction des cotisations au pilier 3a pour les personnes sans activité lucrative.

Dans le cadre de cette réforme, la possibilité d'un avantage fiscal lié au pilier 3a devrait aussi être introduite pour les personnes sans activité lucrative pendant le temps où elles peuvent prétendre aux bonifications pour prise en charge d'autrui telles qu'elles sont prévues dans la loi sur l'AVS. De toute façon, il faut clarifier cette question dans le cadre de la réforme de l'imposition familiale car elle a un rapport direct avec la répartition des tâches au sein du couple.

2.3 Déduction des frais de formation.

La formation est une condition indispensable pour une meilleure intégration professionnelle, liée d'ailleurs à des revenus plus hauts donc rapportant aussi plus

de recettes fiscales. Il faut donc pouvoir déduire les frais de formation.

2.4 Déductions (sociales) sur le montant de l'impôt.

Si le minimum vital est exonéré d'impôts, on peut renoncer à des déductions sociales supplémentaires.

3. A quel modèle de la commission d'experts accordez-vous votre préférence: au splitting avec droit d'option, à l'imposition individuelle modifiée ou au splitting familial?

Comme nous l'avons déjà indiqué au point II., la CFQF se prononce en faveur du modèle de l'imposition individuelle modifiée.

4. Quels sont à votre avis les avantages et les inconvénients du splitting avec droit d'option?

Le splitting avec droit d'option se rattache à une conception traditionnelle de la famille. Comme nous l'avons déjà évoqué, ce système a pour résultat de faire tomber le deuxième revenu sous le coup d'une progression plus grande. Ce qui est positif, en revanche, c'est que le splitting avec droit d'option met sur un pied d'égalité les couples non mariés (parmi lesquels devraient être inclus les couples de même sexe) et ceux qui sont passés devant le maire. Il n'en demeure pas moins que ce système reste problématique car il profite surtout aux couples sans enfants dans lesquels un seul des deux «gagne», aux couples avec des revenus de niveaux très différents et aux couples bénéficiant de hauts revenus. Pour les couples où les deux gagnent plus ou moins la même somme, l'effet du splitting devient quasi nul. En favorisant fiscalement les ménages à un seul revenu (généralement celui de l'homme), on favorise économiquement une perpétuation du rôle traditionnel des femmes au foyer, ce qui est contraire au principe d'égalité entre femmes et hommes. En plus, ce modèle implique une charge fiscale plus lourde pour les personnes seules.

5. Quels sont à votre avis les avantages et les inconvénients du splitting sans option préconisé par la CDCF et le Conseil fédéral?

Dans le modèle du splitting sans option, seuls les couples mariés peuvent bénéficier du splitting. Il faut donc rejeter cette solution en se référant par ailleurs aux réticences générales exprimées par la commission d'experts à propos des modèles de splitting (voir II.). Relevons un autre point négatif: les frais de prise en charge des enfants de même que ceux consacrés à la formation continue ne sont pas déductibles.

6. Quels sont à votre avis les avantages et les inconvénients de l'imposition individuelle modifiée?

C'est avec le modèle de l'imposition séparée des époux que l'on respecte le mieux le principe de l'égalité entre femmes et hommes. De façon générale, ni l'état civil ni le mode de vie choisi ne doivent avoir une influence sur la taxation. Celle-ci ne doit se fonder que sur le principe de la capacité économique (en prenant en considération le nombre d'enfants faisant partie du ménage et les frais de leur prise en charge lorsque les parents travaillent à l'extérieur du foyer, voir art. 127, al. 2 CF).

7. Quels sont à votre avis les avantages et les inconvénients du splitting familial?

Le splitting familial présente les mêmes inconvénients que ceux évoqués antérieurement pour le splitting (voir II. et réponse à la question 4), même si ce n'est que par rapport aux couples avec enfants. Pour ces groupes de personnes, le splitting familial constitue une incitation économique à rester dans une répartition traditionnelle des rôles (ménages à un seul revenu ou ménages avec deux revenus très différents), ce qui n'est pas conforme à l'exigence d'égalité. Un autre inconvénient de ce modèle est qu'il désavantage les familles monoparentales du fait que les coûts occasionnés par les enfants ne sont pas suffisamment pris en compte sur le plan fiscal.

Deux avantages se dégagent cependant de ce modèle: les personnes mariées et non mariées sont traitées de la même façon et le principe de l'imposition individuelle est au moins concrétisé dans le cas des couples sans enfants.

8. Quels sont à votre avis les avantages et les inconvénients du modèle de la CER-E?

Le modèle de l'initiative parlementaire de la CER-E se fonde largement sur le modèle traditionnel du mariage. Il ne tient pas compte des nouvelles formes de familles et de ménages. Certes, il prévoit un affaiblissement de la progression de l'impôt, mais il ne prend pas en considération le principe de l'égalité entre les femmes et les hommes puisqu'il n'inclut pas les coûts de prise en charge des enfants et de réinsertion professionnelle et qu'en outre il se rattache encore à un principe d'imposition commune des époux.

9. Quelles modifications apporteriez-vous au modèle que vous préférez?

Aucune.

10. Comment évaluez-vous la charge administrative et les besoins en personnel pour chacun des modèles en discussion?

Nous admettons que le splitting avec option augmentera les dépenses administratives, notamment en personnel, du

fait qu'il faudra vérifier si les demandes d'option remplissent bien les conditions. Il faut aussi admettre que l'imposition individuelle créera également plus de dépenses, en tout cas dans un premier temps, jusqu'à ce que le système soit rodé. Mais il s'agit quand même d'un système simple et le surcroît de travail des départs devrait vite être compensé.

11. Comment jugez-vous la position de la CDCF concernant l'inscription du splitting dans la LHID?

Nous ne sommes pas en faveur du splitting (voir réponses aux questions 4 et 5). Mais s'il devait être introduit, alors il est juste de l'inscrire dans la LHID.

12. Faut-il inscrire l'exonération du minimum vital dans la LHID également?

Il faut également inscrire l'exonération du minimum vital dans la LHID afin de pouvoir réaliser une harmonisation entre la Confédération et les cantons.

13. Comment jugez-vous la décision du Conseil fédéral de prendre en considération une baisse du produit de l'impôt fédéral direct de 900 millions à la charge de la Confédération et de 400 millions à la charge des cantons pour la réforme de l'imposition du couple et de la famille?

Il est juste de corriger enfin la charge fiscale trop lourde du couple et de la famille. Il faut admettre que cela ne peut se faire sans une diminution des recettes.

14. Quelles seraient les compensations que vous proposeriez si le cadre financier fixé par le Conseil fédéral était dépassé?

Il faut examiner si l'on ne peut pas trouver d'autres sources de financement.

15. Que pensez-vous de la proposition de la Commission de l'économie et des redevances du Conseil de Etats de modifier la LHID pour permettre aux cantons de tenir compte des frais de garde des enfants nécessaires à l'exercice de la profession avant d'entamer la réforme de l'imposition du couple et de la famille?

La CFQF salue cette proposition. Selon l'actuelle LHID, il n'est possible de déduire les frais de prise en charge des enfants que dans le cadre des déductions sociales, ce qui a un effet restrictif. Lorsqu'on ne prend pas en considération les frais de prise en charge extérieure des enfants liés à l'activité professionnelle, on impose un revenu fictif et l'on viole ce faisant le principe de l'imposition en fonction de la capacité économique. Nous saluons toute correction la plus rapide possible de cette situation insatisfaisante et injuste. Parallèlement, la réforme globale de l'imposition de la famille doit impérativement être mise en route.



IV. Remarque finale

Lors de la rédaction des modifications de la loi, il faut impérativement faire attention à utiliser une formulation neutre sur le plan du genre. Par exemple «le contribuable» doit être remplacé par «la personne contribuable» ou par «le ou la contribuable».

Traduction: Martine Chaponnière

Bundesgesetz über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen (Behindertengesetz, BehiG)

Vernehmlassungsverfahren

Stellungnahme der Eidg. Kommission für Frauenfragen vom 12. September 2000

I. Grundsätzliches

Der Gesetzesentwurf für ein Bundesgesetz über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen soll zum einen Art. 8 Abs. 4 BV umsetzen, der die Beseitigung von Benachteiligungen der Behinderten vorsieht, und zum anderen als indirekter Gegenentwurf zur Volksinitiative «Gleiche Rechte für Behinderte» dienen.

Die Integration von Menschen mit Behinderungen kann auf verschiedene Art und Weise gefördert werden. Zum einen besteht die Möglichkeit, für Personen mit Behinderungen gleichwertige Lebensbedingungen zu schaffen wie für nicht behinderte Personen, indem auf *die persönliche Situation Behinderter* eingewirkt wird. Gemäss diesem Ansatz zielt eine staatliche Massnahme direkt auf die behinderte Person und der Gesetzgeber versucht, deren persönliche Situation zu verbessern oder zu beheben (z.B. durch Auszahlung von Renten zur Abdeckung des behinderungsbedingten Ausfalls von Erwerbseinkommen, durch Sonderschulen, durch Förderung der beruflichen Wiedereingliederung etc.). In der Schweiz wurde diese Möglichkeit mit der Sozialversicherung, insbesondere der Invalidenversicherung und der beruflichen Vorsorge, realisiert. Wie die Studie «Rollenfixierung in der Invalidenversicherung» von Katerina Baumann und Margareta Lauterburg im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramm 35 gezeigt hat, werden trotz dieser formalen Gleichstellung die Frauen in der Praxis benachteiligt.

Der Weg über die Sozialversicherung alleine genügt nicht, um den Gesetzgebungsauftrag nach Art. 8 Abs. 4 BV zu erfüllen. Zusätzlich braucht es einen Rahmen, der *die Bekämpfung von Hindernissen und Umständen des Umfeldes*, die Personen mit Behinderungen belasten, ermöglicht. Die staatlichen Massnahmen zielen in diesem Fall auf die Gesellschaft und die von ihr geschaffenen Rahmenbedingungen insgesamt. Diese Massnahmen sollen dazu beitragen, dass die unterschiedlichen Bedürfnisse aller Mitglieder der Ge-

sellschaft gleichberechtigt berücksichtigt werden.

Der Entwurf eines Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen hat die Verfolgung dieses zweiten Ansatzes zum Ziel. Er trägt zu einer umfassenden Politik zur Beseitigung von Benachteiligungen der Personen mit Behinderungen bei, konzentriert sich zugleich aber v.a. auf die aktuellen Bereiche Publikumsverkehr und Zugang zu Bauten. Im Grundrechtsbereich definiert er einige wichtige Grundsätze, die mit der tatsächlichen Gleichstellung behinderter Personen mit Nichtbehinderten verbunden sind. Er umschreibt den Rahmen, in dem sich eine zukünftige Politik zugunsten der Menschen mit Behinderungen und ein entsprechendes Bewusstsein entwickeln können.

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (EKF) unterstützt die Stossrichtung des Gesetzesentwurfs. Ebenso begrüsst sie es, dass der besonderen Situation von Frauen mit Behinderungen Rechnung getragen wird. Denn Frauen sind auch heute nach wie vor von der Unterbewertung ihrer Leistungen und Möglichkeiten durch geschlechterstereotypische Vorstellungen und Rollenbilder in fast jedem Bereich betroffen. Frauen mit Behinderungen leiden zusätzlich auch noch unter Vorurteilen gegenüber Personen mit Behinderungen allgemein und werden dadurch doppelt diskriminiert. In Anbetracht der Tragweite dieser doppelten Diskriminierung wäre nach Meinung der EKF die Erwähnung der besonderen Bedürfnisse von Frauen mit Behinderung in Art. 1 (Zweckartikel) angebracht gewesen. Die EKF ist jedoch auch mit der jetzt vorgeschlagenen Lösung, der Erwähnung der besonderen Bedürfnisse von Frauen mit Behinderungen in Art. 4 Abs. 1, einverstanden. Verlangt dieser Artikel doch von Bund und Kantonen Massnahmen zu ergreifen, die die Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen verhindern, beseitigen oder ausgleichen.

Die EKF setzt sich für eine weitreichende Auslegung dieses Artikels ein. Sie

versteht darunter den Einbezug aller wichtigen Lebensbereiche (Erwerbsleben, Politik, Sozialversicherungen, Familie, Kultur) in die Massnahmen von Bund und Kantonen zur Beseitigung von Nachteilen gegenüber Menschen, insbesondere auch Frauen, mit Behinderung.

II. Zu den einzelnen Artikeln

1. Massnahmen von Bund und Kantonen (Art. 4)

Artikel 4 (Abs. 1) richtet sich an den Bund und die Kantone und verpflichtet sie, jene Massnahmen zu ergreifen, die nötig sind, um Benachteiligungen aufzuheben oder auszugleichen.

Die EKF begrüsst, dass den besonderen Bedürfnissen von Frauen mit Behinderungen Rechnung getragen wird. Die Erwähnung der besonderen Bedürfnisse von Frauen mit Behinderungen soll der doppelten Benachteiligung dieser Frauen, die fast alle Lebensbereiche umfasst, Rechnung tragen. Im Bereich des Erwerbslebens bietet das Gesetz für die Gleichstellung von Frau und Mann einen gewissen Rechtsschutz. Frauen mit Behinderungen werden aber auch in vielen anderen Bereichen des täglichen Lebens doppelt diskriminiert und stehen ohne Rechtsschutz da. Art. 4 des BehiG schliesst hier eine Lücke.

Die EKF beantragt die Beibehaltung der Erwähnung der besonderen Bedürfnisse von Frauen mit Behinderung in Art. 4 Abs. 1.

2. Massnahmen im Personalbereich (Art. 6)

Art. 6 richtet sich an den Bund, der eine Vorbildfunktion ausübt und deshalb als Arbeitgeber zu einer behindertenfreundlichen Anstellungspraxis verpflichtet wird, indem er bei der Anstellung gleichqualifizierte behinderte Bewerberinnen und Bewerber bevorzugt. Diese Pflicht gilt solange, bis zwischen behinderten und nichtbehinderten Angestellten, gemessen am Bevölkerungsanteil, ein angemessenes Verhältnis besteht.



Die EKF unterstützt diese Pflicht des Bundes als Arbeitgeber. Zugleich stellt sie aber auch die Frage, warum nur der Bund im Personalbereich zu Massnahmen für die Integration von Bewerberinnen und Bewerbern mit Behinderungen verpflichtet werden soll. Soll die Integration von Menschen mit Behinderungen wirklich Erfolg haben, müssen im Bereich Erwerbsleben, der in unserer Gesellschaft einen sehr hohen Stellenwert geniesst, auch die Kantone und private Arbeitgeber miteinbezogen werden.

Demgegenüber wird argumentiert, dass sich Art. 8 Abs. 4 BV zwar sowohl an den kantonalen als auch an den Bundesgesetzgeber richte. Beide seien somit beauftragt, in ihrem Zuständigkeitsbereich tätig zu werden. Nach herrschender Lehre und Praxis schaffe eine bundesrechtliche Garantie eines Bundesrechts alleine noch keine neue Bundeskompetenz. Für den Bundesgesetzgeber diene Art. 110 BV im Bereich Arbeit als gesetzliche Grundlage. Die Pflicht der privaten Arbeitgeber, Massnahmen zur Integration von Behinderten im Personalbereich zu erlassen, lasse sich allerdings nicht unter diese Norm subsumieren.

Die EKF stellt diese Argumentation in Frage. Zum einen kommt in Bezug auf die privaten Arbeitgeber nicht nur Art. 110 BV als Verfassungsgrundlage in Frage, sondern auch Art. 122 BV. Zum anderen befürwortet die EKF betreffend kantonalen und kommunalen (öffentlichen) Arbeitgeber eine Kompetenz des Bundesgesetzgebers, um Massnahmen für einen wirkungsvollen Grundrechtsschutz erlassen zu können.¹ Damit soll verhindert werden, dass Grundrechtsnormen ihrer Wirksamkeit beraubt werden. Das föderalistische System der Schweiz darf nicht dazu führen, dass die Grundrechte je nach Kanton unterschiedlich gewährleistet werden. Die EKF schlägt somit eine analoge Argumentation wie diejenige, die der Bundesrat in seiner Botschaft zum Gleichstellungsgesetz geäussert hat, vor.

3. Programme zur Integration von Menschen mit Behinderungen (Art. 9)

Art. 9 ermöglicht dem Bund, Programme für die Integration von Menschen mit Behinderungen durchzuführen. Das Gesetz (BehiG) umfasst alle Sachbereiche, in denen der Bund materiell zuständig ist. Um aufzuzeigen, welche Bereiche für Integrationsprogramme in Frage kommen, enthält Abs. 2 eine Aufzählung der wichtigsten Bereiche, die jedoch nicht abschliessend ist. Unseres Erachtens können deshalb auch Programme, die der Integration von Mädchen und Frauen mit Behinderungen dienen, unter diese Norm subsumiert werden.

In diesem Sinne befürwortet die EKF eine weitreichende Auslegung des Abs. 2.

4. Information und Beratung (Art. 10)

Art. 10 dient als gesetzliche Grundlage, damit der Bund eine Informations- und Beratungspolitik zugunsten von Menschen mit Behinderungen führen kann.

Für die Integration dieser Menschen in die Gesellschaft ist die Sensibilisierung der Bevölkerung für die alltäglichen Probleme und Unannehmlichkeiten von Personen mit Behinderungen unerlässlich. Gesetze alleine können diese Integration nicht herbeiführen. Es braucht das Wissen und die Akzeptanz der Mitmenschen, damit Menschen mit Behinderungen die gleichen Möglichkeiten offen stehen wie Menschen ohne Behinderungen.

Die EKF setzt sich dafür ein, dass bei der Informations- und Beratungspolitik des Bundes zugunsten von Menschen mit Behinderungen auf die besonders schwierige Situation (doppelte Diskriminierung) von Frauen mit Behinderungen hingewiesen wird.

5. Subjektive Rechtsansprüche (Art. 5a, Art. 6a)

Der Entwurf des Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen schlägt zur Ergänzung der Art. 5 (Benachteiligung beim Zugang zu Bauten und Dienstleistungen) und Art. 6 (Massnahmen im Personalbereich) die Erweiterung des Gesetzes um die Art. 5a und 6a vor, die subjektive Rechte für die Betroffenen vorsehen. Mit einem Beschwerde- und Klagerecht könnten die Personen mit Behinderungen das geltende Recht, bei dem häufig ein Vollzugsdefizit besteht, besser durchsetzen.

Die EKF beantragt, dass die in Art. 5a und Art. 6a vorgesehenen subjektiven Rechtsansprüche anerkannt und ins BehiG aufgenommen werden. Rechte ohne Durchsetzungsmöglichkeit für die Betroffenen entfalten ihre Wirksamkeit nur stark vermindert.

6. Änderungen bisherigen Rechts

6.1. Arbeitslosenversicherungsgesetz vom 25. Juni 1982, Art. 13 Abs. 2bis

Das Arbeitslosenversicherungsgesetz kennt im Gegensatz zum AHV-Gesetz keine Regelung für die Anrechnung von Betreuungsgutschriften (Zeit, die der Pflege von Angehörigen gewidmet wird) an die Beitragszeit, sondern nur eine Gutschrift für Erziehungsaufgaben (Art. 13 Abs. 2bis AVIG). Unentlohnte Betreuungsaufgaben stellen jedoch unbestrittenmassen eine wirtschaftliche Leistung

dar. Darum sollten die damit befassten Personen, die in dieser Zeit keiner entlohnten Erwerbstätigkeit nachgehen können, gegenüber anderen Arbeitnehmenden nicht benachteiligt werden. Mit der Schliessung dieser Lücke soll auch die Gefahr der abschreckenden Wirkung, d.h. der Verzicht gewisser Personen auf die Betreuung behinderter Angehöriger, gemindert werden.

Um diese Lücke im Gesetz zu schliessen bestehen zwei Varianten:

a) Abänderung von Art. 13 Abs. 2bis AVIG, wonach die Betreuungszeit ausdrücklich der Erziehungsarbeit gleichgestellt wird.

b) Entsprechende Auslegung von Art. 14 Abs. 2 AVIG und dessen Begriff «ähnliche Gründe». Nach der neuen Auslegung dieses Begriffs würden auch Personen unter Art. 14 Abs. 2 AVIG fallen, die während längerer Zeit nicht im Erwerbsleben standen, weil sie pflegebedürftige Angehörige betreuten. Diese Personen werden von der Erfüllung der Beitragszeit befreit, wenn sie im Anschluss an die Betreuung aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen sind, eine unselbständige Erwerbstätigkeit aufzunehmen oder zu erweitern, weil ihr Versorger weggefallen ist.

Die EKF befürwortet grundsätzlich Variante a) Abänderung von Art. 13 Abs. 2bis AVIG, wonach die Betreuungszeit ausdrücklich der Erziehungsarbeit gleichgestellt wird. Dies v.a. aus Gründen der Rechtssicherheit und Transparenz. Der EKF erscheint es unangebracht, einen Umweg über Art. 14 Abs. 2 AVIG zu machen, indem der Begriff «ähnliche Gründe» neu ausgelegt wird.

Die EKF macht aber darauf aufmerksam, dass Art. 13 Abs. 2bis AVIG die Anrechnung der Erziehungsarbeit und – neu – auch der Betreuungszeit als Beitragszeit nur zulässt, wenn die betroffene Person aus finanziellen Gründen nach einer solchen Erziehungs- oder Betreuungsperiode gezwungen ist, eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen. Dies ist eine indirekte Geschlechterdiskriminierung. Die EKF beantragt deshalb, dass in diesem Bereich eine nicht diskriminierende Lösung erarbeitet wird. Am einfachsten wäre wohl, die Voraussetzung der finanziellen Gründe in Art. 13 Abs. 2bis AVIG zu streichen.

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu auch J.P. Müller, Elemente einer schweizerischen Grundrechtstheorie, 1982, S. 127.



Projet de loi fédérale sur l'élimination des inégalités frappant les personnes handicapées (Loi sur les handicapés, Lhand)

Procédure de consultation

Prise de position de la Commission fédérale pour les questions féminines (12 septembre 2000)

I. Remarques de principe

Le projet de loi fédérale sur l'élimination des inégalités frappant les personnes handicapées sert d'une part à appliquer l'art. 8, al. 4 de la Constitution fédérale qui prévoit l'élimination des inégalités frappant les handicapés, et d'autre part il constitue un contre-projet indirect à l'initiative populaire «Droits égaux pour les personnes handicapées». L'intégration des personnes handicapées peut s'effectuer de différentes manières. Tout d'abord, il est possible de créer pour les personnes handicapées des conditions de vie comparables à celles des personnes non handicapées, cela en tenant compte de la situation personnelle des handicapés.

Conformément à cette intention, toute intervention de l'Etat visera directement la personne handicapée et le législateur essaiera d'améliorer ou de remédier à sa situation personnelle (par exemple en versant des rentes qui compensent la perte de gain due au handicap, en créant des écoles spécialisées, en favorisant la réinsertion professionnelle, etc.). En Suisse, cette possibilité existe par le truchement des assurances sociales, notamment de l'assurance invalidité et de la prévoyance professionnelle. Comme l'a démontré l'étude «Rollenfixierung in der Invalidenversicherung» de Katerina Baumann et Margareta Lauterburg menée dans le cadre du Programme national de recherche 35, dans la pratique, les femmes sont désavantagées malgré les mesures formelles prises pour rétablir l'égalité.

Cette approche par l'intermédiaire des assurances sociales ne suffit toutefois pas à remplir le mandat de l'art. 8, al. 4, Cst. Il faut y ajouter des mesures dont la finalité est de diminuer les obstacles et les contingences environnementales que subissent les personnes handicapées. Dans ce cas, les mesures prises par la Confédération et les cantons visent plutôt la société et l'environnement qu'elle a créé. Ces mesures doivent contribuer à placer tous les membres de la société sur un pied d'égalité et à tenir compte de leurs besoins spécifiques.

Le présent projet de loi s'est fixé cette seconde option comme objectif. Il s'inscrit dans le cadre d'une politique globale destinée à éliminer les inégalités frappant les personnes handicapées, tout en visant plus particulièrement les domaines d'actualité que sont les transports publics et l'accès aux bâtiments et à diverses constructions. Se fondant sur les droits fondamentaux, il définit quelques principes de base qui serviront à établir une réelle égalité entre les handicapés et les personnes non handicapées. Il détermine le cadre pour l'élaboration future d'une politique en faveur des personnes handicapées et pour l'avènement d'une prise de conscience générale.

La Commission fédérale pour les questions féminines (CFQF) soutient les éléments qui sont le fer de lance de ce projet de loi. Elle se réjouit également qu'il tienne compte des besoins spécifiques des femmes handicapées. Car, aujourd'hui encore, les prestations et les capacités des femmes dans tous les domaines continuent d'être sous-estimées et elles sont toujours victimes de stéréotypes liés à leur sexe qui les cantonnent dans des rôles immuables. Or les femmes handicapées sont doublement discriminées car elles subissent en outre les préjugés de leur entourage par rapport à la population handicapée en général. Compte tenu de la portée de cette double discrimination, la CFQF est d'avis qu'il faut mentionner les besoins spécifiques des femmes handicapées dans l'art. 1 (But). La CFQF approuve toutefois la solution proposée actuellement de mentionner ces besoins dans l'art. 4, al. 1. En effet, cet article stipule que la Confédération et les cantons doivent prendre les mesures que requièrent la prévention, l'élimination ou la compensation des inégalités qui frappent les personnes handicapées.

La CFQF œuvre pour que cet article soit interprété largement. Elle aimerait ainsi que tous les domaines importants de l'existence (vie active, politique, assurances sociales, famille, culture) soient englobés dans les mesures prises par la Confédération et les cantons pour éliminer les in-

égalités qui frappent les personnes, et particulièrement les femmes, handicapées.

II. Commentaires sur les articles

1. Mesures de la Confédération et des cantons (art. 4)

L'article 4 (al. 1) s'adresse à la Confédération et aux cantons et les charge de prendre les mesures nécessaires pour éliminer ou compenser les inégalités.

La CFQF se réjouit du fait que les besoins spécifiques des femmes handicapées aient été pris en compte. Le fait de mentionner les besoins spécifiques des femmes handicapées implique la reconnaissance que ces femmes sont doublement défavorisées dans la quasi-totalité des domaines de la vie. Dans le domaine de la vie active, la loi constitue une certaine protection juridique permettant de placer les femmes et les hommes sur un pied d'égalité. Toutefois, les femmes handicapées sont aussi doublement discriminées dans de nombreux autres domaines de la vie quotidienne et elles ne bénéficient pas d'une protection juridique. L'article 4 de la Lhand comble cette lacune.

La CFQF demande le maintien de la mention des besoins spécifiques des femmes handicapées dans l'art. 4, al. 1.

2. Mesures dans le domaine du personnel (art. 6)

L'art. 6 s'adresse à la Confédération en sa qualité d'employeur et l'enjoint à s'ériger en modèle. Il lui impose notamment, lors de l'engagement de son personnel, de donner la priorité aux candidats handicapés si ces derniers présentent des qualifications équivalentes à celles d'autres candidats non handicapés. Cette obligation vaut jusqu'à ce que le nombre des employés handicapés représente une proportion appropriée de l'ensemble du personnel. Cette proportion est calculée par rapport au pourcentage total des handicapés dans la population globale. **La CFQF**



approuve cette obligation imposée à la Confédération agissant en sa qualité d'employeur. Elle pose simultanément la question de savoir pourquoi cette obligation de prendre des mesures pour intégrer les handicapés dans le domaine du recrutement de personnel ne concerne que la Confédération. Pour que l'intégration des personnes handicapées se réalise pleinement dans le domaine de la vie active, qui revêt une importance primordiale dans notre société, il faudrait que les cantons et les employeurs du secteur privé soient aussi liés par cette obligation.

On rétorquera à cela que l'art. 8, al. 4 Cst. s'adresse aussi bien au législateur cantonal que fédéral. Tous deux seraient ainsi mandatés pour agir chacun dans leur domaine de compétences respectif. En outre, la doctrine et la pratique nous enseigneraient qu'une garantie juridique fédérale du droit fédéral ne suffit pas pour conférer de nouvelles compétences fédérales. Dans le domaine du travail, l'art. 110 Cst. sert de base juridique au législateur fédéral. Et l'on ne pourrait pas déduire de cette base qu'il y a une obligation pour les employeurs privés à prendre des mesures pour favoriser l'intégration des handicapés au sein du personnel.

La CFQF remet en question ces arguments. Premièrement, les employeurs privés ne doivent pas seulement agir conformément à l'article 110 Cst., ils doivent aussi respecter l'article 122 Cst. Deuxièmement la CFQF serait favorable à ce que le législateur fédéral accorde aux employeurs (publics) cantonaux et communaux des compétences pour pouvoir édicter des mesures appropriées pour garantir une protection efficace du droit fondamental¹. On pourrait ainsi éviter que des règles de droit fondamental perdent leur efficacité. Le système fédéraliste de la Suisse ne doit pas entraîner une disparité dans l'application des droits fondamentaux selon les cantons. La CFQF propose donc une argumentation similaire à celle exposée par le Conseil fédéral dans son message concernant la loi sur l'égalité de traitement.

3. Programmes visant l'intégration des personnes handicapées (art. 9)

L'art. 9 habilite la Confédération à mettre sur pied des programmes visant à améliorer l'intégration des personnes handicapées. La loi (Lhand) couvre tous les domaines dans lesquels la Confédération est compétente sur le plan matériel. L'al. 2 comporte une énumération des domaines principaux, qui n'est toutefois pas exhaustive, pour déterminer quels sont les domaines qui entrent en ligne de compte pour l'élaboration de programmes d'intégration. A notre avis, on pourrait élargir la portée de cet article en mentionnant des

programmes visant l'intégration des filles et des femmes handicapées.

En conséquence, la CFQF préconise que l'al. 2 soit complété dans ce sens.

4. Information et conseil (art. 10)

L'art. 10 sert de base juridique pour habiliter la Confédération à élaborer une politique d'information et de conseil en faveur des personnes handicapées. Pour pouvoir réaliser l'intégration des personnes handicapées dans la société, il est indispensable de sensibiliser la population aux problèmes et aux difficultés que ces personnes rencontrent quotidiennement. Se contenter d'édicter des lois ne suffit pas pour que cette intégration s'opère réellement. Il est donc nécessaire d'aider le public à prendre conscience de la situation et à l'accepter pour que les personnes handicapées puissent enfin bénéficier du même traitement que les personnes non handicapées.

La CFQF demande que la politique d'information et de consultation qui sera élaborée par la Confédération en faveur des personnes handicapées tienne compte de la situation particulièrement difficile (double discrimination) des femmes handicapées.

5. Droits subjectifs (art. 5a, art. 6a)

Le projet de loi fédérale sur l'élimination des inégalités frappant les personnes handicapées propose de compléter l'art. 5 (Inégalité dans l'accès aux constructions et aux prestations) et l'art. 6 (Mesures dans le domaine du personnel) en ajoutant deux nouveaux articles 5a et 6a qui prévoient de conférer des droits subjectifs aux personnes concernées. Nanties du droit de recourir et d'intenter une action juridique, les personnes handicapées pourraient obtenir gain de cause en faisant respecter la loi en vigueur dont l'application est souvent lacunaire.

La CFQF demande que les droits subjectifs prévus dans les articles 5a et 6a soient reconnus et inclus dans la Lhand. Lorsqu'on accorde des droits à des personnes et que celles-ci ne disposent pas des moyens nécessaires pour les faire respecter, ces droits perdent de leur efficacité.

6. Modifications du droit en vigueur

6.1 Loi sur l'assurance-chômage du 25 juin 1982, art. 13, al. 2bis

Contrairement à la loi sur l'AVS, la loi sur l'assurance-chômage ne comporte pas de règlement pour comptabiliser dans la période de cotisation les bonifications pour tâches d'assistance (temps consacré à la prise en charge de proches). Elle ne connaît qu'une bonification pour tâches éducatives (art. 13, al. 2bis LACI). Les

tâches d'assistance non rétribuées représentent toutefois une prestation économique indéniable. C'est pourquoi les personnes qui s'y consacrent et qui ne peuvent donc pas entreprendre une activité rétribuée ne devraient pas être défavorisées par rapport à d'autres travailleurs. En comblant cette lacune la réglementation éloignerait le danger d'un effet dissuasif, à savoir que certaines personnes seraient amenées à renoncer à prendre en charge des proches handicapés.

Pour combler cette lacune deux possibilités sont envisageables:

a) la modification de l'art. 13, al. 2bis LACI, modification aux termes de laquelle le temps consacré à des tâches d'assistance est expressément assimilé à celui consacré à des tâches éducatives;

b) une meilleure interprétation de l'art. 14, al. 2 LACI et de la notion «d'autres raisons semblables». La nouvelle interprétation de cette notion engloberait sous l'art. 14, al. 2 LACI les personnes qui sont contraintes de rester à l'écart de la vie professionnelle pendant une période prolongée parce qu'elles doivent prendre en charge des proches qui ont besoin d'assistance. Ces personnes seront libérées des conditions relatives à la période de cotisation lorsqu'elles se voient obligées, à la fin de la période de prise en charge, d'exercer une activité lucrative, ou d'étendre celle-ci, en raison de la perte de leur soutien.

La CFQF préconise la proposition a), à savoir la modification de l'art. 13, al. 2bis LACI aux termes de laquelle le temps consacré à des tâches d'assistance est expressément assimilé à celui consacré à des tâches éducatives. Ce sont notamment des raisons de sécurité juridique et de transparence qui déterminent cette position. La CFQF estime par ailleurs qu'il est inconvenant d'effectuer un détour par l'art. 14, al. 2 LACI en modifiant l'interprétation de la notion «d'autres raisons».

La CFQF attire cependant l'attention sur le fait que l'art. 13, al. 2bis LACI ne prévoit la bonification du temps consacré à des tâches éducatives et, nouvellement, à des tâches d'assistance que si, après cette période éducative ou d'assistance, la personne concernée est obligée, pour des raisons financières, d'exercer une activité lucrative. Cette disposition constitue une discrimination sexuelle indirecte. En conséquence, la CFQF demande que, dans ce domaine, une autre solution non discriminatoire soit trouvée. Le plus simple serait de biffer la mention des raisons financières dans l'art. 13, al. 2bis LACI.

Traduction: Martine Chaponnière

Note

¹ Cf. aussi J.-P. Müller, *Éléments pour une théorie suisse de droit fondamental*, 1982, p. 127.



Vernehmlassung über den Beitritt der Schweiz zur Organisation der Vereinten Nationen (UNO)

Stellungnahme der Eidgenössischen Kommission für Frauenfragen vom 12. September 2000

I. Grundsätzliches

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen befürwortet den Beitritt der Schweiz zu den Vereinten Nationen und unterstützt die diesbezüglichen Bemühungen des Bundesrates. Der Beobachterstatus, den die Schweiz bis heute innehat, entspricht weder den Interessen unseres Landes noch denen der Staatengemeinschaft. Die Schweiz muss sich als gleichberechtigtes Mitglied an den Aktivitäten der UNO beteiligen können und in ihre Gremien wählbar sein. Nur als Mitglied ist eine optimale Vertretung der schweizerischen Interessen möglich. Zudem ist die UNO die einzige universale Organisation, die heute existiert, in der fast alle Länder repräsentiert sind: Neben der Schweiz fehlt nur der Inselstaat Tuvalu, dessen Beitritt voraussichtlich noch in diesem Jahr erfolgt. Ein weiteres Abseitsstehen der Schweiz ist nicht mehr vertretbar.

Lösungsansätze für komplexe politische Probleme können heute nur noch auf internationaler Ebene gesucht werden. Wir denken hier beispielsweise an die Rolle der UNO bei der Friedenssicherung, in den Nord-Süd-Beziehungen und bei der Durchsetzung und Förderung der Menschenrechte. Bestimmte Fragen wie Armutsbekämpfung und Migrationsbewegungen oder auch Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen werden in den kommenden Jahren noch an Brisanz zunehmen. Solche Fragestellungen, die für alle Staaten relevant sind, müssen im Rahmen einer weltumfassenden Organisation diskutiert werden und es muss zumindest der Versuch gemacht werden, gemeinsame Ansätze zur Problemlösung zu finden.

Die Schweiz engagiert sich bereits heute in den verschiedenen UNO-Gremien und Sonderorganisationen. Als Nicht-Mitglied hat sie jedoch nur eingeschränkte Möglichkeiten zur Mitgestaltung der UNO-Aktivitäten. Überall dort, wo Entscheide getroffen werden, kann die Schweiz nicht mitentscheiden. Durch den Beitritt erhält sie Sitz und Stimme in der UNO-Generalversammlung, in ihren Kommissionen und in den durch sie be-

stellten Organen. Sie wird in den Wirtschafts- und Sozialrat und den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen wählbar. Die Ziele der UNO sind zudem auch die Ziele der schweizerischen Aussenpolitik. Sicherheit und Frieden, Menschenrechte, Förderung der Wohlfahrt, Abbau sozialer Gegensätze und humanitäre Hilfe sowie Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen sind die zentralen Themen der UNO.

II. Frauen- und gleichstellungspolitische Gesichtspunkte

Die UNO leistete und leistet einen wichtigen Beitrag zur Gleichstellung von Frau und Mann. So hat sie bereits in ihrer Gründungscharta von 1945 festgehalten, dass Frauen und Männer gleichberechtigt und Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts nicht zulässig sind. Seit 1946 befasst sich die UNO-Kommission über die Rechtsstellung der Frau (CSW) mit der Förderung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rechte der Frauen. Vor allem seit dem 1975 von den Vereinten Nationen proklamierten Internationalen Jahr der Frau rückte die Situation der Frauen stärker ins Blickfeld der Staaten. Die seither durchgeführten Weltfrauenkonferenzen, darunter vor allem Nairobi 1985 und Beijing 1995 stellen wichtige Meilensteine in der Entwicklung der internationalen Frauen- und Gleichstellungspolitik dar. Und obwohl die in den verschiedenen internationalen Konventionen formulierten Menschenrechte selbstverständlich auch für Frauen gelten, kommt dem UNO-Übereinkommen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau von 1979 eine besondere Bedeutung zu. Letzteres Übereinkommen wurde von der Schweiz 1997 ratifiziert und zur Zeit wird der erste Bericht der Schweiz über die Umsetzung des Übereinkommens erstellt – ein Bericht, der aufzeigen wird, inwieweit die Gleichstellung von Frau und Mann bisher realisiert werden konnte.

Die Gleichstellungsarbeit der UNO ist für die Schweiz von grossem Nutzen:

- Die UNO, ihre Organisationen und die von ihr formulierten Erklärungen und Konventionen liefern wertvolle rechtliche und politische Legitimations- und Argumentationshilfen für die schweizerische Gleichstellungspolitik.

- Die UNO ist ein ausgezeichnetes Forum zur Knüpfung neuer Kontakte. Zahlreiche schweizerische Aktivitäten und Projekte im Gleichstellungsbereich kommen aufgrund von Anregungen aus anderen Ländern zustande. Wir profitieren von den Erfahrungen anderer Länder.

- Die Mitarbeit in der UNO bietet die Möglichkeit zu formellen und informellen Kontakten zwischen den mit Gleichstellungsfragen beauftragten Delegierten. Der Informations- und Erfahrungsaustausch aufgrund persönlicher Kontakte ist von unschätzbarem Wert. Hindernisse und Barrieren bei der Durchsetzung der Gleichstellung werden so thematisiert und neue Ideen und Wege entwickelt.

Ein UNO-Beitritt hätte aus Gleichstellungssicht insbesondere folgende zusätzliche Vorteile:

- Volle gleichberechtigte Mitarbeit in der UNO-Frauenkommission und in der UNO-Menschenrechtskommission

- Verstärkte Möglichkeiten von Interventionen bei Menschenrechtsverletzungen

- Bessere Unterstützungsmöglichkeiten für aus schweizerischer Sicht wichtige Resolutionen zur Thematik

- Vermehrte Nominationsmöglichkeiten von Frauen aus der Schweiz für Aufgaben innerhalb der UNO und ihren Spezialorganisationen

- Bessere Möglichkeiten zur Zusammenarbeit mit Nicht-Regierungsorganisationen auf internationaler Ebene.

III. Informationspolitik des Bundes

Wichtig ist, dass eine breite öffentliche Diskussion über die Auswirkungen des Beitritts zur UNO stattfindet. Diese muss von Seiten des Bundes transparent und kritisch geführt werden. Es wäre kontra-



produktiv, die UNO einzig als weltumfassende attraktive und gut funktionierende Organisation darzustellen. Die heiklen Fragen müssen gestellt werden. Dazu gehören zweifellos Fragen zur Wirksamkeit und Effizienz der UNO-Aktivitäten, zu den finanziellen (zusätzlichen) Kosten einer Mitgliedschaft oder auch zur Neutralität und zur Beteiligung der Schweiz an militärischen und nichtmilitärischen Massnahmen. Nur eine offene und durchaus auch kritische Argumentation wird die Bevölkerung von der Notwendigkeit des Beitritts überzeugen können. Klare Aussagen von seiten des Bundes auch zu den aktuellen Problemen der UNO und zu den umstrittenen Punkten eines Beitritts sind wesentlich für die Glaubwürdigkeit.



Procédure de consultation sur l'adhésion de la Suisse à l'Organisation des Nations Unies (ONU)

Prise de position de la Commission fédérale pour les questions féminines du 12 septembre 2000

I. Remarques de principe

La Commission fédérale pour les questions féminines est favorable à l'adhésion de la Suisse à l'Organisation des Nations Unies et elle soutient les efforts déployés par le Conseil fédéral dans ce sens. Le statut d'observateur, dont bénéficie la Suisse jusqu'à présent, ne lui permet pas de défendre ses intérêts ni ceux de la communauté d'Etats. La Suisse devrait pouvoir participer aux activités de l'ONU en tant que membre à part entière et pouvoir être élue au sein de ses commissions. Pour pouvoir défendre ses intérêts de manière optimale, la Suisse devrait impérativement devenir membre de l'ONU. Par ailleurs, l'ONU est l'unique organisation universelle qui regroupe la quasi-totalité des Etats: à part la Suisse, seul l'Etat insulaire de Tuvalu ne fait pas encore partie de l'ONU; mais il y sera probablement admis avant la fin de l'année. Désormais, la position marginale de la Suisse n'est plus justifiée.

Aujourd'hui, les solutions de problèmes politiques complexes ne peuvent être ébauchées qu'à l'échelle internationale. Nous pensons ici par exemple au rôle de l'ONU dans le maintien de la paix, dans les relations Nord-Sud et dans le domaine du respect et de la promotion des droits humains. Dans les années à venir, certaines questions telles que la lutte contre la pauvreté, les mouvements migratoires ou encore la préservation du milieu naturel, iront en s'intensifiant. Ces problèmes, qui concernent tous les Etats, doivent impérativement être discutés au sein d'une organisation universelle pour tenter, tout au moins, de leur trouver des solutions communes.

Actuellement, la Suisse participe déjà aux travaux des diverses commissions de l'ONU et des organisations spécialisées. Toutefois, en tant que non-membre, elle ne dispose que de possibilités restreintes pour influencer le cours des choses. Chaque fois que des décisions doivent être prises, la Suisse n'a pas le droit de participer. Par son adhésion, elle obtiendra un siège et une voix à l'Assemblée générale de l'ONU, dans ses commissions et dans ses organes principaux. Elle pourra

être élue au sein du Conseil économique et social et du Conseil de sécurité des Nations Unies. Les objectifs de l'ONU sont aussi ceux de la politique extérieure suisse. Les thèmes prioritaires de l'ONU sont la sécurité et la paix, les droits humains, la promotion de l'aide sociale, la réduction des différences sociales, l'aide humanitaire et la préservation du milieu naturel.

II. Considérations du point de vue de la politique de l'égalité entre femmes et hommes

L'ONU a déployé et déploie encore de nombreux efforts pour établir l'égalité entre les femmes et les hommes. C'est ainsi qu'elle a déjà proclamé dans sa charte de 1945 que les hommes et les femmes sont égaux en droits et que toute discrimination en vertu du sexe est interdite. Depuis 1946, la Commission de la condition de la femme (CSW) de l'ONU s'engage en faveur de la promotion des droits politiques, économiques et sociaux des femmes. Plus particulièrement depuis l'année 1975, que l'ONU avait proclamé année de la femme, tous les Etats ont placé la situation de la femme en point de mire. Les conférences internationales sur les femmes qui ont eu lieu depuis, dont celles tenues à Nairobi en 1985 et à Pékin en 1995 sont autant d'événements clé dans l'élaboration de la politique internationale pour l'égalité des femmes. Et bien que les droits de l'homme formulés dans nombre de conventions internationales s'appliquent aussi aux femmes, la Convention de l'ONU de 1979 sur l'élimination de toutes les formes de discrimination à l'égard des femmes revêt une importance particulière. Cette convention a été ratifiée par la Suisse en 1997 et le premier rapport de la Suisse sur l'application de la convention est actuellement en voie d'élaboration – il s'agit d'un rapport qui révélera dans quelle mesure l'égalité des hommes et des femmes a été réalisée jusqu'à présent.

Les travaux sur l'égalité effectués par l'ONU sont d'une grande valeur pour la Suisse:

■ L'ONU, ses organisations et les déclarations et les conventions qu'elle a formulées nous livrent d'importants arguments juridiques et politiques pour l'élaboration de la politique suisse de l'égalité.

■ L'ONU est un forum de choix pour nouer de nouveaux contacts. Les suggestions formulées par d'autres pays ont inspiré à la Suisse de nombreux projets et activités dans le domaine de l'égalité. Nous profitons de l'expérience des autres pays.

■ La collaboration au sein de l'ONU fait naître des contacts formels et informels entre les délégué-e-s mandaté-e-s pour des questions d'égalité. Ces contacts personnels favorisent l'échange d'informations et d'expériences qui sont d'une valeur inestimable. Les délégué-e-s relatent les obstacles rencontrés sur le chemin de la réalisation de l'égalité et ensemble ils et elles essaient de trouver de nouvelles idées et de proposer de nouveaux moyens pour atteindre les objectifs fixés.

Sur le plan de l'égalité, l'adhésion à l'ONU comporterait en outre les avantages suivants:

■ Une collaboration à part entière au sein de la Commission de la condition de la femme et de la Commission des droits de l'homme

■ Des possibilités accrues pour intervenir en cas de violation des humains

■ Un meilleur soutien pour des résolutions importantes dans le domaine de l'égalité

■ Des chances accrues de nomination pour des femmes suisses qui seraient appelées à accomplir des tâches au sein de l'ONU et de ses organisations spécialisées

■ De meilleures possibilités de collaboration avec des organisations non-gouvernementales à l'échelon international.

III. Politique d'information de la Confédération

Il est important que s'instaure un large débat public sur les conséquences de l'adhésion de la Suisse à l'ONU. En menant ce débat, la Confédération doit faire preuve de transparence et d'esprit critique. Il serait contre-productif de présenter l'ONU uniquement comme une organisation universelle attrayante et qui fonctionne bien. Les questions délicates doivent être posées ouvertement. Parmi ces questions on trouve bien entendu celles de l'efficacité des activités de l'ONU, des coûts financiers (supplémentaires) qu'occasionnerait l'adhésion, ou encore celles de la neutralité de la Suisse et de sa participation aux interventions armées et non armées. Pour convaincre la population de la nécessité pour la Suisse d'adhérer à l'ONU, il faudra lui présenter une argumentation critique et ouverte. Pour être crédible, le Conseil fédéral devra faire des déclarations claires au sujet des problèmes actuels que connaît l'ONU et des points controversés d'une éventuelle adhésion.

Traduction: Martine Chaponnière

Entwurf zur 4. Revision des Bundesgesetzes über die Invalidenversicherung (4. IV-Revision)

Vernehmlassungsverfahren

Stellungnahme der Eidg. Kommission für Frauenfragen vom 12. September 2000

I. Grundsätzliches

Im Juni 1999 wurde der erste Teil der 4. IV-Revision in der Volksabstimmung verworfen. Mit Ausnahme der Aufhebung der Viertelsrente wurden alle vorgeschlagenen Änderungen wieder aufgenommen und mit den für den zweiten Teil vorgesehenen Revisionsvorschlägen ergänzt. Die 4. IV-Revision ist nun ein Gesamtpaket.

Die wesentlichen Elemente der Vorlage sind

- Beiträge zur finanziellen Konsolidierung der IV (mit Einsparungen durch Auslaufenlassen der Zusatzrente und Aufhebung der Härtefallrente, mit Ersatz durch Anspruch auf Ergänzungsleistungen, und mit verstärkter Kostensteuerung durch Bedarfsplanung für Werkstätten, Wohnheime und Tagesstätten und mit Finanzierung von statistischen Erhebungen und Wirkungsanalysen)

- Leistungsverbesserungen (Assistenzentschädigung und Neugestaltung des IV-Taggeldsystems)

- Verbesserung und Vereinfachung von Strukturen und Verfahren (durch Einführung eines regionalen ärztlichen Dienstes und durch weitere Massnahmen)

Die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen (EKF) begrüsst die Stossrichtung der Revision. Sie hält es für richtig, dass die in der IV noch vorhandenen, zivilstandsabhängigen Elemente eliminiert (Aufhebung der Zusatzrente, jedoch zwingend verbunden mit der Einführung der Assistenzentschädigung) resp. angepasst werden (Taggelder). Dass die Änderung des Taggeld-Systems bei den meisten Berechtigten zudem zu höheren Leistungen führt, ist erfreulich. Die Einführung der Assistenzentschädigung ist eine deutliche Verbesserung.

Die notwendige Zusatzfinanzierung der IV wurde in der Botschaft zur 11. AHV-Revision vorgeschlagen:

- ab 2003 ein zusätzlicher Mehrwertsteuer-Prozentpunkt für die IV

- Verlagerung von 1,5 Milliarden Franken aus dem EO-Fonds zur IV

Nur mit dieser Zusatzfinanzierung in der 11. AHV-Revision und der Vorlage zur 4. IV-Revision sind die Einnahmen und Ausgaben in der IV in ein Gleichgewicht zu bringen und die IV bis zum Jahr 2008

schuldenfrei zu machen. Somit besteht eine starke Abhängigkeit der beiden Sozialwerke, denn die finanzielle Situation der IV kann nur dann entscheidend verbessert werden, wenn die Zusatzfinanzierung mit der AHV-Revision gelingt. Andernfalls muss leider befürchtet werden, dass die vorgeschlagenen Leistungsverbesserungen der 4. IV-Revision «auf der Strecke bleiben».

Die Massnahme F 44 des Aktionsplanes der Schweiz der Interdepartementalen Arbeitsgruppe, Folgearbeiten zur 4. UNO-Weltfrauenkonferenz von Beijing, regt an, dass die Invalidenversicherung im Rahmen der 4. IV-Revision systematisch auf direkte und indirekte Diskriminierungen von Frauen zu überprüfen sei. Eine im Rahmen von NFP 35 (Die Frauen in Recht und Gesellschaft) durchgeführte Untersuchung hat gezeigt, dass es im Zusammenhang mit der Gleichstellung noch Probleme gibt.

Im erläuternden Bericht wird die Studie einige Male am Rande erwähnt. Die EKF hätte es begrüsst, wenn die Thematik im Bericht in einem separaten Kapitel beleuchtet worden wäre. Oder erübrigen sich ausführliche Erläuterungen, weil mittlerweile alle Gleichstellungsprobleme und indirekten Diskriminierungen beseitigt sind? Leider muss dies – unter Hinweis auf die nachstehenden Bemerkungen zu einzelnen Artikeln – bezweifelt werden.

II. Zu einzelnen Artikeln

1. Invaliditätsbegriff (Art. 4 Abs. 1 IVG)

Mit der neuen Formulierung dieses Artikels werden neben körperlichen und geistigen auch psychische Gesundheitsschäden als mögliche Invaliditätsursache im Gesetz ausdrücklich erwähnt.

Die EKF begrüsst diese Präzisierung, mit welcher der Verwaltungs- und Gerichtspraxis Rechnung getragen wird.

2. Nennung des Aufgabenbereiches im Gesetz (Art. 5 IVG und folgende)

Der neue Absatz 3 von Art. 5 IVG bezeichnet die bisher auf Verordnungsstufe erwähnten Tätigkeiten, welche als Aufgabenbereich gelten. Es sind dies namentlich

- die üblichen Tätigkeiten im Haushalt und die Kindererziehung
- die Ausbildung
- die gesamte Tätigkeit von Ordensangehörigen.

Die Aufzählung ist nicht abschliessend.

Mit der neuen Formulierung von Abs. 1 und Abs. 2 des Art. 5 IVG wird auf Gesetzesstufe die Unfähigkeit, sich im Aufgabenbereich zu betätigen, der Erwerbsunfähigkeit gleichgestellt.

3. Anspruch auf Eingliederungsmassnahmen (Art. 8 IVG)

Die Betätigung im Aufgabenbereich (Definition in Art. 5 Abs. 3 IVG) wird im Gesetz der Erwerbstätigkeit gleichgestellt. Diese explizite Nennung schafft eine begrüssenswerte Klarheit.

Sie birgt im Zusammenhang mit Eingliederungsmassnahmen aber auch die Gefahr der «Zementierung» einer Benachteiligung von nicht erwerbstätigen Personen, in der Mehrheit von Frauen. Im Bericht «Viel erreicht – wenig verändert? Zur Situation der Frauen in der Schweiz» der EKF wird von Katerina Baumann und Margareta Lauterburg auf eine indirekte Diskriminierung von Frauen in der Invalidenversicherung hingewiesen. Obwohl das Gesetz vorsieht, dass bei Frauen und Männern gleichermaßen bei Invalidität in erster Linie die berufliche Eingliederung anzustreben sei, profitierten Frauen in der Praxis deutlich weniger von derartigen Massnahmen. Den Frauen werde auch eine tiefer qualifizierte Erwerbstätigkeit zugemutet, welche keine Umschulung erfordert. Mitunter werde die Erwerbstätigkeit bei Frauen für unzumutbar erklärt und man strebe lediglich ihre «Eingliederung in den häuslichen Aufgabenbereich» an.

Sehr viele Frauen treten nach der Kinderbetreuungs- und Familienphase wieder ins Erwerbsleben ein oder geben die Erwerbstätigkeit trotz Erziehungs- und Betreuungsarbeit gar nicht vollständig auf. Tritt nun während der sog. Familienphase eine gesundheitliche Beeinträchtigung auf, ist die Eingliederung «nur» in den Aufgabenbereich eine kurzzeitig wirksame Massnahme. Nach Ansicht der



EKF sollte vor allem bei jüngeren Frauen eine Strategie des «sowohl als auch» verfolgt werden. Die Eingliederung sollte auf die aktuelle Tätigkeit im Aufgabenbereich und auch auf die wahrscheinliche künftige Erwerbsfähigkeit ausgerichtet sein.

Die EKF schlägt deshalb im revidierten Art. 8 IVG folgende Korrektur vor:

Abs. 1: Invalide oder von einer Invalidität unmittelbar bedrohte Versicherte haben Anspruch auf Eingliederungsmassnahmen, soweit diese notwendig und geeignet sind, die Erwerbsfähigkeit und/oder die Fähigkeit, sich im Aufgabenbereich zu betätigen, wiederherzustellen, zu erhalten oder zu verbessern...

Abs. 2: Nach Massgabe der Artikel 13, 19 und 21 besteht der Anspruch auf Leistungen unabhängig von der Möglichkeit einer Eingliederung ins Erwerbsleben und/oder in den Aufgabenbereich.

Die gleiche Ergänzung wird konsequenterweise für die Art. 10 Abs. 2, Art. 12 Abs. 1, Art. 21 Abs. 2 und Art. 31 Abs. 1 IVG vorgeschlagen.

4. Neugestaltung des Taggeldsystems (Art. 22 IVG und folgende)

Die EKF unterstützt diesen Systemwechsel, da er – in Anlehnung an das System der Unfallversicherung – geschlechts- und zivilstandsneutrale Leistungsvoraussetzungen vorsieht. Sie anerkennt und befürwortet die vorgeschlagenen Verbesserungen.

Der einzige Vorbehalt richtet sich gegen die Höhe der Mindestgarantie von 30% des Höchstbetrages, d.h. von Fr. 88.– pro Tag, und gegen die Höhe des Kindergeldes von Fr. 18.– pro Tag.

Das Kindergeld entspreche dem Dreifachen des Durchschnittes aller kantonalen Kinder- und Familienzulagenordnungen bzw. dem Dreifachen der zur Diskussion stehenden gesamtschweizerischen Zulagen (wird diskutiert im Rahmen des Neuen Finanzausgleichs). Diverse Studien belegen, dass die heutigen Kinderzulagen die effektiven Kinderkosten nicht decken. Nach der bisherigen Regelung für IV-Taggelder beträgt das Kindergeld Fr. 20.– pro Tag.

Die EKF beantragt in der 4. IV-Revision eine Anhebung des Kindergeldes auf mindestens die bisherige Höhe.

5. Invaliditätsbemessung für nicht erwerbstätige und teilerwerbstätige Personen (Art. 28 Abs. 2 bis, Abs. 2ter und Abs. 3 IVG)

Bei erwerbstätigen Personen wird bei der Bemessung der Invalidität auf das Erwerbseinkommen abgestellt. Diese als Einkommensvergleich bezeichnete Methode ist bereits jetzt im Gesetz geregelt.

Die anwendbaren Bestimmungen zur Invaliditätsbemessung für nicht oder teilweise erwerbstätige Personen sind zurzeit noch in der Verordnung und sollen neu ebenfalls ins Gesetz aufgenommen werden.

Gegen diese Beseitigung der formalen Ungleichbehandlung wäre nichts einzuwenden. Hingegen hat die EKF grundsätzliche Einwände zum Betätigungsvergleich (dabei wird bemessen, in welchem Masse eine Person behindert ist, sich im Aufgabenbereich zu betätigen) und zur sogenannten gemischten Methode.

Die EKF hält es für eine indirekte Benachteiligung von im Aufgabenbereich tätigen Personen (mehrheitlich Frauen), wenn für die Invaliditätsbemessung lediglich auf die Situation im Zeitpunkt der gesundheitlichen Beeinträchtigung abgestellt wird.

Es kann angenommen werden, dass der Betätigungsvergleich häufig zu einem tieferen Invaliditätsgrad führt als der Einkommensvergleich. Bei im Aufgabenbereich tätigen Personen sollte deshalb zusätzlich ein Einkommensvergleich gemacht werden über die Situation vor der Tätigkeit im Aufgabenbereich und über die voraussichtlichen Einkommensmöglichkeiten nach der Tätigkeit im Aufgabenbereich. Der Invaliditätsgrad soll nach dem auf diese Weise ermittelten, höchsten der drei Werte festgelegt werden.

Bei der gemischten Methode, d.h. bei Personen, die teilweise im Aufgabenbereich tätig und teilweise erwerbstätig sind, soll sich der Invaliditätsgrad nach dem höchsten der drei folgenden Werte bemessen:

- Betätigungsvergleich für Aufgabenbereich
- Einkommensvergleich für Erwerbstätigkeit im Teilzeiterwerb
- Einkommensvergleich für das auf ein Vollzeitpensum aufgerechnete Teilzeiterwerbseinkommen

Unter Hinweis auf die Ausführungen zu Art. 8 IVG beantragt die EKF eine Überarbeitung der Art. 28 Abs. 2bis und Abs. 2ter IVG im Sinne der vorerwähnten Überlegungen.

6. Aufhebung der Zusatzrente (Art. 34 IVG)

Die EKF kann sich mit der Aufhebung der Zusatzrenten einverstanden erklären, da sie sich seit langem für zivilstandsunabhängige Regelungen im Renten- bzw. Sozialversicherungssystem einsetzt. Eine zwingende Voraussetzung für dieses Einverständnis ist allerdings, dass die vorgesehene Assistenzentschädigung tatsächlich eingeführt wird.

Der Besitzstand für laufende Zusatzrenten muss mit der Übergangsbestimmung c gewahrt werden.

7. Assistenzentschädigung (Art. 42 bis Art. 42quater IVG)

Die Assistenzentschädigung soll die bisherige Hilflosenentschädigung, die Pflegebeiträge für hilflose Minderjährige und die Hauspflegebeiträge ersetzen. Die Anspruchsvoraussetzungen werden praktisch gleich umschrieben wie bei der Hilflosenentschädigung.

Eine Ausweitung erfolgt für erwachsene psychisch oder leicht geistig Behinderte, die nicht im Heim oder im Spital wohnen: sie sollen neu eine Assistenzentschädigung für lebenspraktische Begleitung erhalten (entspricht frankenmässig der niedrigsten Stufe). Damit soll auch ihnen ein selbstbestimmtes Leben ermöglicht werden.

Die EKF begrüsst und unterstützt diesen Revisionsteil, insbesondere auch die vorgeschlagene Erhöhung der Assistenzentschädigung im Vergleich zur jetzigen Hilflosenentschädigung.

Gemessen an den realen Kosten für Pflege und Betreuung wären sogar noch höhere Leistungsansätze angebracht.

Im erläuternden Bericht wird erwähnt, dass die aufgrund einer Verordnungsbestimmung ausgerichteten Beiträge der IV an Freizeitransporte aufgehoben werden. Wegen der erhöhten Ansätze der Assistenzentschädigung könne es Behinderten inskünftig zugemutet werden, die von ihnen benützten Transportdienste selber zu finanzieren.

Im Bericht wird die Einsparung frankenmässig nicht beziffert; es kann sich wohl nur um eine marginale Summe handeln. Die Förderung und Unterstützung der Kontakte von Behinderten mit ihrer Umwelt sind eine wichtige soziale Aufgabe und auch im Zusammenhang mit Freizeitaktivitäten keinesfalls ein Luxus.

Die EKF beantragt deshalb die Beibehaltung der Transportkostenbeiträge.

8. Vorschussleistungen (Art. 46 Abs. 2 IVG)

Zur Minderung finanzieller Notlagen infolge lang dauernder Verfahren sollen Vorschussleistungen ausgerichtet werden, sobald die IV-Stelle über das Begehren entschieden hat.

Die EKF unterstützt diese Massnahme.

Viele Härtefälle entstehen allerdings insbesondere wegen der langen Abklärungsdauer. Dies wird auch im erläuternden Bericht bestätigt.

Die EKF beantragt, dass geprüft wird, ob Vorschussleistungen – wenigstens bei offensichtlichen Fällen – auch vor dem Entscheid der IV-Stelle geleistet werden können.



9. Jährliche Revision der IV-Stellen durch BSV (Art. 64 Abs. 2 IVG)

Revisionen in kurzen Abständen erlauben es dem BSV als Aufsichtsorgan, Mängel und Unklarheiten in einem frühen Stadium zu entdecken und zu beseitigen. Sie dienen auch dazu, die zum Teil unterschiedliche Rechtsanwendung in den verschiedenen Kantonen zu vereinheitlichen. Das BSV prüft, ob bei der Behandlung der Leistungsgesuche die Anspruchsvoraussetzungen vorschriftsgemäss geprüft, die Entscheide aufgrund der gesetzlichen Vorschriften getroffen und die Verfahrensvorschriften eingehalten werden. Das BSV überwacht auch, dass sich die Entscheide der IV-Stellen innerhalb des vorhandenen Ermessensspielraums bewegen. Weil die Revisionen inskünftig jährlich erfolgen sollen, hat das BSV einen höheren Personalbedarf.

Die EKF unterstützt diese Massnahme. Von den Revisionen wird erwartet, dass bei der Überprüfung der Entscheide auch der Aspekt der Nichtdiskriminierung berücksichtigt wird.

10. Finanzierung statistischer Erhebungen, Wirkungsanalysen und gesamtschweizerischer Informationsarbeit (Art. 68 IVG)

Neu sollen der IV die Mittel zur Verfügung gestellt werden, um statistische Erhebungen bzw. entsprechende Wirkungsanalysen durchzuführen. Der erläuternde Bericht nennt als Beispiele:

- Untersuchungen für die Entwicklung von Steuerungsinstrumenten
- zusätzliche Untersuchungen zur Erklärung der Zunahme der Zahl der IV-Rentenbezügerinnen und -bezüger

Die EKF anerkennt und unterstützt, dass die IV eigene statistische Erhebungen und Wirkungsanalysen durchführt. Sie beantragt, dass sofort auch Untersuchungen vorgenommen werden über

- die Verteilung der beruflichen Wiedereingliederungsmassnahmen der IV auf beide Geschlechter
- die berufliche Erstausbildung der behinderten jungen Frauen im Rahmen der IV

Beide Untersuchungen sind als Massnahmen im Aktionsplan der Schweiz der Interdepartementalen Arbeitsgruppe, Folgearbeiten zur 4. UNO-Weltfrauenkonferenz von Beijing, enthalten (Massnahmen F 42 und F 43).

Neu soll der Bund auch für eine allgemeine, gesamtschweizerische Information über die Leistungen der IV sorgen. Angestrebt wird vor allem eine Sensibilisierung der Arbeitgeberschaft. Mit gezielter Information soll ein wichtiger Beitrag zur Integration von Menschen mit Behinderungen in die Arbeitswelt geleistet

werden. Eine weitere Zielgruppe der Information sind Ärztinnen und Ärzte. Bei ihnen soll ein mangelndes IV-spezifisches Fachwissen angegangen werden.

Die EKF unterstützt grundsätzlich diese Arten von Information. Sie hat jedoch grösste Vorbehalte, falls die Information der Ärztinnen und Ärzte einzig das Ziel haben sollte, die Zahl der Rentenbezügerinnen und -bezüger zu reduzieren. Die Information muss umfassend sein, auch über Eingliederungsmöglichkeiten, Anforderungen an Arbeitsstellen usw.

Die EKF hält es ferner für ausserordentlich wichtig, dass die einzelnen Versicherten über ihre allfälligen Ansprüche noch besser und gezielter informiert werden. Diese Aufgabe obliegt mit geltendem Recht den einzelnen kantonalen IV-Stellen.

III. In der Revision nicht berücksichtigte, aus Frauensicht wichtige Begehren

Ausweitung des Leistungsspektrums im Bereich der beruflichen Weiterbildung bei den Massnahmen beruflicher Art

Die EKF bedauert, dass dieses Anliegen in der Revision nicht berücksichtigt wird. Der beruflichen Weiterbildung kommt eine immer grössere Bedeutung zu. Für Frauen ist eine Zweitausbildung bzw. die berufliche Weiterbildung oftmals eine erste bewusste (Berufs-)Wahl. Es ist für Frauen schwieriger, bereits bei der Erstberufswahl ihre eigenen Wünsche zu formulieren und ihre Möglichkeiten und Fähigkeiten einzuschätzen. Häufig unterschätzen sie diese. Daher ist es besonders wichtig, ihre individuelle berufliche Weiterbildung zu unterstützen.

Im erläuternden Bericht wird in Aussicht gestellt, dass man die Bedürfnisse der Behinderten im Bereich der beruflichen Weiterbildung mit Hilfe grösserer Untersuchungen eruieren will.

Die EKF beantragt, dass eine solche Untersuchung rasch durchgeführt wird.

Prüfung steuerrechtlicher und arbeitsmarktlicher Anreizsysteme für Arbeitgebende, welche behinderte Arbeitskräfte beschäftigen

Innerhalb der IV-Revision soll auf Massnahmen, die über die Informationsarbeit hinausgehen, verzichtet werden. Es wird darauf verwiesen, dass eine erneute Prüfung von Anreizsystemen im Rahmen der Arbeiten zu einem Bundesgesetz über die Gleichstellung Behinderter erfolgen werde.

Die EKF stellt fest, dass gemäss Entwurf vom Juni 2000 des Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen (Behindertengesetz) nur der Bund

als Arbeitgeber zu einer behindertenfreundlichen Anstellungspolitik verpflichtet werden soll. Bei den übrigen Arbeitgebern wird auf Freiwilligkeit gesetzt. Anreizsysteme fehlen auch im Behindertengesetz.

Die Notwendigkeit, dass Menschen mit Behinderungen in die Arbeitswelt integriert werden bzw. im Arbeitsprozess integriert bleiben, wird zwar laufend bestätigt. Die EKF bedauert, dass offenbar trotzdem der politische Wille nicht vorhanden ist, dieser Notwendigkeit mit einer griffigen Regelung Nachdruck zu verschaffen, nicht nur gegenüber dem Bund, sondern auch gegenüber den Kantonen, Gemeinden und privaten Arbeitgebern.

IV. Anpassung anderer Gesetzesbestimmungen

Arbeitslosenversicherungsgesetz vom 25. Juni 1982, Art. 13 Abs. 2bis

Im Zusammenhang mit dem Entwurf des Bundesgesetzes über die Beseitigung von Benachteiligungen der Menschen mit Behinderungen (Behindertengesetz) wird eine Änderung von Art. 13 Abs. 2bis des Arbeitslosenversicherungsgesetzes vom 25. Juni 1982 beantragt.

Das Arbeitslosenversicherungsgesetz kennt im Gegensatz zum AHV-Gesetz keine Regelung für die Anrechnung von Betreuungsgutschriften an die Beitragszeit, sondern nur eine Gutschrift für Erziehungsarbeit. Unentlohnte Betreuungsaufgaben stellen jedoch unbestrittenermassen eine wirtschaftliche Leistung dar. Darum sollten die damit befassten Personen, die in dieser Zeit keiner entlohnten Erwerbstätigkeit nachgehen können, gegenüber anderen Arbeitnehmenden nicht benachteiligt werden. Mit der Schliessung dieser Lücke soll auch die Gefahr der abschreckenden Wirkung, d.h. der Verzicht gewisser Personen auf die Betreuung behinderter Angehöriger, gemindert werden.

Um diese Lücke im Gesetz zu schliessen, bestehen zwei Varianten:

a) Abänderung von Art. 13 Abs. 2bis AVIG, wonach die Betreuungszeit ausdrücklich der Erziehungsarbeit gleichgestellt wird.

b) Entsprechende Auslegung von Art. 14 Abs. 2 AVIG und dessen Begriff «ähnliche Gründe».

Die EKF befürwortet in ihrer Stellungnahme zum Behindertengesetz grundsätzlich Variante a) Abänderung von Art. 13 Abs. 2bis AVIG, wonach die Betreuungszeit ausdrücklich der Erziehungsarbeit gleichgestellt wird. Dies v.a. aus Gründen der Rechtssicherheit und Transparenz. Der EKF erscheint es unangebracht, einen Umweg über Art. 14 Abs. 2 AVIG zu machen, indem der Begriff «ähnliche Gründe» neu ausgelegt wird.



Die EKF macht aber darauf aufmerksam, dass Art. 13 Abs. 2 bis AVIG die Anrechnung der Erziehungsarbeit und – neu – auch der Betreuungszeit als Beitragszeit nur zulässt, wenn die betroffene Person aus finanziellen Gründen nach einer solchen Erziehungs- oder Betreuungsperiode gezwungen ist, eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen. Dies ist eine indirekte Geschlechterdiskriminierung. Die EKF beantragt deshalb, dass in diesem Bereich eine nicht diskriminierende Lösung erarbeitet wird. Am einfachsten wäre wohl, die Voraussetzung der finanziellen Gründe in Art. 13 Abs. 2 bis AVIG zu streichen.

Die EKF beantragt, diese Änderung im AVIG mit demjenigen Gesetz vorzunehmen (4. IV-Revision oder Behindertengesetz), welches rascher in Kraft gesetzt werden kann.

Projet de la 4e révision de la loi fédérale sur l'assurance-invalidité (4e révision de l'AI)

Procédure de consultation

Prise de position de la Commission fédérale pour les questions féminines (CFQF) du 12 septembre 2000

I. Remarques de principe

La première partie de la 4e révision de l'AI a été refusée lors de la votation populaire de juin 1999. A l'exception de la suppression du quart de rente, toutes les modifications proposées ont été reprises et complétées par les propositions de révision prévues pour la seconde partie. La 4e révision de l'AI constitue donc désormais un paquet unique.

Les éléments principaux du projet sont les suivants:

- des contributions pour consolider financièrement l'AI (réaliser des économies en n'octroyant plus les rentes complémentaires et en supprimant la rente pour cas pénibles, remplacée par l'ouverture aux bénéficiaires d'un quart de rente du droit aux prestations complémentaires, prendre des mesures de maîtrise des coûts en planifiant les besoins pour les ateliers, les homes et les centres de jour, et financer des enquêtes statistiques et des analyses des effets induits par la loi).
- l'amélioration des prestations (allocation d'assistance et remodelage du système des indemnités journalières de l'AI)
- l'amélioration et la simplification des structures et de la procédure (en instituant un service médical régional et en prenant d'autres mesures complémentaires).

La Commission fédérale pour les questions féminines (CFQF) approuve la ligne directrice de la révision. Elle considère qu'il est justifié d'éliminer de l'AI les dispositions qui attribuent les rentes en fonction de l'état civil (suppression de la rente complémentaire impérativement liée à l'introduction d'une allocation d'assistance) voire de les adapter (indemnités journalières). Il est réjouissant de constater que la modification du système des indemnités journalières entraîne pour la majorité des ayants droit des allocations plus importantes. L'introduction de l'allocation d'assistance constitue une amélioration notable.

Le financement additionnel nécessaire de l'AI a été proposé dans le message qui accompagnait la 11e révision de l'AVS:

- dès 2003 le relèvement du taux de la TVA de 0,1 point en faveur de l'AI
- le transfert de 1,5 milliard de francs du Fonds de compensation des APG à l'AI.

Grâce à ce financement additionnel compris dans la 11e révision de l'AVS et dans le projet de la 4e révision de l'AI, les recettes et les dépenses de l'AI pourraient être équilibrées et l'AI pourrait sortir de son endettement d'ici l'an 2008. Il existe donc une forte interdépendance entre ces deux organismes sociaux étant donné que la situation financière de l'AI ne pourrait s'améliorer suffisamment que si le financement additionnel devenait effectif grâce à la révision de l'AVS. Faute de quoi, il est à craindre que les améliorations des prestations proposées par la 4e révision de l'AI ne «passent à la trappe».

La mesure F 44 du plan d'action de la Suisse, élaboré par le groupe de travail interdépartemental chargé du suivi de la 4e Conférence mondiale de l'ONU sur les femmes qui s'est tenue à Pékin, préconise de profiter de la 4e révision de l'AI pour passer en revue l'assurance-invalidité dans le but d'y détecter toute discrimination directe ou indirecte des femmes. Une recherche menée dans le cadre du Programme national de recherche 35 (Femmes, Droit et Société) a montré qu'il existe encore de nombreux problèmes sur le plan de l'égalité entre les femmes et les hommes.

Cette recherche est mentionnée plusieurs fois dans le rapport explicatif. La CFQF aurait préféré que ce thème soit traité séparément dans un chapitre du rapport. Ou alors cela signifierait-il que des explications détaillées sont superflues parce que, entre-temps, tous les problèmes d'égalité et de discrimination indirecte ont été éliminés? Malheureusement, on peut se permettre d'en douter à la lumière des remarques qui suivent à propos de certains articles.

II. Commentaires sur quelques articles

1. Définition de l'invalidité (art. 4, al. 1 LAI)

La nouvelle formulation de cet article mentionne explicitement les atteintes à la santé psychique comme cause d'une invalidité en plus des atteintes physique et mentale.

La CFQF accueille favorablement cette précision qui tient compte de la pratique dans les domaines administratif et judiciaire.

2. Mention des travaux habituels dans la loi (art. 5 LAI et suivants)

Le nouvel alinéa 3 de l'art. 5 LAI mentionne explicitement les activités faisant partie des travaux habituels qui, jusqu'ici, étaient énumérées dans le règlement. Il s'agit tout particulièrement de:

- travaux du ménage et de l'éducation des enfants
- la formation
- l'ensemble de l'activité à laquelle se consacre une communauté religieuse.

Cette énumération n'est pas exhaustive.

Dans la nouvelle formulation des alinéas 1 et 2 de l'art. 5 LAI, la législation assimile l'incapacité d'accomplir les travaux habituels à l'incapacité de gain.

3. Droit aux mesures de réadaptation (art. 8 LAI)

Dans la nouvelle formulation, la loi assimile l'accomplissement des travaux habituels (définition dans l'art. 5, al. 3 LAI) à l'exercice d'une activité lucrative. Il faut saluer cette mention explicite qui clarifie la situation.

Toutefois, pour ce qui concerne les mesures de réadaptation, elle risque de «ciment» la discrimination des personnes sans activité lucrative, qui sont en majorité des femmes. Dans le rapport de la CFQF «Des acquis - mais peu de changements? La situation des femmes en Suisse» Katerina Baumann et Margareta Lauterburg dénoncent la discrimination indirecte des femmes dans l'assurance-invalidité. Bien que la loi prévoit qu'en cas d'invalidité les assurés (hommes et femmes) ont droit aux mesures de réadaptation nécessaires de nature à rétablir leur capacité de gain; dans la pratique, les femmes profitent nettement moins de telles mesures. On attribue en outre aux femmes un travail rémunéré moins qualifié qui ne nécessite pas une reconversion professionnelle. Parfois même il est décrété que les femmes ne sont plus capables d'exercer

une activité lucrative et qu'il faut simplement essayer de les réinsérer de manière à ce qu'elles puissent accomplir leurs travaux ménagers.

Beaucoup de femmes reprennent la vie active après avoir consacré un certain temps à l'éducation de leurs enfants et à leur famille. Certaines continuent même à travailler tout en s'occupant de l'éducation des enfants et des tâches ménagères. Or si des ennuis de santé interviennent au cours de la phase dite familiale, la réinsertion «uniquement» dans les travaux habituels est une mesure efficace à court terme. La CFQF est d'avis qu'il faudrait permettre, notamment aux femmes jeunes, non seulement de s'occuper de leur ménage et de leur famille mais encore d'accéder aux mesures nécessaires pour rétablir leur capacité de gain. La réadaptation devrait donc englober à la fois la possibilité d'accomplir, dans l'immédiat, les travaux habituels et la réinsertion future dans la vie active.

La CFQF propose donc que soit apportée la correction suivante dans l'article reformulé:

Al. 1: Les assurés invalides ou menacés d'une invalidité imminente ont droit aux mesures de réadaptation nécessaires de nature à rétablir, à maintenir ou à améliorer leur capacité de gain et/ou leur capacité d'accomplir leurs travaux habituels...

Al. 2: Les assurés ont droit aux prestations prévues aux art. 13, 19 et 21 quelles que soient les possibilités de réadaptation à la vie professionnelle et/ou à l'accomplissement de leurs travaux habituels.

Le même ajout est proposé systématiquement pour les art. 10, al. 2; art. 12, al. 1; art. 21, al. 2 et art. 31, al. 1 de la LAI

4. Remaniement du système des indemnités journalières (art. 22 LAI et suivants)

La CFQF soutient ce changement de système qui, à l'instar du système de l'assurance-accidents, prévoit des prestations fixées indépendamment du sexe et de l'état civil de l'assuré. La Commission accepte et préconise les améliorations proposées.

Elle formule toutefois une réserve concernant le montant de la garantie minimale qui est de 30% du montant le plus élevé, c'est-à-dire Fr. 88.- par jour, et le montant de la prestation pour enfant qui est de Fr. 18.- par jour.

La prestation pour enfant correspond au triple de la moyenne de tous les règlements cantonaux d'allocation pour enfants et d'allocations familiales, à savoir le triple des allocations qui sont négociées actuellement pour l'ensemble de la Suisse (elles sont discutées dans le cadre de la nouvelle péréquation financière). Plusieurs études prouvent que les alloca-

tions pour enfants versées actuellement ne couvrent pas les coûts effectifs engendrés par les enfants. Selon le règlement actuel pour les indemnités journalières de l'AI, la prestation pour enfant s'élève à Fr. 20.- par jour.

La CFQF demande que la 4e révision de l'AI relève le montant de la prestation pour enfant pour atteindre au moins le montant des prestations versées jusqu'à présent.

5. Evaluation de l'invalidité pour les personnes n'exerçant pas d'activité lucrative ou n'exerçant qu'une activité lucrative partielle (art. 28, al. 2bis; art. 2ter et al. 3 LAI)

L'évaluation de l'invalidité de personnes exerçant une activité lucrative se fait en fonction du revenu. Cette méthode dite de la comparaison des revenus est déjà réglementée par la loi. Les dispositions qui servent à déterminer l'invalidité des assuré-e-s qui n'exercent pas d'activité lucrative ou qui exercent une activité à temps partiel sont aujourd'hui dans le règlement et devront désormais être inscrites dans la loi.

Aucune objection n'est formulée par rapport à la suppression du traitement inégal. En revanche, la CFQF conteste formellement la méthode comparative pour évaluer la capacité de travailler (cette méthode consiste à évaluer le degré d'invalidité d'une personne en fonction de sa capacité à effectuer les travaux habituels) et la méthode dite mixte.

La CFQF considère comme une discrimination indirecte des personnes qui exercent des travaux habituels (en majorité des femmes) que cette évaluation de l'invalidité ne soit effectuée qu'en fonction de la situation au moment de la détérioration de la santé. On peut supposer qu'en recourant à la méthode de comparaison de la capacité de travailler on arrive à un degré d'invalidité inférieur à celui qu'on obtiendrait en utilisant la méthode de comparaison des revenus. C'est pourquoi il serait plus judicieux pour évaluer l'invalidité des personnes qui exerçaient des travaux habituels au moment où elles ont été frappées par l'invalidité de faire en plus une comparaison entre leurs revenus *avant* qu'elles n'exercent ces activités non lucratives et les revenus escomptés après l'exercice de ces activités non lucratives. Le degré d'invalidité serait alors déterminé en fonction de la valeur la plus élevée des trois valeurs ainsi obtenues.

En ce qui concerne la méthode dite mixte, à savoir celle utilisée pour des personnes qui exercent une activité lucrative partielle et qui consacrent le reste de leur temps à des travaux habituels, le degré d'invalidité est déterminé en fonction de

la valeur la plus élevée des trois valeurs suivantes:

- la comparaison de la capacité de travailler dans le domaine des activités non lucratives
- la comparaison des revenus pour les personnes exerçant une activité lucrative partielle
- la comparaison des revenus pour une activité partielle déterminés en fonction des revenus pour une activité à plein temps.

En se référant aux commentaires donnés à propos de l'art. 8 de LAI, la CFQF demande un remaniement de l'art. 28, al. 2bis et al. 2ter de LAI à la lumière des considérations énoncées ci-dessus.

6. Suppression de la rente complémentaire (art. 34 LAI)

La CFQF est depuis longtemps en faveur d'un règlement indépendant de l'état civil pour les systèmes de rentes et d'assurance sociales en général; en conséquence elle donne son accord de principe pour la suppression de la rente complémentaire. Toutefois, cet accord dépend d'une condition sine qua non, à savoir que l'allocation d'assistance prévue soit effectivement introduite.

En ce qui concerne les droits acquis, ils sont garantis en vertu de la disposition transitoire c.

7. Allocation d'assistance (art. 42 bis, art. 42 quater LAI)

L'allocation d'assistance remplace des prestations existant jusqu'ici, à savoir l'allocation pour impotent, les contributions aux frais de soins spéciaux pour mineurs impotents et les contributions aux frais de soins à domicile. La définition du droit à l'allocation d'assistance est très semblable à celle du droit à l'allocation pour impotent.

Cette disposition sera étendue à des adultes souffrant de troubles psychiques ou d'un léger handicap mental et qui ne séjournent pas dans un hôpital ou un home: ils percevront désormais une allocation d'assistance s'ils ont besoin d'un accompagnement pour faire face aux nécessités de la vie (le montant de cette allocation correspond à celui de la catégorie inférieure). Cette allocation doit permettre à ces adultes de mener une vie autonome.

La CFQF accueille avec joie et soutient cette modification, notamment l'augmentation prévue du montant de l'allocation d'assistance par rapport à celui de l'allocation pour impotent versée actuellement.

Compte tenu des coûts réels des soins et de la prise en charge, il serait même indiqué d'allouer des montants encore plus élevés.



Le rapport explicatif mentionne que les contributions de l'AI versées en vertu d'une disposition du règlement pour des transports récréatifs seront désormais supprimées. En effet, il est estimé que vu l'augmentation des montants des allocations d'assistance, les personnes handicapées pourront, à l'avenir, financer eux-mêmes les services de transport auxquels ils font appel.

Le rapport ne chiffre pas l'économie es-pérée de cette mesure; il doit probablement s'agir d'une somme dérisoire. Notons ici que l'une des missions importantes d'un service social est de favoriser et d'encourager les contacts entre les personnes handicapées et leur entourage, et à ce propos, les loisirs ne peuvent être considérés comme un luxe.

En conséquence, la CFQF demande le maintien des contributions aux frais de transport.

8. Versement d'avances sur les allocations (art. 46, al. 2 LAI)

Pour pallier des situations financières critiques qui naissent lorsque les procédures s'éternisent, des avances pourront être versées aux personnes concernées à partir du moment où l'office AI se sera prononcé sur la demande de prestations.

La CFQF soutient cette mesure.

Toutefois, les graves problèmes financiers que connaissent les personnes handicapées sont souvent provoqués par la lenteur des investigations. Ce fait est aussi confirmé dans le rapport explicatif.

La CFQF demande donc que les avances puissent être versées avant que l'office de l'AI ne prenne sa décision, notamment dans certains cas de besoin manifeste.

9. Contrôle annuel de la gestion des offices AI par l'OFAS (art. 64, al. 2 LAI)

Des contrôles de gestion effectués à intervalles rapprochés et réguliers permettent à l'OFAS, qui est l'organe de surveillance, de détecter les manquements et les situations ambiguës à un stade précoce et d'y remédier. Ces révisions servent aussi à uniformiser l'application du droit qui varie aujourd'hui, en partie, selon les cantons. L'OFAS examine en particulier si, dans les différents offices AI, lors du traitement des demandes de prestations, les conditions d'octroi sont examinées conformément aux dispositions en vigueur, si les décisions sont prises en se fondant sur les dispositions légales et si les règles de procédure sont respectées. L'OFAS veille aussi à ce que les décisions des offices AI ne dépassent pas les limites qui leur sont octroyées. Etant donné qu'à l'avenir, les révisions auront lieu annuellement, cette mesure contraindra l'OFAS à recruter un personnel plus nombreux.

La CFQF soutient cette mesure. On espère que le personnel chargé des révisions examinera les décisions des offices AI en veillant à appliquer les principes de non-discrimination.

10. Le financement des enquêtes statistiques, de l'évaluation des effets induits par la loi et des travaux d'information à l'échelle nationale (art. 68 LAI)

Désormais, l'AI disposera de fonds pour faire établir des statistiques et évaluer les effets induits par la loi. Le rapport explicatif cite les exemples suivants:

- des études en vue de créer des instruments de pilotage dans l'AI
- des études supplémentaires pour expliquer l'augmentation du nombre de bénéficiaires de rentes octroyées par l'AI.

La CFQF approuve le fait que l'AI établisse ses propres études statistiques et évalue l'effet de la loi. Elle demande que des études soient effectuées immédiatement sur

- la répartition des mesures de réadaptation professionnelle de l'AI entre les hommes et les femmes
- la formation professionnelle initiale des jeunes femmes handicapées dans le cadre de l'AI.

La réalisation de ces deux études fait l'objet de deux mesures inscrites dans le plan d'action de la Suisse élaboré par le groupe de travail interdépartemental chargé du suivi de la 4e Conférence mondiale de l'ONU sur les femmes qui a eu lieu à Pékin (mesures F 42 et F 43).

Désormais, la Confédération est mandatée pour veiller à diffuser des informations, à l'échelle nationale, sur les prestations de l'assurance. Ces informations sont surtout destinées à sensibiliser les employeurs. Grâce à des informations ciblées, on espère faciliter la réadaptation professionnelle des personnes handicapées. Cette information s'adresse également aux médecins. Il s'agit ici de leur fournir des connaissances qui leur font défaut sur la manière de constater et d'évaluer l'invalidité.

La CFQF soutient, par principe, ce genre d'informations. Elle émet toutefois de grandes réserves concernant les informations destinées aux médecins: elle craint en effet que le but de ces informations soit la réduction du nombre des personnes titulaires d'une rente. L'information doit être globale et inclure les possibilités de réinsertion, les exigences requises par les postes de travail, etc.

La CFQF considère par ailleurs qu'il est primordial que les assurés bénéficient d'une meilleure information, davantage ciblée sur leurs exigences éventuelles. Cette tâche d'information incombe de droit aux offices cantonaux de l'AI.

III. Les exigences importantes pour les femmes et qui ne sont pas prises en compte dans la révision

Elargissement de la palette des prestations dans le domaine de la formation professionnelle continue dans le cadre des mesures de réadaptation professionnelle

La CFQF déplore que cet aspect ne soit pas pris en compte dans la révision. En effet, la formation professionnelle continue gagne de plus en plus d'importance dans le monde d'aujourd'hui. Pour les femmes, une deuxième formation, ou une formation professionnelle continue constitue souvent leur premier choix réel de métier. Il est beaucoup plus difficile pour les femmes de formuler leurs attentes au moment de choisir un métier car elles ont de la peine à évaluer leurs propres possibilités et leurs capacités. Elles ont souvent tendance à les sous-estimer. C'est pourquoi il est important de soutenir leurs efforts de formation personnelle.

Dans le rapport explicatif, il est envisagé de mener des enquêtes de grande envergure pour recenser les besoins de formation professionnelle continue des personnes handicapées.

La CFQF demande que cette enquête soit effectuée rapidement.

Examiner des systèmes d'incitation fiscale ou relevant du marché de l'emploi pour les employeurs qui occupent du personnel handicapé

Il a été décidé de renoncer à inclure dans la révision de l'AI des mesures allant au-delà de l'information des milieux concernés. On nous promet que les systèmes d'incitation fiscale seront examinés à nouveau dans le cadre des travaux en vue de la création d'une nouvelle législation sur l'égalité des personnes handicapées.

La CFQF constate que selon le projet de loi fédérale de juin 2000 sur l'élimination des inégalités frappant les personnes handicapées (loi sur les handicapés) seule la Confédération, en sa qualité d'employeur, doit être obligée d'adopter une politique d'embauche favorable aux handicapés.

Pourtant, on insiste en permanence sur la nécessité d'intégrer les personnes handicapées dans le monde du travail ou de maintenir l'intégration de celles qui étaient déjà actives dans la vie professionnelle. La CFQF déplore, malgré cela, l'absence d'une volonté politique pour transcrire cette nécessité dans une ordonnance catégorique qui n'engage pas

seulement la Confédération mais aussi les cantons, les communes et les employeurs privés.

IV. L'harmonisation d'autres dispositions législatives

Loi du 25 juin 1982 sur l'assurance-chômage obligatoire, art. 13, al. 2bis

Dans le cadre de l'élaboration du projet de loi fédérale sur l'élimination des inégalités frappant les personnes handicapées (loi sur les handicapés), on exige une modification de l'art. 13, al. 2bis de la loi du 25 juin 1982 sur l'assurance-chômage.

Contrairement à la loi fédérale sur l'AVS, la loi fédérale sur l'assurance-chômage ne comporte pas de règlement pour comptabiliser dans la période de cotisation les bonifications pour tâches d'assistance, elle ne connaît qu'une bonification pour tâches éducatives. Or, il est indéniable que les tâches d'assistance non rétribuées peuvent être assimilées à des prestations économiques. En conséquence, il faudrait veiller à ce que les personnes qui ne peuvent pas s'engager dans une activité lucrative parce qu'elles sont contraintes d'accomplir des tâches d'assistance ne soient pas désavantagées par rapport aux autres travailleurs. En comblant cette lacune la réglementation éloignerait le danger de l'effet dissuasif, à savoir que certaines personnes seraient amenées à renoncer à prendre en charge des proches handicapés.

Pour combler cette lacune deux possibilités-sont envisageables:

- a) la modification de l'art. 13, al. 2bis LACI, modification aux termes de laquelle le temps consacré à des tâches d'assistance est expressément assimilé à celui consacré à des tâches éducatives.
- b) une meilleure interprétation de l'art. 14, al. 2 LACI et de la notion «d'autres raisons semblables».

Dans sa prise de position, la CFQF préconise la proposition a), à savoir la modification de l'art. 13, al. 2bis LACI, aux termes de laquelle le temps consacré à des tâches d'assistance est expressément assimilé à celui consacré à des tâches éducatives. Cette position se fonde notamment sur des raisons de sécurité juridique et de transparence. La CFQF estime qu'il est inconvenant d'effectuer un détour par l'art. 14, al. 2 LACI en modifiant l'interprétation de la notion «d'autres raisons».

La CFQF attire cependant l'attention sur le fait que l'art. 13, al. 2bis LACI ne prévoit la bonification du temps consacré à des tâches éducatives et, nouvellement, à des tâches d'assistance que si, après cette période éducative ou d'assistance, la personne concernée est obligée, pour des raisons financières, d'exercer une activité

lucrative. Cette disposition constitue une discrimination sexuelle indirecte. En conséquence, la CFQF demande que, dans ce domaine, une autre solution non discriminatoire soit trouvée. Le plus simple serait de biffer la mention des raisons financières dans l'art. 13, al. 2bis LACI.

La CFQF demande que cette modification de la LACI soit incluse dans la loi qui entrera en vigueur la première (4e révision de la loi sur les handicapés).

Traduction: Martine Chaponnière

Grundlagen und Möglichkeiten von Interventionsprojekten gegen häusliche Gewalt

VON ARIANE RUFINO

Aus der Bewegung gegen Gewalt an Frauen und der Aufbauarbeit der Frauenhäuser, die Mitte der Siebziger Jahre ihren Anfang nahm, ist an der Schwelle zum neuen Jahrtausend eine neue Generation von Projekten entstanden: die Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt.

Handlungsbedarf in der Schweiz

Die Herausgabe der Studie von Lucienne Gillioz 1997 (*Domination et violence contre la femme dans le couple*) und die darauf aufbauende nationale Kampagne gegen Gewalt an Frauen der Schweizerischen Gleichstellungskonferenz sind wichtige Meilensteine in der Entwicklung der Interventionsidee. Aufbauend auf der wissenschaftlich erhärteten Tatsache, dass ein Fünftel der weiblichen Bevölkerung körperliche und/oder sexuelle Gewalt in der Partnerschaft erleben, wurden politische Forderungen laut. Auch der internationale Druck auf die Schweiz nahm zu. Dem Beitritt der Schweiz zum Sozialpakt der UNO 1992 mussten Taten folgen. Ende 1998 richtete das als Kontrollinstanz eingesetzte Komitee der UNO schwere Vorwürfe an die Adresse der Schweiz, sich zu wenig um die Umsetzung des Sozialpakts zu bemühen. Insbesondere im Bereich Gewalt gegen Frauen würden kaum Massnahmen zur Bekämpfung dieses Problems ergriffen und die Auswertung von statistischem Wissen über Gewalt gegen Kinder und Frauen sei unzureichend.

Auch der 1999 herausgegebene Aktionsplan der Schweiz für die Gleichstellung von Frau und Mann als Folgearbeit der 4. UNO-Weltfrauenkonferenz von 1995 enthält einen umfangreichen Massnahmenkatalog. Zur Verhütung und Beseitigung von Gewalt gegen Frauen werden 19 konkrete Massnahmen vorgeschlagen, bei deren Umsetzung zum Teil die Bundesebene, jedoch auch die Kantonebene angesprochen ist. Dem politischen Willen, der gesetzlichen Gleichstellung durch konkrete Umsetzungsschritte auch in der Lebensrealität von Frauen zum Durchbruch zu verhelfen, wird zum Teil in Regierungsprogrammen (z.B. Stadtratskampagne ZH, BS und BL) Ausdruck gegeben. Auf solchen Absichtserklärungen können Interventionsprojekte aufbauen.

Exkurs: Frauenhäuser als akute Krisenintervention

Vor 25 Jahren sind in der Schweiz die ersten Frauenhäuser entstanden. In der Zwischenzeit gibt es 16 dieser Zufluchtsorte in der Schweiz, Tendenz immer noch steigend. Die Einsicht, dass es solche Zufluchtsorte braucht, ist in dieser Zeit gewachsen und ihre oft schwierige Arbeit wird gesellschaftlich weitgehend anerkannt. Trotzdem ist die Finanzierung durch die öffentliche Hand noch immer keine Selbstverständlichkeit und ein beträchtlicher Teil der personellen Ressourcen wird durch die Mittelbeschaffung absorbiert.

Den Empfehlungen des Europarats folgend, der seinen Mitgliedsländern einen Frauenhausplatz pro 10 000 EinwohnerInnen empfiehlt, müssten noch wesentlich mehr Frauenhäuser in der Schweiz aufgebaut werden. Aber: die Frauenhäuser sind nicht mehr bereit, allein für das Problem der Männergewalt zuständig zu sein. Dass der vorübergehende Schutz, den sie einer misshandelten Frau anbieten, nur ein kleiner Puzzleteil in einem umfassenden Konzept gegen Männergewalt sein kann, wissen sie schon lange. Im Sommer 1994 wurde im Garten des Frauenhauses Luzern eine Frau von ihrem Mann erschossen, zwei Mitarbeiterinnen wurden schwer verletzt. Der Aufschrei der Öffentlichkeit zeigte, dass man sich in falscher Sicherheit gewiegt hatte. Erstmals wurde der Ruf nach einer vermehrten Inverantwortungnahme der Täter laut. Ein weiterer Tötungsversuch im Frauenhaus St. Gallen 1995 zeigte erneut auf, welchen enormen Risiken gewaltbetroffene Frauen und die sie schützenden Organisationen ausgesetzt sind. Zunehmend setzte sich deshalb die Erkenntnis durch, dass es nicht möglich ist, Schutz und Sicherheit der Opfer zu gewährleisten, ohne auch Massnahmen gegenüber den Tätern durchzusetzen.

Das Domestic Abuse Intervention Project als Vorbild

Seit 1980 gibt es in der Kleinstadt Duluth (ca. 90 000 EinwohnerInnen) im amerikanischen Bundesstaat Minnesota ein Interventionsmodell, das in der Zwischenzeit von zahlreichen anderen ame-

rikanischen Bundesstaaten übernommen wurde und auch im Ausland sehr viel Beachtung gefunden hat. Die Sozialwissenschaftlerin Dr. Ellen Pence hatte zu Beginn der Achtziger Jahre nach einem Frauenmord die negative Beurteilung der staatlichen Interventionen durch das örtliche Frauenhaus aufgegriffen. Im Verlauf der ersten zwei Projektjahre analysierte sie genauestens die damals gültigen Verfahrensabläufe und Lösungsversuche öffentlicher und privater Institutionen und stellte zahlreiche Mängel fest. Einerseits fehlten geeignete gesetzliche Grundlagen und andererseits waren die Vorgehensweisen völlig unkoordiniert. Ausgehend von der Lebensrealität misshandelter Frauen entwickelte sie ein Kooperationsmodell, das alle involvierten Behörden an einen Runden Tisch zusammenbrachte, um ein System von abgestimmten Verfahrensweisen zu entwickeln, das für alle Beteiligten verpflichtend ist. Gleichzeitig wurden auf politischem Weg zahlreiche Gesetzesänderungen in die Wege geleitet.

Die wichtigste Grundidee des DAIP lautet:

- Die Gewalt muss gestoppt und weitere Gewalt verhindert werden.
- Die Sicherheit der Opfer ist oberstes Hauptziel.
- Die Täter müssen zur Verantwortung gezogen werden.

Um diesen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen, wurden acht strategische Schwerpunkte für die Aktivitäten des Projekts ausgewählt:

1. Entwicklung eines einheitlichen Ansatzes mit der Sicherheit des Opfers als Mittelpunkt;
2. Entwicklung von «Best-Practice»-Verfahrensweisen und Absprachen unter den intervenierenden Organisationen;
3. Abbau der Bruchstückhaftigkeit der öffentlichen Reaktion;
4. Einbinden eines Tracking-Systems (eine Art fallbezogenes Controlling);
5. Absicherung einer unterstützenden kommunalen Infrastruktur für Frauen;
6. Massnahmen gegen Misshandler zur Verhinderung weiterer Gewaltanwendung;
7. Wiedergutmachung des Schadens, den Kinder durch Gewalt an Frauen erleiden;
8. Evaluierung der öffentlichen Reaktion vom Standpunkt des Opfers aus.



Aufgrund der Untersuchungen zu Beginn das DAIP wurde ein eigentlicher Paradigmenwechsel propagiert und Schritt für Schritt vollzogen: die Opfer häuslicher Gewalt sollten von der alleinigen Verantwortung für ihren Schutz entlastet werden, indem der Staat vermehrt Verantwortung in diesem Bereich übernimmt. Damit einher geht auch die Veränderung der gesellschaftlichen Wahrnehmung. Die früher als «privates Problem» tabuisierte Gewalt im sozialen Nahraum wird zu einem Problem der öffentlichen Sicherheit und Ordnung und muss als solches vom Staat aktiv angegangen werden.

Erste Interventionsansätze in der Schweiz

Fast alle Initiativgruppen zur Konzipierung von Interventionsprojekten gegen häusliche Gewalt in der Schweiz sind aus interdisziplinären Arbeitsgruppen entstanden, in denen die MitarbeiterInnen von Frauenprojekten und Opferhilfestellen eine Schlüsselfunktion einnehmen. Ebenfalls wegweisend ist die aktive Beteiligung von kantonalen und kommunalen Gleichstellungsbeauftragten mit ihrer Brückenfunktion zwischen staatlicher Verwaltung und privaten Stellen. Modellhaft wird in diesen Arbeitsgruppen nach gemeinsamen Lösungsansätzen in der praktischen Arbeit mit Opfern und Tätern gesucht, oft bevor überhaupt ein eigentliches Projekt im Kanton vorhanden ist. Dank der persönlichen Vernetzung in dieser Vorlaufphase entsteht eine vertiefte Kenntnis der Arbeitsabläufe anderer Institutionen und die BehördenvertreterInnen werden durch die Opfereinrichtungen auf die spezifischen Schutzbedürfnisse gewaltbetroffener Frauen sensibilisiert.

In den Jahren 1996 und 1997 wurden in Zürich und Basel erste solche Arbeitsgruppen gegründet und die Idee vorangetrieben, dass ein erfolgreiches Interventionsprojekt nicht nur eine eigenständige Identität, sondern auch finanzielle Ressourcen zur Einsetzung einer Projektleitung sowie ein eigenes Budget zur Initiierung konkreter Massnahmen benötigt. Der Projektstart in diesen beiden Städten wurde rasch bekannt und führte auch in andern Kantonen zu vielfältigen Aktivitäten. Auch ergab sich beim Nationalfonds-Programm 40 «Gewalt im Alltag und organisierte Kriminalität» die Gelegenheit, wissenschaftliche Studien zu diesem Thema einzureichen. In Fribourg und Basel sind entsprechende Forschungsarbeiten mit der Interventionsidee verknüpft worden und werden im Jahr 2000 abgeschlossen und publiziert.

Gemeinsame Inhalte und Vernetzung

Den Interventionsprojekten gemeinsam ist die aus dem DAIP stammende Grundidee, die das Zürcher Interventionsprojekt in seinem Prospekt auf die knappe Formel gebracht hat: *Gewalt stoppen, Opfer schützen, Täter belangen.*

Die eingesetzten Methoden, um diese Ziele zu erreichen, gleichen sich trotz kantonal unterschiedlicher Rahmenbedingungen ziemlich. Ein zentrales Gremium ist der Runde Tisch, wo MitarbeiterInnen, meist mit Leitungsfunktionen, von folgenden Institutionen vertreten sind:

- Polizei
- Strafverfolgung
- Gerichte
- Opferhilfe oder Nottelphone
- Frauenhaus
- Migrantinnenorganisationen
- Gleichstellungsbüro
- Kinderschutzbehörden
- Projektleitung Interventionsprojekt
- evtl. weitere Vertretungen von Fremdenpolizei, medizinischem Bereich, Männerbüro etc.

Abbau der sekundären Viktimisierung

Da eine misshandelte Frau bei ihrer Hilfesuche mit sehr vielen polyvalenten Institutionen konfrontiert ist, die auf ihr spezielles Problem keine adäquaten Vorgehensweisen bereithalten, läuft sie Gefahr, erneut zum Opfer werden. Sie ist oft schlecht informiert über die Abläufe und erlebt, dass ihre Aussagen angezweifelt werden. Da sie sich schämt, ihre Misshandlungssituation zuzugeben, erzählt sie oft nur einen Teil der Wirklichkeit und hat selten handfeste Beweise wie zum Beispiel ein Arzzeugnis vorzuweisen. Zur persönlichen Gewalt ihres Partners kommt nun die strukturelle Gewalt bürokratischer Verfahrensabläufe hinzu, die z.B. ihrer Gefährdung zu wenig Rechnung tragen oder sie nicht aktiv einbeziehen. Diese Erfahrung machen vor allem Migrantinnen, die häufig der Sprache nicht kundig und auf Gedeih und Verderb den Menschen ausgeliefert sind, die sich um ihr Problem «kümmern».

Ein Abbau der sekundären Viktimisierung kann damit erreicht werden, dass Frauen bei wichtigen Behördengängen begleitet oder grundsätzlich besser über unser System informiert werden. Auch wenn die Anzahl sensibilisierter GesprächspartnerInnen bei den Behörden zunimmt, ist den Opfern häuslicher Gewalt sehr geholfen. In Amerika wurde zusätzlich eine Art Ombudsstelle eingerichtet, um die Entwicklung der Fallbehandlung durch die behördlichen Abläufe im Auge zu behalten.

Von der Öffentlichkeitsarbeit gegen Gewalt an Frauen hin zur berufsspezifischen Weiterbildung: Intervenire heisst dazwischentreten

Dass Gewalt gegen Frauen vorwiegend im sozialen Nahbereich stattfindet, ist in der Zwischenzeit hinlänglich bekannt. Wenn der Tatort von Verbrechen im privaten Raum lokalisiert ist, hat dies fatale Auswirkungen auf die Reaktion des Umfelds: denn häusliche Gewalt ist durch Wegschauen, durch Nicht-Intervention und durch sehr viele Vorurteile gekennzeichnet. Deshalb ist der Ruf nach der Einrichtung von Interventionsprojekten gleichzeitig die Aufforderung, sich aktiv einzumischen, dazwischenzutreten, Verantwortung zu übernehmen. Diese veränderte Haltung braucht spezifische Kenntnisse und Mut zur Entschlossenheit. Denn auch das Helfersystem setzt sich gewissen Risiken aus, wenn es die Gewaltspirale aufzuhalten versucht. Umso wichtiger ist deshalb ein koordiniertes System von frühzeitigen professionellen Interventionen, um der enormen Verbreitung häuslicher Gewalt Einhalt zu gebieten.

Die spezielle Beziehungsdynamik häuslicher Gewalt ist geprägt von Isolation, einem System von Drohungen, wiederholten und vielseitigen Gewaltformen und einer Tendenz zur Eskalation. Was mit einer Ohrfeige beginnt, kann mit einem Mord enden. In der Schweiz endet für rund 40 Frauen im Jahr ihre Beziehung zu einem Mann tödlich. Diese erschreckend hohe Anzahl von Frauenmorden ist jedoch nur die Spitze eines Eisbergs. Es ist in der Zwischenzeit bekannt, dass viele Berufsleute die Spuren der Gewalt im sozialen Nahraum nicht erkennen, nicht ansprechen und demzufolge keine adäquate Hilfe anbieten. Dies hat zur Folge, dass viele Frauen resignieren und jahrelange Misshandlung erdulden, was wiederum zu einer massiven Schwächung ihrer Widerstandskräfte und Verschlechterung ihrer Gesundheit führt. Im Rahmen der Interventionsprojekte hat die Sensibilisierung verschiedenster Berufsleute durch fachlich qualifizierte Weiterbildungsmaßnahmen einen hohen Stellenwert. Meist wird dabei ein interdisziplinärer Ansatz gewählt, wo eine Fachfrau aus dem Opferbereich die Weiterbildung gemeinsam mit einer im Thema erfahrenen Person der entsprechenden Berufsgruppe durchführt. Modellhaft wird dabei aufgezeigt, dass nur durch enge Zusammenarbeit das schwierige Ziel – mehr Sicherheit für gewaltbetroffene Frauen und Kinder – erreicht wird.

Vernetzung der Interventionsprojekte und Perspektiven

Seit 1996 gibt es im deutschsprachigen Raum jährliche Vernetzungstreffen. Während beim ersten Treffen im deutschen Gladbeck sechs Projekte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammenfanden, waren es bei der vierten Tagung 1999 bereits 13 Projekte und eine grosse Zahl interessierter Fachfrauen aus den drei Ländern. Um der Idee noch stärker zum Durchbruch zu verhelfen, wurde auch in der Schweiz im Dezember 1999 das erste Austauschtreffen in Bern durchgeführt, an dem drei Projekte und weitere sechs Projektinitiativen teilnahmen. Der Austausch der gemachten Erfahrungen hat sich als wichtig und wertvoll erwiesen und wird in Zukunft jährlich durchgeführt werden. Und doch muss jeder Standort individuell auf den angetroffenen Begleitumständen und dem politisch Machbaren aufbauen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass schweizweit die Interventionsprojekte in einem vielversprechenden Aufbau begriffen sind. Meist wird aber zu Beginn eine beschränkte Laufzeit festgelegt. Die Vorstellung, dass innert zwei oder drei Jahren der vorgesehene Wandel vollzogen ist, hat sich jedoch als Illusion entpuppt. Sobald ein Interventionsprojekt installiert ist, muss es sich über kurz oder lang mit seinen Perspektiven und einer allfälligen bleibenden Verankerung auseinandersetzen. Die Hoffnung besteht, dass diese Aufgabe vom Staat als Daueraufgabe anerkannt wird und der politische Wille sich durchsetzt, hier neue Prioritäten zu setzen.

Ariane Rufino ist Sozialarbeiterin HFS und seit 11 Jahren in der Arbeit gegen Gewalt an Frauen engagiert. Sie hat das Basler Halt-Gewalt-Projekt mitaufgebaut und leitet seit April 1999 das Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt im Kanton Basel-Landschaft.

Les fondements des projets d'intervention contre la violence domestique et leurs possibilités d'action

par ARIANE RUFINO

A l'aube du nouveau millénaire, une nouvelle génération de projets luttant contre la violence faite aux femmes est née: les projets d'intervention contre la violence domestique. Ceux-ci ont pris la relève des projets nés vers le milieu des années 1970 du mouvement contre la violence faite aux femmes, qui avait notamment mis sur pied les foyers pour femmes battues.

Les besoins en Suisse

La publication en 1997 de l'étude de Lucienne Gillioz (Domination et violence contre la femme dans le couple) et la campagne nationale contre les violences faites aux femmes qui s'en est suivie, sous la houlette de la Conférence suisse des déléguées à l'égalité, constituent des points de repère importants dans le développement de l'idée d'intervention. Les revendications politiques ont pu se faire entendre en se fondant sur des faits scientifiquement confirmés: en Suisse, un cinquième de la population féminine connaît la violence physique et/ou sexuelle dans le couple. La Suisse a par ailleurs aussi vu augmenter la pression internationale dans ce domaine. Son adhésion au Pacte social de l'ONU en 1992 devait être suivie d'actes. A la fin de l'année 1998, le Comité de l'ONU érigé en instance de contrôle a adressé de lourds reproches à la Suisse, laquelle aurait fait trop peu d'efforts pour mettre en œuvre le Pacte social. Tout particulièrement dans le domaine de la violence contre les femmes, quasi aucune mesure n'aurait été prise. Quant à l'exploitation de données statistiques sur la violence contre les enfants et les femmes, elle aurait été nettement insuffisante.

En 1999, la Suisse a publié son plan d'action pour l'égalité entre femmes et hommes, donnant ainsi suite à la 4e Conférence mondiale sur les femmes de Pékin, tenue en 1995. Le plan d'action contient un catalogue très riche de mesures à prendre. En ce qui concerne la prévention et l'élimination de la violence contre les femmes, 19 mesures concrètes sont proposées, dont la réalisation dépend tant du fédéral que du cantonal. Il arrive aussi parfois que des auto-

rités politiques, soucieuses d'apporter un véritable changement dans la réalité quotidienne des femmes, élaborent des programmes politiques gouvernementaux dans lesquels elles manifestent explicitement leur volonté de traduire en actes l'égalité inscrite dans la loi. C'est notamment le cas des campagnes lancées par les conseils municipaux de Zurich, Bâle-Ville et Bâle-Campagne et c'est sur de telles déclarations d'intention que peuvent se construire les projets d'intervention.

Digression: les foyers pour femmes battues comme interventions de crise aigüe

Les premiers foyers pour femmes battues sont apparus en Suisse il y a 25 ans. Depuis, il existe 16 refuges de ce type dans tout le pays, et le chiffre tend à augmenter. On a aujourd'hui une meilleure conscience de la nécessité de tels lieux et le travail souvent difficile qu'ils impliquent est aussi socialement reconnu. Et pourtant, leur financement public ne va toujours pas de soi et une bonne partie des ressources du personnel est absorbée par la recherche de fonds.

Si l'on suivait les recommandations du Conseil de l'Europe à ses Etats membres, à savoir un foyer pour 10 000 habitants, il faudrait en Suisse beaucoup plus de foyers. Mais les responsables de foyers ne sont plus prêtes à rester les seules à se préoccuper de la violence masculine. Cela fait longtemps qu'elles savent que la protection provisoire qu'elles peuvent offrir à une femme maltraitée n'est qu'une petite partie du puzzle complexe que représente le plan global de lutte contre la violence masculine. En été 1994, dans le jardin de la maison pour femmes maltraitées de Lucerne, une femme a été abattue par son mari et deux collaboratrices ont été grièvement blessées. Le tollé soulevé par ce drame dans l'opinion publique a révélé que la sécurité des foyers était en fait illusoire. Pour la première fois on a pu entendre un appel à une plus grande responsabilité placée sur les auteurs de violences. En 1995, un nouveau cas de tentative de meurtre dans un foyer de St.Gall a montré une fois de plus

l'énormité des risques auxquels sont confrontées les femmes victimes de violences et les organisations qui les protègent. On a alors aussi pris conscience qu'il était impossible de garantir la protection et la sécurité des victimes sans parallèlement mettre en place des mesures visant les auteurs eux-mêmes.

Un modèle: le Domestic Abuse Intervention Project (DAIP)

Depuis 1980, il existe dans la petite ville de Duluth (environ 90 000 habitants), dans l'Etat du Minnesota, un modèle d'intervention qui a depuis lors été repris dans de nombreuses autres villes des Etats-Unis et qui a fait l'objet d'une grande attention de la part de l'étranger. Au début des années 1980, à la suite du meurtre d'une femme, la chercheuse en sciences humaines Dr Ellen Pierce a empoigné le problème de l'évaluation négative des interventions étatiques faite par les foyers locaux pour femmes victimes de violences. Au cours des deux premières années du projet, elle a analysé de façon détaillée les processus en cours à l'époque, de même que les essais de solutions tentés par les institutions privées et publiques. Elle a alors pu constater de nombreuses lacunes. D'une part, les bases légales adéquates faisaient défaut, d'autre part les différents processus en cours fonctionnaient sans coordination aucune. En partant de la réalité quotidienne des femmes maltraitées, Ellen Pierce a élaboré un modèle de coopération qui invitait toutes les autorités impliquées à s'asseoir autour d'une table pour mettre au point une systématique de la procédure à laquelle toutes les parties impliquées dans le processus devraient se soumettre. Parallèlement, sur le plan politique, de nombreux changements de la loi ont été mis en route.

Les principes fondamentaux du DAIP sont les suivants:

- La violence doit être stoppée et la violence à venir empêchée.
- La sécurité de la victime est l'objectif premier et prioritaire.
- Les auteurs doivent être confrontés à leur responsabilité.



Pour favoriser la traduction en actes de ces idées, huit priorités stratégiques ont été retenues pour les activités des projets:

1. Elaboration d'une démarche intégrée mettant la sécurité de la victime au centre du système;
2. Elaboration de modèles de bonnes pratiques et discussions entre les organisations impliquées;
3. Elimination du caractère fragmenté de la réaction des administrations publiques;
4. Intégration d'un «tracking-system» (sorte de «controlling» lié au cas particulier);
5. Renforcement d'une infrastructure communale de soutien pour les femmes;
6. Mesures contre les auteurs de violences pour prévenir le recours à la violence;
7. Dédommagement des enfants ayant souffert de la violence exercée contre les femmes;
8. Evaluation des réactions des administrations et autorités publiques du point de vue des victimes.

Sur la base des enquêtes menées lors des débuts du DAIP, un changement global de paradigme a été développé et mis en œuvre à chaque étape du processus: les victimes de violence domestique ne doivent plus être les seules responsables de leur protection, l'Etat doit donc prendre plus de responsabilités dans ce domaine, ce qui conduira aussi à une autre perception du phénomène par la société. Ainsi, d'un phénomène tabou, considéré comme un «problème privé», la violence devient un problème d'ordre et de sécurité publics que l'Etat doit traiter comme tel et sérieusement.

Les premières démarches d'intervention en Suisse

Presque tous les groupes d'initiative créés pour mettre en place des projets d'intervention contre la violence domestique en Suisse sont issus de groupes de travail interdisciplinaires dans lesquels les collaboratrices de projets-femmes et de foyers pour femmes battues jouaient un rôle clé. Relevons aussi la participation active des déléguées cantonales et communales à l'égalité et leur rôle important comme pont entre l'administration publique et les organismes privés. La démarche exemplaire suivie par ces groupes consistait à trouver des solutions communes dans le travail quotidien avec les victimes et les auteurs, avant même, souvent, qu'un véritable projet n'existât dans le canton. Le travail de réseau effectué dans cette phase préliminaire génère une connaissance plus approfondie des procédures de travail des autres institu-

tions, et les représentant-e-s de l'Etat sont aussi mieux sensibilisés aux besoins spécifiques des femmes confrontées à la violence.

Les premiers groupes de travail de ce type ont été fondés à Zurich et à Bâle en 1996 et 1997. L'idée était que pour qu'un projet d'intervention réussisse, il ne fallait pas seulement qu'il possède une identité propre mais aussi des ressources financières propres, afin de mettre en place la direction du projet. Il fallait en outre un budget propre pour pouvoir prendre des mesures concrètes. La nouvelle de la création des deux projets de Bâle et de Zurich se répandit rapidement et amena aussi d'autres cantons à développer diverses activités dans le domaine. Le Programme national de recherche «Violence au quotidien et criminalité organisée» (PNR 40 du Fonds national suisse de la recherche scientifique) fut aussi l'occasion de réaliser des études scientifiques sur ce thème. Dans ce cadre, des travaux de recherche liés à l'idée d'intervention sont en cours à Fribourg et à Bâle et seront publiés en 2000.

Contenus communs et mise en réseau

Une idée est commune à tous les projets d'intervention. C'est l'idée de base du DAIP, que le projet zurichois résume ainsi sur son prospectus: *stopper la violence, protéger les victimes, poursuivre les auteurs.*

Malgré des contextes différents d'un canton à l'autre, les méthodes mises en œuvre pour atteindre ces objectifs sont plus ou moins les mêmes partout. Le noyau central est une table ronde autour de laquelle sont réunis des collaboratrices et des collaborateurs, généralement investis de fonctions dirigeantes, représentant les institutions suivantes:

- police
- poursuite judiciaire
- tribunaux
- aide aux victimes et téléphones de détresse
- foyers pour femmes
- organisations de migrantes
- bureaux de l'égalité
- autorités de protection de l'enfance
- direction du projet d'intervention
- éventuellement encore d'autres représentant-e-s de la police des étrangers, du domaine médical, des bureaux pour hommes, etc.

Suppression de la victimisation secondaire

Etant donné qu'une femme battue qui cherche de l'aide est confrontée à de nombreuses institutions polyvalentes qui ne peuvent pas avoir de solution toute faite pour son problème spécifique, le risque existe bel et bien que la femme se

retrouve à nouveau dans le rôle de victime. Elle est souvent mal informée sur les procédures, elle se rend compte que sa parole peut être mise en doute. Comme elle a honte d'avouer sa condition de femme battue, elle ne raconte souvent qu'une partie de la vérité et dispose rarement de preuves manifestes, un certificat médical, par exemple. Ainsi, à la violence individuelle de son partenaire s'ajoute la violence structurelle des processus bureaucratiques qui, par exemple, ne tiennent pas suffisamment compte du danger que court la femme ou qui n'intègrent pas activement le risque dans leurs démarches. Ce sont surtout les migrantes qui vivent cette situation car souvent elles maîtrisent mal la langue et sont finalement livrées sans défense aux personnes qui «s'occupent» de leur problème.

On peut supprimer la victimisation secondaire en accompagnant les femmes lors des démarches importantes qu'elles doivent entreprendre ou en les informant mieux sur notre système. Les victimes de violence domestique bénéficient aussi d'une meilleure aide lorsque, à l'intérieur des institutions, le nombre de personnes sensibilisées au problème augmente. En Amérique, on a institué de surcroît une sorte d'instance de médiation qui surveille l'évolution du traitement des cas particuliers par les autorités publiques au fur et à mesure de leur déroulement.

De la sensibilisation de l'opinion publique sur la violence contre les femmes à la formation professionnelle continue: intervenir signifie s'immiscer

Nous savons très bien, aujourd'hui, que la violence contre les femmes se produit principalement dans le réseau social proche des victimes. Lorsque, dans la sphère privée, on sait qui violente qui et où, les incidences sur l'entourage prennent un caractère dramatique. Car la violence domestique a ceci de particulier que les préjugés qui l'entourent font que l'entourage ne veut pas voir et, partant, n'intervient pas non plus. L'appel à la création de projets d'intervention est donc aussi une exigence de s'immiscer activement, de se mettre entre-deux et de prendre des responsabilités. Ce changement d'attitude nécessite des connaissances spécifiques et le courage de ses décisions. Car le système d'aide s'expose aussi à des risques lorsqu'il tente de briser la spirale de la violence. Il est donc d'autant plus important d'avoir un système coordonné d'interventions professionnelles précoces pour circonscrire l'énorme diffusion de la violence domestique.



La dynamique particulière des relations dans la violence domestique est marquée par l'isolement, un système de menaces, des formes répétées et variées de violence et une tendance à l'escalade de la violence. Une gifle peut se terminer en meurtre. En Suisse, une quarantaine de relations entre un homme et une femme se terminent chaque année par la mort de cette dernière. Ce chiffre dramatique n'est pourtant que la pointe de l'iceberg. Nous savons maintenant que de nombreux professionnels ne savent pas distinguer les signes de la violence dans l'entourage proche et que, dès lors, ils ou elles ne sont pas en mesure d'apporter l'aide requise. Cela a pour conséquence que de nombreuses femmes finissent par se résigner et continuent de subir, année après année, de mauvais traitements. La spirale est déclenchée: leur capacité de résister se réduit considérablement et leur état général de santé se détériore. Dans le cadre des projets d'intervention, la sensibilisation des professionnels de tous horizons par le biais de mesures de formation continue spécialisée revêt une très haute importance. Il s'agit le plus souvent d'une démarche interdisciplinaire, où une experte du domaine de la violence domestique codirige un séminaire avec une personne expérimentée dans le thème choisi et appartenant au groupe professionnel spécialisé dans ces questions. L'utilisation de cette démarche est exemplaire et a montré que seule une étroite collaboration peut atteindre l'objectif – difficile à réaliser – d'une meilleure sécurité pour les femmes et les enfants confrontés à la violence.

Mise en réseau des projets d'intervention et perspectives

Depuis 1996, il existe dans l'espace germanophone des rencontres annuelles de mise en réseau. Alors qu'à la première rencontre, tenue à Gladbeck en Allemagne, six projets d'Allemagne, d'Autriche et de Suisse étaient présents, il y en avait déjà treize à la quatrième rencontre, tenue en 1999, portés par de nombreuses spécialistes de ces trois pays. Afin de mieux encore faire passer l'idée du réseau, une première rencontre d'échange a eu lieu en Suisse, en décembre 1999 à Berne, à laquelle ont participé trois projets et six projets encore en gestation. L'échange sur les expériences faites jusqu'alors s'est révélé important et utile et sera reconduit sur une base annuelle. Et pourtant, chacun de ces projets doit se mettre en place d'une façon individualisée, en tenant compte du contexte local et des rapports politiques existants.

En résumé, l'on peut dire qu'au niveau

suisse, les projets d'intervention sont inscrits dans un avenir très prometteur. Pour la plupart des projets, on avait prévu au début une durée limitée. Mais l'idée selon laquelle le changement escompté aurait pu se réaliser dans un laps de temps de deux ou trois ans s'est révélée illusoire. Dès le moment où un projet est mis sur pied, il doit s'interroger sur ses perspectives à court et à long terme et sur une éventuelle continuité dans la durée. L'espoir demeure que cette tâche soit reconnue par l'Etat comme une tâche à long terme et qu'une volonté politique s'instaure de définir ici de nouvelles priorités.

Traduction: Martine Chaponnière

Ariane Rufino est travailleuse sociale HFS (Höhere Fachschule für Sozialarbeit). Elle est engagée depuis onze ans dans le travail contre la violence envers les femmes. Elle a collaboré à la mise sur pied du projet bâlois Halte à la violence et dirige depuis avril 1999 le projet d'intervention contre la violence domestique dans le canton de Bâle-Campagne.



Staatliche Interventionen bei Gewalt in Ehe und Partnerschaft

Ein Überblick über die rechtlichen Handlungsspielräume

Inputreferat gehalten an der Tagung des Nationalen Forschungsprogramms NFP 40 vom 27. März 2000 in Basel

von ANDREA BÜCHLER

I. Privat oder öffentlich? Eine Einleitung

Einleitend ein paar Worte zur Rolle des Staates im Umgang mit häuslicher Gewalt und zur Frage, was eine gute staatliche Intervention ausmacht:

Eine wirksame staatliche Intervention beinhaltet eine Strategie, die einerseits den Schutz der Opfer gewährleistet und andererseits die Täter zur Verantwortung zieht. Dies bedeutet, den Verlauf der Gewaltdynamik und Gewalteskalation zu durchbrechen, was voraussetzt, dass die staatlichen Instanzen sich für die körperliche Integrität gewaltbedrohter Frauen zuständig fühlen, und das ist nicht selbstverständlich. Noch im 19. Jahrhundert war es dem Ehemann nicht grundsätzlich untersagt, die Ehepartnerin zu schlagen, da sie zu seinem Besitz gehörte und unter seiner Verfügungsgewalt stand. Die von Männern gegenüber ihren Partnerinnen ausgeübte Gewalt wurde gänzlich tabuisiert und verschwand in der Anonymität der Kleinfamilie. Bei häuslicher Gewalt intervenierte der Staat bewusst nicht. Tief verwurzelte kulturelle Ansichten bestimmen teilweise noch heute die Haltung der öffentlichen Instanzen, eine Haltung, die ganz im Sinne der «ideology of privacy» das Problem häuslicher Gewalt privatisiert. Die Familie gilt nämlich in verschiedener Hinsicht als geschützt: Die Familie als abgeschottete soziale Institution abseits von öffentlicher Kontrolle einerseits, die Familie als idealisierter Ort der Geborgenheit und der Liebe, in dem Gewalt nicht vorkommen kann andererseits. Diese Ambivalenz führt nach wie vor dazu, dass nur besonders schwerwiegende Fälle von Gewalt in Partnerschaften Öffentlichkeit erlangen. Wenn Täter in spektakulären Prozessen verurteilt werden, so werden sie auch immer individualisiert, pathologisiert und sozial ausgegrenzt. Indem das Verurteilungswürdige ausserhalb der Konformität des Alltags gesucht wird, werden die «weniger gravierenden» Fälle, das heisst die systematische, alltägliche Gewalt, in die Vorstellung von Normalität integriert. Kollektive Erfahrungen von Gewalt und

Missbrauch in familialen Strukturen blieben somit bislang gesellschaftlich verschwiegen und rechtlich irrelevant.

In den 70er Jahren engagierte sich die Frauenbewegung für Frauenhäuser. Bald wurde erkannt, dass diese zwar notwendig sind, aber nicht hinreichend, um häuslicher Gewalt etwas entgegenzusetzen. Die Lösung des Problems kann ja nicht einzig darin liegen, Frauen einen Schutzraum zu bieten, während gewalttätige Partner ungestört ihr Leben in der Familienwohnung weiterführen.

Das Aufdecken der Gewaltverhältnisse in der Familie und die Infragestellung des Privattraumes Familie stellt Altbewährtes und historisch Gewachsenes von Grund auf in Frage und ruft dementsprechend auch Widerstand hervor. Denn die Idee der Unantastbarkeit der Ehe und Familie beruht auf einem Staatsmodell, das die dichotome Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre ins Zentrum seiner Konzeption stellt. Diese Dichotomie bewirkt eine Entpolitisierung der privaten Unterdrückung und führt zu einer dem Gleichberechtigungsanspruch widersprechenden Festigung und Unsichtbarmachung der in der privaten Sphäre erlittenen Diskriminierung. Die Kritik an diesem Staatsverständnis lautet denn auch, dass gerade die Sphäre, der mehrheitlich Frauen zugewiesen werden, ausserhalb des rechtlichen Einflussbereiches liegt. Sie wird verstanden als Sphäre der persönlichen Freiheit, das heisst der Freiheit von staatlicher Einmischung. Im Kontext häuslicher Gewalt geht jedoch dieser «Schutz der Privatsphäre» auf Kosten der gewaltbetroffenen Frau: Staatlichen Schutz geniesst nicht die Sicherheit und Integrität der Frau, sondern der gewalttätige Partner, der vor öffentlicher Intervention «geschützt» wird. Der Schutz der körperlichen Integrität ist in dieser Logik abhängig davon, von wem die Gefährdung ausgeht. Dieses Verständnis von Privatheit und Öffentlichkeit gilt es in Frage zu stellen.

II. Rechtliche Handlungsspielräume

1. Die Grundlagen

In der Schweiz sucht man vergebens nach rechtlichen Bestimmungen, die explizit auf häusliche Gewalt Bezug nehmen. Daher müssen die allgemeinen Bestimmungen und die dazugehörige Praxis zum Schutz der körperlichen Integrität auf ihre Wirkung und Angemessenheit bei Gewalt im sozialen Nahraum untersucht werden. Ich beschränke mich in den folgenden Ausführungen auf die Bereiche Polizeirecht, Strafverfolgung und Zivilrecht.

Wichtigster bundesrechtlicher Erlass ist das Strafgesetzbuch. Es stellt einen Katalog über die vom Staat geschützten Rechtsgüter auf und kriminalisiert bzw. sanktioniert diesbezüglich sozialschädliches Verhalten. Gewalt ist nach schweizerischer Lehre und Praxis im Wesentlichen die körperliche Einwirkung auf das Opfer. Der strafrechtliche Begriff der Gewalt vermag somit kaum die verschiedenen Facetten von Gewalt, Zwang und Machtmissbrauch zu erfassen, die eine Misshandlungsbeziehung kennzeichnen. Auch der Gewaltkontext bleibt bei einer Gewaltdefinition, die im Grundsatz auf den Erfolg der einzelnen Gewalthandlung abstellt, unberücksichtigt. Eine scheinbar harmlose Handlung kann im Kontext einer Beziehung, in der Gewalt wiederholt angedroht und angewendet wird, unermessliche Angst auslösen. Dies zeigt das Beispiel des gewalttätigen Mannes, der seiner Partnerin in die Augen blickt und dabei wortlos die Klinge eines Küchenmessers auf seine Handinnenfläche tippt. Eine Fixierung auf die körperliche Schädigung wird demnach der komplexen Problematik der Gewalt im sozialen Nahraum nicht gerecht. Gleichwohl ist bei der Analyse der rechtlichen Rahmenbedingungen, soweit sie an den strafrechtlichen Begriff anknüpfen, von diesem Begriff auszugehen.

Als Tatbestände, die für Fälle von Gewalt im sozialen Nahraum relevant werden können, kommen zahlreiche Gesetzesartikel in Frage. Es handelt sich vor allem um Freiheitsdelikte (Drohung und



Nötigung), um Tötungs- und Körperverletzungsdelikte und um Sexualdelikte. Die Tötlichkeit, die einfache Körperverletzung, die Drohung, die Vergewaltigung in der Ehe und die sexuelle Nötigung in der Ehe sind Antragsdelikte, das heisst, die Einleitung der Strafverfolgung bedarf zwingend der Mitwirkung des Opfers. Die gewaltbetroffene Frau muss binnen drei Monaten – bei der Vergewaltigung und der sexuellen Nötigung sind es sechs Monate – einen Strafantrag stellen, ansonsten bleibt die Straftat unverfolgt. Zieht sie im Laufe des Verfahrens den Strafantrag zurück, hat die Strafverfolgungsbehörde das Verfahren zwingend einzustellen.

Eine weitere bundesrechtliche Grundlage ist das Opferhilfegesetz, das die Rechte und Ansprüche der Opfer von Straftaten regelt.

Das Zivilgesetzbuch enthält ebenfalls einige Bestimmungen, die für die rechtliche Intervention bei häuslicher Gewalt relevant sind: Das sind im Wesentlichen die Eheschutzmassnahmen, die Massnahmen während eines Scheidungsverfahrens und die Bestimmungen zum Persönlichkeitsschutz.

Das Polizeirecht hingegen ist Sache der Kantone. Der Kanton Basel-Stadt kennt seit 1997 ein eigentliches Polizeigesetz, das eine umfassende Regelung der polizeilichen Aufgaben enthält. Zudem gibt es Dienstanweisungen, die das im Polizeigesetz eingeräumte Ermessen konkretisieren.

Auch das Strafprozessrecht und das Zivilprozessrecht sind Sache der Kantone.

2. Die polizeiliche Gefahrenabwehr

Nehmen wir an, die Frau ruft im Anschluss oder während einer Phase von akuter Gewalt die Polizei. Was tut die Polizei beziehungsweise was sollte sie tun?

Die Polizei ist in der Regel die erste Instanz, die mit häuslicher Gewalt konfrontiert wird, und deshalb kommt ihr eine besondere Bedeutung zu. Erstens ist sie für die erste Hilfeleistung zuständig, das heisst sie hat den Auftrag, Gefahren abzuwehren, zweitens hängt es häufig von ihren ersten Ermittlungen und von der Weiterleitung der Informationen ab, ob eine Strafverfolgung Aussicht auf Erfolg hat, und drittens ist sie die erste Instanz, die eine klare Ächtung häuslicher Gewalt signalisieren kann und soll. Die Polizei übt jedoch vielerorts auch heute noch Zurückhaltung, in der Meinung, es handle sich um eine private Angelegenheit, die auch privat gelöst werden sollte (Streit/Konflikt). Vielerorts schlichtet und vermittelt die Polizei in erster Linie, trifft selten konkret gefahrenabwehrende oder ermittelnde Massnahmen und verkennt häufig den deliktischen Cha-

rakter der Handlung. Unter den Bedingungen einer Misshandlungsbeziehung verschiebt das Auftreten der Polizei als neutrale Vermittlungsinstanz die Macht und Kontrolle weiter zugunsten des Täters, schwächt die Position des Opfers und trägt somit zur Aufrechterhaltung der Gewaltdynamik bei.

Indes gibt es ein Instrument im baselstädtischen Polizeirecht, das geeignet ist, Opfer häuslicher Gewalt vorläufigen Schutz zu bieten: den Polizeigewahrsam. Der Polizeigewahrsam ist eine polizeiliche Standardmassnahme, die den meisten polizeirechtlichen Kodifikationen bekannt ist. Das baselstädtische Polizeigesetz zum Beispiel bestimmt, dass die Polizei Personen, die andere ernsthaft gefährden, bis zu 24 Stunden in Gewahrsam nehmen kann. Dieses Instrument dient nicht der Strafverfolgung, sondern ausschliesslich der Gefahrenabwehr: Eine unmittelbar bevorstehende Gefahr ist Voraussetzung. Ein Strafantrag ist für die Anordnung des Polizeigewahrsams hingegen nicht Voraussetzung. Es liegt weitgehend im Ermessen der Polizei, ob sie von diesem Instrument Gebrauch machen will, allerdings ist es ihr klarer Auftrag, vor Verletzungen der körperlichen Integrität zu schützen. Zudem gibt es einen Grundsatz des Polizeirechts, der für den Polizeigewahrsam zentral ist: Das Störerprinzip. Das Störerprinzip besagt, dass polizeiliche Massnahmen sich an die Urheber der Störung zu richten haben. In Fällen häuslicher Gewalt bedeutet dies, dass eine Empfehlung an die gewaltbedrohte Frau, die Wohnung zu verlassen und im Frauenhaus Zuflucht zu suchen, im Hinblick auf das Störerprinzip dann problematisch ist, wenn sie die Funktion einer polizeilichen Massnahme erfüllen soll. Ist der Schutz nicht anders zu gewährleisten, muss vielmehr der gewalttätige Partner in Gewahrsam genommen werden, das heisst, die polizeiliche Intervention hat sich nach dem Grundsatz zu richten, dass der Täter und nicht das Opfer die gemeinsame Wohnung zu verlassen hat.

Der Polizeigewahrsam entfaltet eine Schutzfunktion in drei Richtungen:

Erstens bedeutet er für die Frau eine unmittelbare Entlastung. Die akute Gefahrensituation ist vorerst behoben, und das Opfer hat Zeit, sich zu seinem Schutz weitere Schritte zu überlegen, ohne dem Druck des Täters ausgesetzt zu sein. Zweitens hat der Polizeigewahrsam den Vorteil, dass er nicht von einem Strafantrag abhängig ist, weil er nicht der Strafverfolgung, sondern der Gefahrenabwehr dient. Durch die polizeiliche Ingewahrsamnahme werden also auch diejenigen Frauen geschützt, die unter den geltenden Bedingungen eines Strafprozesses

nicht bereit oder fähig sind, einen Strafantrag gegen den Partner zu stellen. Drittens wird durch die Verfügung des Polizeigewahrsams dem gewalttätigen Partner unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass sein Verhalten nicht toleriert wird und Konsequenzen nach sich zieht. Gleichzeitig wird der gewaltbetroffenen Frau signalisiert, dass sie ein Recht auf Schutz durch die staatlichen Behörden hat, und in diesem Sinne ist der Polizeigewahrsam ebenfalls geeignet, die sehr hohe Dunkelziffer zu verringern.

Auf das Instrument des Polizeigewahrsams zurückzugreifen heisst, ein rechtliches Instrument für den Schutz vor häuslicher Gewalt nutzbar zu machen, das nicht für diese Fälle konzipiert wurde, sondern für den betrunkenen Randalierer im öffentlichen Raum. Zwar besteht in diesem Falle eine rechtliche Grundlage für eine verbesserte Intervention, gefordert ist jedoch klar ein Umdenken. Die Polizei muss sich als diejenige Instanz verstehen, die auch im privaten Raum den Schutz der körperlichen Integrität zu gewährleisten hat. Im Kanton Basel-Stadt beispielsweise wurde dazu eine neue Dienstvorschrift erlassen, die eine Prüfung des Polizeigewahrsams bei häuslicher Gewalt verlangt.

3. Die ersten Ermittlungen

Die Polizei steht auch am Anfang eines allfälligen Strafprozesses. Sie stellt bei einem Einsatz womöglich fest, dass eine strafbare Tat begangen wurde: in der Regel sind es Tötlichkeiten, einfache oder schwere Körperverletzungen, Drohungen, Nötigungen, Sachbeschädigungen. Die eigentlichen Ermittlungskompetenzen liegen in Basel-Stadt beim Kriminalkommissariat, einer Abteilung der Staatsanwaltschaft. Damit das Kriminalkommissariat aber ermitteln kann, muss es vom Vorfall erst erfahren, und hier übernimmt die Polizei eine wichtige Rolle. Sie ist diejenige Instanz, die die Informationen festhält und der Strafverfolgungsbehörde überbringt oder das Kriminalkommissariat direkt an den Tatort ruft, damit Ermittlungshandlungen getätigt werden können oder die vorläufige Festnahme des gewalttätigen Partners verfügt werden kann. Nicht angebracht ist es hingegen, bereits in diesem für das Opfer sehr belastenden Moment eine endgültige Antwort auf die Frage eines allenfalls notwendigen Strafantrages zu erwirken, und zwar aus folgenden Gründen: Die Abgrenzung zwischen Antrags- und Offizialdelikt ist häufig eine schwierige juristische Frage. Hinter den sichtbaren Delikten können auch schwerwiegendere Taten liegen, die erst durch entsprechende Ermittlungen zutage treten. Zudem sieht das Bundesrecht für den Strafantrag eine



Frist von drei Monaten vor und das Opferhilfegesetz bietet Beratungsmöglichkeiten für die Frau. Hat die Frau aber einmal nein gesagt zum Strafantrag, so ist dies unwiderruflich. Durch die sofortige Frage nach dem Strafantrag vor Ort wird demnach nicht nur die Schwierigkeit der Situation verkannt, ebenso wird die Dreimonatsfrist unterlaufen und eine rechtzeitige Beratung und Unterstützung durch die Opferhilfestellen verunmöglicht. Die Polizei sollte deshalb in allen Fällen, bei denen Verdacht auf eine strafbare Handlung besteht, einen Rapport erstellen und die gewaltbetroffene Person über die Notwendigkeit eines Strafantrages binnen drei Monaten aufklären.

Wird eine Anzeige auf dem Polizeiposten gemacht, sollte diese unverzüglich an die Strafverfolgungsbehörde weitergeleitet werden, damit möglichst rasch erste Ermittlungshandlungen getätigt werden können.

Zu den ersten Ermittlungshandlungen der Polizei: Wichtig ist vor allem die getrennte Befragung von Opfer und Täter, die genaue Protokollierung der Vorgeschichte und der Ereignisse und die konsequente Weiterleitung der Informationen an die Strafverfolgungsbehörde. Auch hier hat der Kanton Basel-Stadt eine Neuerung eingeführt: Seit März 1999 werden sämtliche Fälle von häuslicher Gewalt in einem neuen, speziellen Rapport erfasst, um eine umfassende Beurteilung des Falles und die Prüfung adäquater Massnahmen zu ermöglichen. Die Strafverfolgungsbehörde hat die jeweilige Gefahrensituation rasch abzuklären, um im Falle der Wiederholungs- oder Kollusionsgefahr eine vorläufige Festnahme des gewalttätigen Partners anordnen zu können. Wichtige Beweismittel sind zudem ärztliche Atteste, Befragungen von Nachbarinnen und Nachbarn, die meistens einiges wissen über den Kontext einer Gewalthandlung, das Festhalten der beobachteten Verletzungen, allenfalls Fotografien des Tatorts und der Verletzungen.

Ermitteln statt vermitteln lautet die Anforderung an eine polizeiliche und strafprozessuale Intervention bei häuslicher Gewalt, weil es sich eben um Straftaten handelt, die, wenn sie im öffentlichen Raum gegenüber fremden Personen verübt werden, auch ganz selbstverständlich die Ermittlungsmaschinerie in Gang setzen. Und gerade weil häusliche Gewalt im privaten Raum stattfindet, ist eine schnelle und gründliche Ermittlung für den weiteren Verlauf eines Strafprozesses zentral.

4. Die strafrechtliche Intervention

Nun zum weiteren strafprozessualen und strafrechtlichen Verlauf:

Heute findet kaum eine strafrechtliche Verarbeitung häuslicher Gewalt statt. Die wenigsten gewalttätigen Partner müssen ihre Gewalttaten vor einem Strafgericht verantworten. Nur gerade 9 Prozent der Fälle, die 1995 der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt zur Kenntnis gebracht wurden, führten zu einem strafgerichtlichen Urteil. Dafür gibt es vielfältige Gründe: erstens gilt auch hier, dass die Behörde die Delikte nach wie vor als Privatangelegenheit versteht und die Ermittlungen nicht mit dem gleichen Eifer führt, wie dies sonst üblich ist. Zweitens sind die meisten Delikte Antragsdelikte, das heisst, die gewaltbetroffene Frau muss das Strafverfahren selbst einleiten, sie trägt die Verantwortung für Verlauf und Ausgang des Verfahrens. Opfer ziehen jedoch Strafanträge häufig zurück, aus Angst, aufgrund von Druck oder Drohungen des Partners, aus Existenzängsten, in der sogenannten Reuephase auch aufgrund von Hoffnungen. Drittens wird das Opfer mit der sogenannten sekundären Viktimisierung während des Strafprozesses konfrontiert, ihre Glaubwürdigkeit steht im Zentrum des Verfahrens. Viertens kennt das geltende System kaum sinnvolle Sanktionen, die den Täter veranlassen würden, sich mit seinem Verhalten auseinanderzusetzen. Eine Gefängnisstrafe ist bekanntlich selten eine Lösung und eine Busse belastet allenfalls das Familienbudget. Für viele Betroffene scheint das Strafverfahren widersinnig, da es nicht darauf angelegt ist, sie zu schützen, sondern allenfalls den Strafanspruch des Staates durchzusetzen.

Die Strafantragsrückzüge demotivieren die Ermittlungsbehörde, die Demotivation der Strafverfolgungsbehörde drückt sich dann in mangelnder Unterstützung beim Strafantrag, zeitlicher Verschleppung des Falles und unsorgfältiger oder ungenügender Ermittlungsarbeit aus, diese wiederum begünstigen den Rückzug des Strafantrags. Diesen Teufelskreis gilt es zu durchbrechen: Durch aktivere Ermittlungsarbeit, die es dem Opfer leichter machen, den Strafantrag aufrechtzuerhalten, durch eine Unterstützung und Begleitung von Gewaltopfern, durch ein grösseres Wissen über die besondere Dynamik von Gewaltbeziehungen und die Schwierigkeiten, aus Gewaltbeziehungen auszubrechen.

Eine sinnvolle Interventionsstrategie verlangt eine Überprüfung der geltenden Bedingungen des Strafprozesses und des geltenden Sanktionensystems. Im Zentrum steht erstens die Frage, ob es nicht angezeigt wäre, Gewaltdelikte im sozialen Nahraum als Offizialdelikte auszugestalten, um die Erpressbarkeit des Opfers während des Prozesses zu verringern. Und zweitens braucht es sinnvolle Mass-

nahmen, namentlich sogenannte soziale Trainingskurse, die die Täter dazu verpflichten, sich mit ihrem gewalttätigen Verhalten auseinanderzusetzen.

5. Die zivilrechtliche Intervention

Nehmen wir nun an, der gewalttätige Partner wurde in Polizeigewahrsam genommen, in der Zwischenzeit hat sich die gewaltbetroffene Frau beraten lassen und beim Zivilgericht ein Trennungsbegehren eingereicht.

Im Vordergrund steht zu diesem Zeitpunkt des Verfahrens – nebst der Regelung finanzieller Angelegenheiten – die Wohnungszuweisung. Es geht also darum, eine richterliche Verfügung zu erwirken, damit der gewalttätige Partner die Wohnung verlassen muss, beziehungsweise nicht in diese zurückkehren kann. Die Wohnungszuweisung ist ein Instrument des Eheschutzes, im Zivilgesetzbuch geregelt und unabhängig von der Scheidung. Voraussetzung ist, dass das Zusammenleben eine ernsthafte Gefährdung der Persönlichkeit, der wirtschaftlichen Sicherheit oder des Wohls der Familie bedeutet. Der Richter oder die Richterin entscheidet nach Ermessen, wem die Wohnung zugeteilt wird, es findet eine sogenannte Interessenabwägung statt. Unwesentlich ist, wer den Mietvertrag unterschrieben hat oder wer für den Mietzins aufkommt. In aller Regel wird die Wohnung derjenigen Person zugeteilt, welche die Obhut der Kinder innehat. Meistens ist dies die Frau. Die Defizite in der Praxis bezüglich der Wohnungszuweisung liegen denn auch nicht im Resultat, sondern betreffen vielmehr zwei Problembereiche: Erstens die langen Fristen, es kann nämlich Monate dauern, bis die Frau tatsächlich wieder über die Wohnung verfügt; zweitens die Tatsache, dass die Gewaltanwendung in der Regel im Zivilprozess nicht zur Sprache kommt.

Eine bessere Intervention besteht darin, Gewalt auch im Zivilprozess zu thematisieren, die Gefährdung ernst zu nehmen und eine Wohnungszuweisung konsequent und schnell zu verfügen. Eine schnelle Wohnungszuweisung ist durch das Instrument der superprovisorischen Verfügung möglich, das heisst, eine Verfügung kann provisorisch erlassen werden, ohne den Beklagten vorher anzuhören. Das bedingt, dass die Richterin oder der Richter die Dringlichkeit einer solchen Massnahme bejaht. Richterinnen und Richter haben jedoch nach wie vor Bedenken, den Täter im Eilverfahren vor die Tür zu stellen, womit sie natürlich in Kauf nehmen, dass die Frau zu ihrem Schutz fluchtartig die Wohnung verlassen muss, sprich, dass sie die sozialen Kosten seiner Gewalthandlungen zu tragen hat.



Auch bei der Wohnungszuweisung geht es also darum, ein Rechtsinstitut zu nutzen, das in Theorie und Praxis nicht als Schutzinstrument bei häuslicher Gewalt betrachtet wird, bei entsprechender Anwendung jedoch durchaus diese Funktion erfüllen kann.

Doch eine Wohnungszuweisung allein genügt zum Schutz gewaltbetroffener Frauen und ihrer Kinder häufig nicht. Es ist erwiesen, dass während einer Trennungssituation die Gefährdung gewaltbetroffener Frauen massiv erhöht ist und die Eskalationsgefahr gross ist. Notwendig sind flankierende Massnahmen. Es ist zu überlegen, wie dem im Trennungsverlauf erhöhten Gefährdungspotential, den Gewalteskalationen, Drohungen und Belästigungen mittels zivilrechtlichen Schutzverfügungen begegnet werden kann. In der inländischen Literatur und Praxis sind Massnahmen wie Belästigungsverbote, Quartierverbote, Strassenverbote und Annäherungsverbote nur selten Diskussionsgegenstand, dies im Gegensatz zur Literatur und Praxis des Auslands, vor allem des angloamerikanischen Rechtskreises, wo es auch spezielle Erlasse gibt, die solche Verfügungen zum Gegenstand haben.

Eine bessere Intervention bedeutet, vermehrt zivilrechtliche Verfügungen zum Schutz misshandelter Frauen zu erlassen. Kann eine Misshandlung oder Bedrohung während der Ehe glaubhaft gemacht werden, sind regelmässig Misshandlungs- und Bedrohungsverbote angezeigt. Das sind Verfügungen, die dem Ehepartner ein bestimmtes Verhalten untersagen, und zwar unter Androhung von Haft oder Busse. Für den gewalttätigen Partner bedeutet eine solche Verfügung eine Grenzsetzung. Genügen Misshandlungs- und Bedrohungsverbote nicht, um gewaltbedrohte Frauen zu schützen, sind auch Belästigungsverbote, Annäherungs-, Strassen- und Quartierverbote in Betracht zu ziehen. Gerade letzteren Verfügungen wird mit grosser juristischer Skepsis begegnet, da sie eine Einschränkung der Bewegungsfreiheit des Beklagten zur Folge haben. Solche Verfügungen sind jedoch wichtiger Bestandteil eines Interventionskonzepts zum Schutz von gewaltbetroffenen Frauen. Nötig ist ein Umdenken: Annäherungs-, Strassen- und Quartierverbote schränken zwar die Bewegungsfreiheit des gewalttätigen und gewaltandrohenden Partners ein, sie ermöglichen jedoch erst die Bewegungsfreiheit des Opfers. Der permanente Sichtkontakt mit dem Täter und die daraus resultierende Angst und Bedrohung haben nicht nur schwere psychische und gesundheitliche Beeinträchtigungen im Sinne von Persönlichkeitsverletzungen zur Folge, sie zwingen

das Opfer auch zu vielfältigen Strategien, um dem Täter aus dem Weg zu gehen.

Diese Verfügungen können auch bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften im Rahmen des Persönlichkeitsschutzes verfügt werden, einzig eine Wohnungszuweisung ist wegen der fehlenden Rechtsgrundlage so nicht möglich, wobei ein befristetes Betretungsverbot der Wohnung zum Schutz der Persönlichkeit einer nichtverheirateten Partnerin denkbar ist.

III. Die Notwendigkeit der Koordination

Zum Schluss noch ein Wort zu einem wichtigen Element einer effizienten rechtlichen Intervention bei häuslicher Gewalt: Die Kooperation zwischen den Behörden. Die Notwendigkeit der Koordination und Kooperation ergibt sich aus dem Sachverhalt selbst: Die Folgen der Gewalt für das Opfer sind nicht in Teilbereichen organisiert oder organisierbar, die inhaltlich denjenigen der Befugnisse und Zuständigkeiten der verschiedenen Instanzen entsprechen. Häusliche Gewalt wird als einheitlicher Sachverhalt erlebt. Das Erfordernis des unmittelbaren polizeilichen Schutzes ist beispielsweise nicht zu trennen vom Erfordernis der superprovisorischen Zuteilung der Wohnung, obwohl unterschiedliche Rechtsgebiete tangiert sind und unterschiedliche Instanzen für die Massnahmen zuständig sind. Das Strafrecht wirkt vor allem auf der soziokulturellen Ebene, es ist ein Mittel zur Verwirklichung des Gewaltverbotes in Ehe und Partnerschaft, das Polizeirecht und das Zivilrecht sind in erster Linie für den individuellen Schutz konzipiert. Beide Rechtssysteme müssen koordiniert zur Anwendung kommen, um tatsächliche Veränderungen der staatlichen und gesellschaftlichen Reaktion auf häusliche Gewalt herbeizuführen. Ein koordiniertes Vorgehen ist auch unabdingbar, um den Informationsfluss zu gewährleisten und zu verhindern, dass an den Schnittstellen zwischen den verschiedenen Instanzen Fälle aus dem System ausgefiltert oder die Informationen verfälscht werden. Ein lückenhaftes Interventionsnetz bedeutet für das Opfer auch einen lückenhaften Schutz. Die allgemeine und die individuelle präventive Wirkung staatlicher Intervention ist dann am grössten, wenn die eindeutige institutionelle Haltung gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft koordiniert wird. Ein möglicher organisatorischer Zugang ist die Einrichtung einer Interventionsstelle, die Koordinations- und Kontrollfunktionen wahrnimmt.

Ein effizientes koordiniertes Vorgehen von Polizei, Staatsanwaltschaft, Strafgericht, Zivilgericht und Opferhilfe ist auf-

grund der rechtlichen Rahmenbedingungen möglich. Wird zum Beispiel die Frau nach der polizeilichen Intervention und während der Ingewahrsamnahme oder der vorläufigen Festnahme des gewalttätigen Partners über die Möglichkeiten der Erwirkung einer zivilrechtlichen Schutzverfügung umgehend aufgeklärt und ist das Zivilgericht, gestützt auf die Polizeiakten, bereit, eine superprovisorische Verfügung zum Schutz vor weiterer Gewalt zu erlassen, ist ein weitreichender Schutz des Opfers vor weiteren Verletzungen gewährleistet. Dies ist aber lediglich ein Beispiel koordinierter Intervention. Koordination bedeutet in erster Linie die Bereitschaft, an den Schnittstellen zwischen den intervenierenden Instanzen die Kommunikation und Information zu verbessern und die einzelne Handlung und Massnahme im Zusammenhang einer einheitlichen Problematik und eines gesamten Systems zu betrachten.

IV. Schlussbemerkung

Zurück zur Rolle des Staates: Im Gewaltdiskurs ist ein Paradigmawechsel im Gang: Häusliche Gewalt ist kein Unglück, sondern ein Unrecht, dem mit den Mitteln der Rechtsordnung entgegenzutreten ist. Die staatliche Intervention gegen häusliche Gewalt ist notwendig, um allen das Recht auf Integritätsschutz und Selbstbestimmung zu gewährleisten. Ein Interventionsmodell gegen häusliche Gewalt ist aber viel mehr als eine rechtliche Angelegenheit. Das Recht kann zum besseren Schutz gewaltbetroffener und -bedrohter Personen nur genutzt werden, wenn die ideologischen, konzeptionellen und organisatorischen Voraussetzungen auf lokaler Ebene diskutiert und erarbeitet werden. Dies wird im Rahmen des Basler Projektes «Halt-Gewalt» in vorbildhafter Weise getan. (Vgl. dazu die Beiträge von Alexander Bertolf und Karin Haerberli / Peter Mösch in diesem Heft)

Andrea Büchler, Dr. iur., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte an der Universität Basel. Sie ist Autorin der Dissertation «Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Polizei-, straf- und zivilrechtliche Interventionen am Beispiel des Kantons Basel-Stadt, Helbing & Lichtenhahn, Basel/Genf/München 1998» und war juristische Mitarbeiterin am Projekt «Halt-Gewalt» Basel.



L'intervention de l'Etat en cas de violence dans le mariage et dans l'union libre

Un aperçu des possibilités du droit

Conférence d'introduction donnée lors du colloque du Programme national de recherche 40 le 27 mars 2000 à Bâle

par ANDREA BÜCHLER

I. Privé ou public? Une introduction

Commençons par quelques mots sur le rôle de l'Etat dans les affaires de violence domestique et sur les éléments qui permettent une bonne intervention de l'Etat.

Une intervention efficace de l'Etat comprend une stratégie qui d'une part garantit la protection de la victime et d'autre part confronte l'auteur à sa propre responsabilité. Cela signifie briser la dynamique et l'escalade de la violence. Pour ce faire, il faut que les instances étatiques se sentent responsables de l'intégrité physique des femmes menacées de violence, ce qui ne va pas de soi. Au XIXe siècle encore, il n'était en principe pas interdit au mari de battre sa femme car elle faisait partie de ses possessions et qu'à ce titre il était autorisé à user de violence à son égard. La violence exercée par les hommes sur leurs compagnes était un sujet absolument tabou et disparaissait dans l'anonymat de la petite cellule familiale. L'Etat s'abstenait volontairement d'intervenir dans les affaires de violence domestique. Aujourd'hui, ces conceptions culturelles profondément ancrées déterminent encore partiellement la position des instances publiques, laquelle, conformément à ce qu'on appelle «the ideology of privacy», privatise le problème de la violence domestique. La famille apparaît de fait comme protégée à plusieurs points de vue: d'un côté, elle est une institution sociale non soumise au contrôle public et de l'autre elle est considérée comme le lieu par excellence de l'amour et de la sécurité, un lieu formellement exempt de toute violence. Aujourd'hui comme hier, cette ambivalence conduit au fait que seuls les cas très graves de violence dans le couple finissent par être connus. Au cours de procès spectaculaires, les auteurs qui sont jugés sont aussi toujours particularisés, «pathologisés» et socialement marginalisés. Du fait que l'on justifie leur condamnation par l'aspect extraordinaire du cas particulier, les cas «moins graves», autrement dit la violence quoti-

dienne systématique, elle, est intégrée dans la normalité. Ainsi, les expériences collectives de violence et de mauvais traitements dans la structure familiale sont restés jusqu'ici socialement tues et juridiquement non pertinentes.

Dans les années 1970, le mouvement des femmes s'est engagé en faveur des maisons pour femmes battues. Mais il se rendit rapidement compte que si les foyers étaient nécessaires, ils n'étaient pas un moyen suffisant pour combattre la violence. Le problème de la violence domestique ne peut en effet pas être résolu uniquement en offrant un refuge aux femmes et en laissant le partenaire violent continuer tranquillement sa vie dans la demeure familiale.

Lever le voile sur les comportements violents dans la famille et mettre en cause le caractère privé de la cellule familiale remet fondamentalement en question les valeurs qui ont prévalu jusqu'à présent et suscite dès lors aussi une opposition. Car l'idée selon laquelle la famille et le mariage sont «intouchables» repose sur un modèle étatique fondé sur une séparation absolue entre la sphère publique et la sphère privée. Cette dichotomie a pour résultat de dépolitiser l'oppression subie dans la sphère privée et conduit à renforcer et rendre plus invisible encore la discrimination vécue dans le privé, ce qui est contraire à l'exigence d'égalité. La critique de cette conception de l'Etat souligne encore que c'est précisément la sphère dans laquelle les femmes sont majoritairement reléguées qui échappe à l'influence du droit. La sphère privée est considérée comme celle de la liberté personnelle, une liberté, autrement dit, caractérisée par la non-immixtion de l'Etat. Mais dans le contexte de la violence domestique, cette «protection de la sphère privée» se fait aux dépens de la femme confrontée à la violence: ce n'est pas à la femme que la protection de l'Etat garantit sécurité et intégrité, mais bien au partenaire violent qui se voit, lui, «protégé» de l'intervention publique. Dans cette logique, la protection de l'intégrité corporelle dépend de l'identité de l'auteur de l'atteinte.

Nous devons remettre en question cette conception du privé et du public.

II. Marge de manœuvre du droit

1. Les fondements

En Suisse, on chercherait en vain des dispositions légales qui se réfèrent explicitement à la violence domestique. Il faut donc examiner les dispositions générales et la jurisprudence en matière de protection de l'intégrité corporelle dans la perspective de leur application possible et de leurs effets dans le domaine de la violence exercée par l'entourage proche. Dans les considérations qui suivent, je me limiterai aux domaines du droit de la police, du droit pénal et du droit civil.

Sur le plan du droit fédéral, le texte le plus important est le Code pénal. Il établit un catalogue des biens protégés par l'Etat et criminalise ou sanctionne les comportements socialement dommageables dans les domaines évoqués. Selon la doctrine et la jurisprudence, la violence est essentiellement constituée par l'atteinte à l'intégrité corporelle de la victime. Tel que défini pénalement, le concept de violence arrive difficilement à couvrir les différentes facettes de la violence, de la contrainte et de l'abus de pouvoir, autant d'éléments qui caractérisent la relation de la maltraitance. En outre, une définition de la violence qui se fonde exclusivement sur chaque acte particulier de violence ignore le contexte dans lequel celui-ci se produit. Un acte apparemment bénin peut, dans le contexte d'une relation où la violence et la menace sont systématiques, déclencher une peur terrible. On peut prendre l'exemple de l'homme violent qui fixe sa compagne dans les yeux sans dire un mot tout en tapotant la lame d'un couteau de cuisine dans la paume de sa main. En se fixant sur l'atteinte à l'intégrité corporelle, on occulte la complexité de la problématique de la violence dans l'entourage proche. Cependant pour l'analyse des dispositions légales générales, dans la mesure où elles font référence à la notion pénale de la violence, on partira de ce concept.



Un grand nombre d'articles du Code pénal peuvent trouver à s'appliquer dans les situations de violence dans l'entourage proche. Il s'agit avant tout des infractions contre la liberté (menace et contrainte), des délits d'homicide et de lésions corporelles et des délits sexuels. Les voies de fait, les lésions corporelles simples, la menace, le viol dans le mariage et la contrainte sexuelle dans le mariage sont des infractions poursuivies uniquement sur plainte, ce qui signifie que pour qu'il y ait poursuite judiciaire, il faut impérativement pouvoir compter sur la collaboration de la victime. Dans les trois mois (six pour le viol et la contrainte sexuelle dans le mariage), la femme violentée doit déposer plainte, sinon l'auteur de l'acte délictueux ne sera pas poursuivi. Si, au cours de la procédure, la femme retire sa plainte, l'autorité chargée de la poursuite judiciaire doit obligatoirement suspendre son action.

Un autre texte fédéral fondamental est la loi sur l'aide aux victimes d'infractions, qui réglemente les droits des victimes d'actes délictueux.

Le Code civil contient aussi quelques dispositions pertinentes en matière d'intervention juridique dans les cas de violence domestique. Il s'agit essentiellement des mesures protectrices de l'union conjugale, des mesures prises lors d'une procédure de divorce et des dispositions sur la protection de la personnalité.

Le droit de la police, en revanche, est l'affaire des cantons. Le canton de Bâle-Ville dispose depuis 1997 d'une loi sur la police au sens propre du terme, qui comprend une réglementation complète des tâches de la police. S'y ajoutent encore des instructions de service qui concrétisent les dispositions contenues dans la loi.

La procédure pénale et la procédure civile sont aussi l'affaire des cantons.

2. Le rôle de la police dans la lutte contre le danger

Prenons le cas d'une femme qui appelle la police pendant ou suite à une scène de violence aiguë. Que fait la police ou, plutôt, que devrait-elle faire?

La police est généralement la première instance intervenant en cas de violence domestique. Elle joue donc un rôle crucial. Tout d'abord, c'est elle qui est compétente pour prêter assistance en premier, ce qui signifie qu'elle a pour tâche de lutter contre le danger. Ensuite, les chances de succès d'une poursuite pénale dépendent souvent des rapports et des informations qu'elle transmet. Enfin, elle est la première instance qui peut – et qui doit – donner un signal clair quant à l'illégalité de la violence domestique. Mais bien souvent, aujourd'hui encore, la po-

lice manifeste une certaine retenue, dans l'idée qu'il s'agit d'une affaire privée devant donc être résolue de manière privée (dispute/conflict). Bien souvent, la police joue principalement un rôle de médiation et de conciliation, mais elle prend rarement des mesures concrètes de lutte contre le danger et méconnaît souvent le caractère délictueux de l'acte commis. Lorsque, dans une relation de maltraitance, la police se présente comme une instance de médiation neutre, elle transfère ce faisant le pouvoir et le contrôle de la situation à l'auteur de violences et affaiblit par là même la position de la victime. Cette attitude contribue ainsi à perpétuer la dynamique de la violence.

Dans le droit de la police de Bâle-Ville, il existe un instrument idoine pour apporter une protection provisoire à la victime de violence domestique: la garde à vue. La garde à vue est une mesure policière standard, connue dans la plupart des codifications du droit de la police. La loi de la police de Bâle-Ville, par exemple, stipule que la police peut garder pendant 24 heures au maximum des personnes qui menacent sérieusement autrui. Cet instrument ne sert pas à la poursuite judiciaire mais exclusivement à lutter contre le danger. Son utilisation implique donc l'existence d'un danger imminent. En revanche, le dépôt de plainte ne constitue pas une condition pour que la police puisse procéder à la garde à vue. Le recours ou non à cet instrument est largement laissé à l'appréciation de la police elle-même. Celle-ci a pour mission claire de protéger les gens contre les atteintes à l'intégrité corporelle. Il existe en outre un principe fondamental du droit de la police qui est capital en matière de garde à vue: le principe du perturbateur, en vertu duquel la police doit diriger ses mesures vers la personne qui est à l'origine du dérangement. Dans les cas de violence domestique, cela signifie que la recommandation faite à la femme menacée de quitter le domicile et de chercher refuge dans un foyer pour femmes violentées est problématique en tant que mesure de police. Si la police veut bien remplir sa fonction, et si la sécurité de la femme ne peut être garantie autrement, il vaut bien mieux emmener le conjoint violent au poste de police en garde à vue. Autrement dit, l'intervention policière doit se fonder sur le principe que c'est l'auteur de violence et non la victime qui doit quitter le domicile commun.

La garde à vue revêt une fonction protectrice sous trois aspects: Premièrement, la femme confrontée à la violence est immédiatement soulagée. Le danger aigu qu'elle courait disparaît et elle a le temps de réfléchir à ce qu'elle va faire pour se protéger sans être soumise à la

pression de son partenaire violent. Deuxièmement, la garde à vue a l'avantage de ne pas dépendre d'une plainte formelle, puisqu'elle ne sert pas à la poursuite judiciaire mais bien à lutter contre le danger. La garde à vue permet donc aussi de protéger les femmes qui, au vu des conditions qu'exige un procès pénal, ne sont pas prêtes ou pas en mesure de déposer plainte contre leur compagnon. Enfin, le fait d'être retenu par la police ne peut manquer de faire comprendre à l'auteur de violences que son comportement est intolérable, d'une part, et qu'il porte à conséquence d'autre part. Pour sa part, la femme violentée comprend qu'elle a droit à une protection de l'Etat, et dans ce sens, la garde à vue par la police vise aussi à réduire le chiffre noir très important dans ce domaine.

Recourir à la garde à vue signifie utiliser à des fins de protection des femmes confrontées à la violence domestique un instrument juridique qui, au départ, était conçu pour neutraliser les fêtards pris de boisson qui perturbaient l'ordre public. Bien qu'il existe dans ce cas une base légale permettant d'améliorer l'intervention, il faut cependant changer de manière de penser. La police doit se considérer comme l'instance par excellence chargée de garantir l'intégrité corporelle aussi dans la sphère privée. Dans cet ordre d'idée, le canton de Bâle-Ville a par exemple émis une circulaire de service qui exige qu'on examine la nécessité d'une garde à vue en cas de violence domestique.

3. Les premiers constats

La police joue aussi un rôle important au début d'une éventuelle procédure pénale. C'est elle qui établit qu'un délit a été commis. En règle générale, il s'agit de voies de fait, de lésions corporelles simples ou graves, de menaces, de contrainte ou encore de dommages à la propriété. A Bâle-Ville, la compétence d'enquêter appartient en propre au commissariat criminel, qui relève des services du procureur. Mais pour que le commissariat criminel puisse mener l'enquête, il doit d'abord être informé du cas et c'est ici que la police joue un rôle important. Elle est précisément l'instance qui détient les informations et qui les transmet aux autorités de poursuite judiciaire ou encore qui appelle directement le commissariat criminel sur le lieu du délit afin que les actes de l'enquête puissent être effectués ou que l'on puisse procéder à l'arrestation provisoire de l'homme violent. Dans ce moment déjà très difficile pour la victime, il n'est pas opportun d'exiger d'elle une réponse définitive à la question d'une éventuelle plainte pé-

nale, et cela pour diverses raisons. Tout d'abord, la frontière entre le délit poursuivi sur plainte et le délit poursuivi d'office est souvent une question juridique délicate. Au-delà des délits visibles peuvent se cacher des actes plus graves qu'on ne peut mettre au jour qu'au moyen d'enquêtes appropriées. En outre, pour les délits poursuivis sur plainte, le droit fédéral prévoit un délai de plainte de trois mois, et la loi fédérale sur l'aide aux victimes d'infraction (LAVI) offre à la femme des possibilités de conseil. Mais une fois que la victime a renoncé à porter plainte, cette renonciation est définitive. Demander à la femme si oui ou non elle veut déposer plainte immédiatement sur le lieu des faits, c'est donc non seulement méconnaître la difficulté de la situation dans laquelle elle se trouve, mais c'est aussi négliger le délai de trois mois, et faire obstacle aux possibilités de conseil et de soutien offertes par les organismes d'aide aux victimes. Si elle soupçonne qu'un délit a été commis, la police devrait donc en tout cas établir un rapport et informer la personne violentée de la nécessité de porter plainte dans les trois mois.

Si la plainte est déposée au poste de police, celui-ci doit immédiatement la transmettre aux autorités de poursuite judiciaire afin que les premiers actes de l'enquête puissent être effectués le plus rapidement possible.

Dans la récolte des premiers éléments d'enquête, il est très important que la police interroge séparément l'auteur des faits et la victime, qu'elle protège de façon précise les faits antérieurs et les événements eux-mêmes et qu'elle transmette ces informations aux autorités de poursuite judiciaire. Dans ce domaine encore, le canton de Bâle-Ville a introduit une nouvelle réglementation: depuis mars 1999, l'ensemble des cas de violence domestique sont consignés dans un nouveau rapport spécial afin de permettre une appréciation d'ensemble du cas et de pouvoir examiner des mesures plus appropriées. L'autorité de poursuite doit rapidement évaluer le degré de danger auquel est confrontée la victime afin de pouvoir ordonner l'arrestation provisoire du compagnon violent s'il y a risque de récidive ou de collusion. Parmi les moyens de preuve importants, citons les certificats médicaux, les témoignages des voisines et des voisins, qui le plus souvent savent quelque chose sur le contexte de la situation de violence, la constatation des blessures, et le cas échéant des photos de ces blessures et du lieu des faits.

Enquêter au lieu concilier, telle est l'exigence en matière d'intervention policière et de procédure pénale dans le domaine de la violence domestique, parce

qu'il s'agit justement de délits qui, lorsqu'ils sont commis dans l'espace public contre des inconnus, mettent tout naturellement en marche toute la machinerie d'enquête. Et c'est bien parce que la violence domestique se produit dans la sphère privée qu'une enquête rapide et en profondeur est capitale pour le déroulement d'un procès pénal.

4. L'intervention pénale

Abordons maintenant la procédure pénale. Aujourd'hui le traitement pénal de la violence domestique est rare. Une toute petite minorité d'hommes violents doivent répondre de leurs actes devant un tribunal. En 1995, parmi tous les cas dont a eu connaissance le ministère public de Bâle-Ville, 9% seulement ont abouti à un jugement pénal. Plusieurs raisons à cela. Tout d'abord, les autorités continuent encore de considérer ces délits comme une affaire privée et elles font dès lors preuve de moins de zèle que dans les autres cas. Deuxièmement, la plupart des actes commis constituent des délits poursuivis seulement sur plainte, ce qui signifie que la femme violentée doit elle-même intenter un procès et que c'est donc elle qui porte la responsabilité du déroulement et de l'issue du procès. Les victimes retirent souvent leur plainte, par peur, sous la pression ou les menaces de leur compagnon, par crainte de leur subsistance, ou encore par espoir lorsque l'auteur exprime son repentir. Troisièmement, pendant le procès pénal, la victime est confrontée au phénomène dit de «victimisation secondaire», c'est-à-dire que c'est sa crédibilité à elle qui est au centre de la procédure. Quatrièmement, le système actuel ne connaît quasi pas de sanctions appropriées, qui obligeraient l'auteur de violences à se confronter à ses actes. Il est notoire qu'une peine de prison constitue rarement une bonne solution; quant à l'amende, elle grève le budget de toute la famille. Nombreuses sont les femmes qui voient le procès pénal comme un contre-sens car il ne vise pas à les protéger mais à mettre en oeuvre le droit de l'Etat de poursuivre les délits.

Les retraits de plainte démotivent l'autorité d'enquête, ce qui se traduit par un manque de soutien dans le dépôt de plainte, des retards, un travail d'enquête peu soigné ou insuffisant, autant d'éléments qui, à leur tour, favorisent le retrait de la plainte. Il faut briser ce cercle vicieux. Pour cela, il faut un travail d'enquête plus actif qui facilite à la victime le maintien de sa plainte, un accompagnement et un soutien des victimes de violence, une meilleure connaissance de la dynamique particulière de la relation violente et des difficultés à surmonter pour y échapper.

Une stratégie sensée d'intervention exige que l'on examine attentivement les conditions du procès pénal et du système de sanction en vigueur. La première question qui se pose est de savoir s'il ne serait pas judicieux de faire des délits de violence dans l'entourage proche des délits poursuivis d'office afin de diminuer les risques de chantage auxquels est soumise la victime pendant le procès. La deuxième question tient aux mesures qu'il faudrait prendre pour obliger les auteurs de violence à réfléchir à leur comportement, par exemple des cours de «formation sociale».

5. L'intervention civile

Admettons maintenant que le conjoint violent a été placé en garde à vue, qu'entre-temps la femme violentée a pu prendre conseil et décidé d'entreprendre une procédure de séparation devant les Tribunaux civils.

A côté du règlement des questions financières, la première question qui se pose est celle de l'attribution du domicile. Il s'agit ici d'obtenir une ordonnance judiciaire qui contraigne le conjoint violent à quitter le domicile commun et à ne plus y revenir. L'attribution du domicile est un instrument de la protection de l'union conjugale, réglementée dans le Code civil et indépendante du divorce. La condition en est que la vie commune constitue une menace grave pour la personnalité, la sécurité matérielle ou le bien de la famille. Le ou la juge décide à qui le domicile doit être attribué en fonction de ce qu'on appelle la pesée des intérêts. La question de savoir qui a signé le bail ou qui paie le loyer n'est pas pertinente. En règle générale, le domicile est attribué à la personne qui a la garde des enfants. La plupart du temps, c'est la femme. Dans le domaine de l'attribution du domicile, les limites de la pratique ne résident donc pas dans le résultat de l'attribution mais dans deux autres domaines. Il y a d'abord le problème du délai: il peut en effet s'écouler des mois jusqu'à ce que la femme puisse effectivement disposer du domicile. Deuxièmement, en droit civil, le recours à la violence est rarement évoqué.

Une meilleure intervention implique de thématiser la violence aussi dans la procédure civile, de prendre la menace au sérieux et de procéder en conséquence rapidement à l'attribution du domicile. Une attribution rapide du domicile est possible au moyen d'une ordonnance dite préprovisoire, autrement dit une attribution peut être faite provisoirement, sans qu'il soit besoin d'entendre le défendeur au préalable. Cela suppose que le ou la juge admette qu'il y a urgence. Mais aujourd'hui comme hier, les juges ont en-

core des réticences à utiliser la procédure d'urgence pour mettre l'auteur de violence à la porte de chez lui. Les juges s'accommodent au contraire parfaitement du fait que ce soit la femme qui s'enfuit pour assurer sa protection et que ce soit elle qui doit assumer le coût social de la violence de son compagnon.

Il s'agit donc, aussi dans le domaine de l'attribution du domicile, d'avoir recours à une institution juridique qui, en théorie et en pratique, n'est pas considérée comme un instrument de protection en cas de violence domestique mais qui, le cas échéant, peut aussi remplir cette fonction.

Souvent, cependant, l'attribution du domicile à la femme violentée ne suffit pas à garantir sa protection et celle de ses enfants. Il est prouvé que pendant une procédure de séparation, le danger que court la femme violentée est beaucoup plus grand et le risque d'escalade de la violence aussi. Il faut donc des mesures d'accompagnement et il faudrait aussi réfléchir aux dispositions civiles de protection des femmes qui pourraient contrer le danger accru, l'escalade de la violence, les menaces et le harcèlement qui caractérisent le processus de séparation. En Suisse, des mesures telles que l'interdiction de harceler, l'interdiction de fréquenter un quartier, certaines rues ou un voisinage particulier ne font guère l'objet de discussions dans la doctrine et la jurisprudence. Dans d'autres pays, en revanche, et surtout dans les pays anglo-saxons, il existe des réglementations spécifiques à ce sujet.

Une meilleure intervention signifie rendre davantage d'ordonnances de droit civil en vue de protéger les femmes maltraitées. Si de mauvais traitements ou des menaces pendant le mariage sont rendus vraisemblables, il faut prévoir régulièrement des interdictions de mauvais traitements et de menaces. Il s'agit là d'ordonnances qui interdisent au mari un comportement déterminé sous peine d'amende ou d'arrêts. Une telle ordonnance pose aussi des limites pour le conjoint violent. Et si l'interdiction de maltraiter et de menacer ne suffit pas à garantir la protection de la femme menacée, il faut aussi envisager la possibilité d'interdire le harcèlement et la fréquentation d'un voisinage, de certaines rues ou d'un quartier. Ce type de mesures se heurte au plus grand scepticisme dans les milieux juridiques parce qu'elles ont pour conséquence de limiter la liberté de mouvement du conjoint violent. De telles mesures sont pourtant un élément important dans une conception globale de l'intervention visant à protéger les femmes confrontées à la violence. Il faut inverser notre mode de pensée: certes, in-

terdire des rues, un quartier, un voisinage restreint la liberté de mouvement du partenaire violent ou menaçant, mais cela permet la liberté de mouvement de la victime. Le contact visuel permanent avec l'auteur de violence, la peur et le sentiment de menace qui en résultent ne créent pas seulement des préjudices en matière de santé physique et psychique constitutifs d'atteintes à la personnalité, ils contraignent aussi la victime à adopter toutes sortes de stratégies pour éviter de se trouver sur le chemin de son compagnon violent.

Les mesures de protection évoquées plus haut peuvent aussi être prises quand le couple n'est pas marié, sur la base des dispositions relatives à la protection de la personnalité. Seule l'attribution du domicile reste, faute de base légale, applicable uniquement aux couples mariés. Cela dit, on peut très bien imaginer une interdiction limitée dans le temps de pénétrer au domicile pour protéger la personnalité de la femme non mariée.

III. Une coordination nécessaire

Venons en, pour finir, à un autre élément important pour que l'intervention juridique dans le domaine de la violence domestique soit efficace: la coopération entre les autorités. La nécessité de la coordination et de la coopération tient à la nature même du problème: pour la victime, les conséquences de la violence ne sont pas divisées ni organisables en différents domaines dont chacun correspondrait aux fonctions et aux compétences des différentes instances. La violence domestique est vécue comme un tout. Par exemple, on ne peut pas séparer la nécessité d'une protection immédiate par la police de celle d'une attribution sur mesures préprovisaires du domicile, bien que différents domaines du droit soient impliqués et que ce sont différentes instances qui sont compétentes pour prendre ces mesures. Le droit pénal a surtout des effets sur le plan socioculturel, il constitue un moyen de concrétiser l'interdiction de la violence dans le mariage et dans le partenariat, alors que le droit civil et le droit de la police sont d'abord là pour assurer la protection individuelle. Les deux systèmes juridiques doivent être appliqués de façon coordonnée afin de susciter des changements réels dans la réaction de l'Etat et de la société par rapport à la violence domestique. Un processus coordonné est également indispensable pour garantir le flux des informations et empêcher que des cas n'échappent au système ou que des informations soient faussées par manque de contact entre les différentes instances. Pour la victime, un réseau d'intervention

lacunaire signifie une protection lacunaire. C'est lorsqu'il y a une attitude institutionnelle unanime et coordonnée contre la violence domestique que l'effet préventif général et individuel de l'intervention de l'Etat est le plus grand. Sur le plan organisationnel, on peut imaginer pour ce faire de mettre en place une cellule d'intervention chargée de fonctions de coordination et de contrôle.

Si l'on se base sur les conditions-cadres juridiques existantes, un processus efficace et coordonné entre la police, le procureur, le tribunal pénal, le tribunal civil et l'aide aux victimes est possible. Prenons le cas d'une femme à laquelle on explique très clairement, après l'intervention de la police et pendant la garde à vue ou l'arrestation provisoire de son conjoint violent, quelles sont les possibilités de protection qu'elle peut obtenir par la voie du droit civil. Si, en outre, le tribunal civil, en se fondant sur les rapports de police, est prêt à rendre une ordonnance préprovisoire la protégeant contre des violences ultérieures, la victime bénéficie alors d'une protection étendue contre de nouvelles atteintes. Mais ceci n'est qu'un exemple d'intervention coordonnée. La coordination signifie avant tout que les points de contact entre les différentes instances impliquées dans l'intervention sont prêts à améliorer l'information et la communication et à considérer chacune des différentes actions et mesures en fonction de la problématique globale et du système dans son ensemble.

IV. Conclusion

Revenons au rôle de l'Etat. Dans le discours actuel sur la violence, on assiste à un changement de paradigme: la violence domestique n'est pas une malchance mais une injustice qu'il faut traiter par les voies de droit. L'intervention de l'Etat contre la violence domestique est nécessaire afin de garantir à toutes et à tous le droit à la protection de son intégrité et à l'autodétermination. Mais un modèle d'intervention contre la violence domestique représente bien plus qu'une affaire purement juridique. Le droit ne peut servir à améliorer la protection des personnes victimes ou menacées de violences que lorsque les préalables idéologiques, conceptuels et organisationnels sont discutés et travaillés au niveau local. C'est ce qui se fait, à titre exemplaire, dans le cadre du projet bâlois «Halt-Gewalt» (Halte-violence). (Voir à ce propos les articles d'Alexander Bertolf et Karin Haerberli / Peter Mösch dans ce numéro).

Traduction: Martine Chaponnière



Andrea Büchler, docteur en droit, est collaboratrice scientifique et chargée de cours à l'Université de Bâle. Elle est l'auteur d'une thèse: «Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Polizei-, straf- und zivilrechtliche Interventionen am Beispiel des Kantons Basel-Stadt» (Violence dans le mariage et l'union libre. Interventions de droit pénal, de droit civil et de la police à l'exemple du canton de Bâle-Ville), Helbing & Lichtenhahn, Bâle, Genève, Munich 1998. Andrea Büchler a été collaboratrice juridique dans le projet «Halt-Gewalt» de Bâle.

Das Basler Interventionsprojekt «Halt-Gewalt»

Opferhilfe, Behörden und Forschung: Gemeinsam gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft

VON KARIN HAEBERLI und PETER MÖSCH

Entstehung und Hintergrund des Interventionsprojektes «Halt-Gewalt»

Vor dem Hintergrund der Untersuchung von Gillioz, De Puy und Ducret¹ und der daran anschliessenden nationalen Präventionskampagne der schweizerischen Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten «Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft» entschloss sich in Basel eine Initiativgruppe – bestehend aus VertreterInnen des Frauenhauses und der zugehörigen Beratungsstelle, des Männerforums Basel und des Gleichstellungsbüros Basel-Stadt – ein Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt zu lancieren. Orientierungslinie bot dabei das Modell DAIP aus Duluth (USA), das mittels koordinierter Intervention und behördlicher Kooperation Gewalt in Ehe und Partnerschaft seit Beginn der 80er Jahre erfolgreich angeht.

Auf dieser Basis wurde das «Basler Interventionsprojekt Halt-Gewalt» als praxisorientiertes Pilotprojekt konzipiert. Im Rahmen des Nationalfonds-Programms 40 «Gewalt im Alltag und organisierte Kriminalität» konnten zusätzlich rechtliche und soziologische Grundlagen erarbeitet und die soziologische Evaluation der Aufbau- und Pilotphase ermöglicht werden.

Die Projektziele

Langfristig strebt das Interventionsprojekt «Halt-Gewalt» im Kanton Basel-Stadt fünf Ziele an. Sie sind für die Projektarbeit, die Evaluation und die Fortentwicklung des Projektes Verpflichtung und Leitlinie:

- Gewalt in Ehe und Partnerschaft vermindern
- Sicherheit und Schutz gewaltbetroffener Frauen erhöhen
- Täter zur Rechenschaft ziehen
- die institutionellen Interventionen verbessern
- die Öffentlichkeit für die häusliche Gewalt gegen Frauen sensibilisieren

Die Projektorganisation

Trägerschaft

Träger des Interventionsprojektes ist der private Verein «Halt-Gewalt», der

sich aus der Initiativ- und Begleitgruppe konstituiert hat. Als beratendes und unterstützendes Gremium steht er der Projektleitung zur Seite und garantiert zudem die politische Vernetzung und die lokale Verankerung des Projekts. Im Verein sind vor allem auch ForscherInnen, VertreterInnen der Opferhilfeorganisationen, Weiterbildungsbeauftragte sowie die ehemaligen ProjektleiterInnen vertreten. Sie garantierten den unkomplizierten Informationsfluss, die informelle Weitergabe des Projekt-Know-how und die notwendige Reflexion bei der Projektweiterentwicklung.

Projektleitung

Die zweiköpfige Projektleitung wurde im April 1997 eingesetzt. In der Regel nahmen seither eine Frau und ein Mann, zu je 50%, die entsprechenden Aufgaben wahr.

Beide StelleninhaberInnen fungieren nach aussen und innen als Ansprechpersonen. Die Projektleitung ist zuständig für den Kontakt mit den staatlichen und privaten Stellen, die mit häuslicher Gewalt konfrontiert sind, und organisiert den Runden Tisch. Sie bereitet die inhaltlichen Geschäfte dieses Gremiums vor, bringt die interinstitutionelle Arbeit voran und führt mit den beteiligten Stellen bilaterale Gespräche zur Veränderung der Interventionspraxis. Sie initiiert und koordiniert, zusammen mit den jeweiligen Verantwortlichen, die Teilbereiche des Projektes, so vor allem Weiterbildungen der Behördenstellen und das soziale Trainingsprogramm. Die Projektleitung etabliert die Projektidentität, pflegt die Öffentlichkeitsarbeit und steht im Austausch mit ähnlichen Interventionsvorhaben in der Schweiz und im Ausland.

Finanzierung und Infrastruktur

Finanziert wird das Projekt mit Geldern des Nationalfonds, Beiträgen des Kantons Basel-Stadt sowie via Spendengelder und Stiftungsbeiträge. Nach Abschluss der Forschungsphase im Rahmen des Nationalfonds im Mai 1999 übernahm das Justizdepartement des Kantons Basel-Stadt im Rahmen eines Leistungsauftrages einen grösseren finan-

ziellen Anteil der Projektkosten, d.h. 100 000 Franken des Jahresbudgets von insgesamt ca. 160 000 Franken. Das Justizdepartement ermöglicht so die vorläufige Fortführung des Projektes.

Die Infrastruktur wird von staatlicher Seite zur Verfügung gestellt, die Büroräumlichkeiten befanden sich bis im Frühling 2000 im Polizei- und Militärdepartement, seither stellt das Universitätskinderhospital im Auftrage des Sanitätsdepartementes Büroräume zur Verfügung.

Die rechtliche und soziologische Grundlagen- und Begleitforschung

Die Besonderheit des Basler Interventionsprojektes und zugleich eine seiner Stärken ist die Ergänzung der praktischen Handlungsebene mit einer grundlegenden und reflektierenden Forschungsperspektive: So wurden die Möglichkeiten polizeilicher und strafrechtlicher Intervention bei Gewalt im sozialen Nahraum untersucht² und in einer aus dieser Forschungsarbeit erwachsenen juristischen Dissertation zusätzlich insbesondere auch zivilrechtliche Interventionsmöglichkeiten ausgelotet.³ Dabei zeigte sich, dass das geltende Recht einige Handlungsspielräume enthält, die bislang nicht genutzt wurden. Gerade im Bereich des Zivilrechts (Persönlichkeitsschutz) und des Strafprozessrechtes wurde aber auch die Notwendigkeit von Normergänzungen aufgezeigt.

Das behördliche Interventionsverhalten wurde in verschiedener Hinsicht soziologisch evaluiert.⁴ Dabei wurden die jeweiligen Ergebnisse direkt den Projektbeteiligten zugänglich gemacht, mit der betroffenen Behörde oder Stelle diskutiert und dann am Runden Tisch vorgestellt. Inhaltlich war immer wieder festzustellen, dass die Spezifität häuslicher Gewalt gegen Frauen ausgeblendet oder nur wenig wahrgenommen wurde. Die entsprechende Nichtintervention führte indirekt und ungewollt zu einer Stärkung des Gewalt ausübenden Mannes oder/und zu einer sekundären Viktimisierung der gewaltbetroffenen Frau. Die Forschungsergebnisse waren oftmals Hilfe oder gar Voraussetzung zur Sensibilisierung der Behörde für die Problematik häuslicher



Gewalt und die notwendigen Veränderungen der Vorgehensweise. Die Forschungsarbeiten trugen auch wesentlich bei zur Verbesserung des Informationsflusses und der interinstitutionellen Zusammenarbeit, die am Runden Tisch erreicht wurden. Oftmals kamen Schnittstellenprobleme im Austausch zwischen Behörden untereinander und zwischen Opferhilfestellen und Behörden gerade durch die wissenschaftliche Sicht von aussen zum Vorschein.

Auch verschiedene Teile des Interventionsprojektes «Halt-Gewalt» selber wurden soziologisch evaluiert.⁵ Dabei war bereits bei der Lancierung der jeweiligen Teilprojekte der Beizug der Forscherinnen unerlässlich, um die Voraussetzungen einer begleitenden Evaluation zu erfüllen.

Im Mai 1999 wurde die Forschungsphase abgeschlossen. Der Abschlussbericht zuhanden des Nationalfonds wurde unter dem Titel «Interventionsprojekte gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Grundlagen und Evaluation zum Pilotprojekt Halt-Gewalt» im Sommer 2000 veröffentlicht.⁶ Eine Follow up-Studie soll im Laufe des Jahres 2001 weitere Informationen über die Veränderungen der Interventionspraxis liefern.

Auch die für die Zukunft geplanten Teilprojekte (Täterkurse, Amtsbegleitung) sollen soweit möglich soziologisch evaluiert werden.

Der Runde Tisch: Forum für die Zusammenarbeit von Opferhilfestellen und Behörden

Als erstes hatte sich «Halt-Gewalt» die Aufgabe gestellt, einen Runden Tisch (RT) ins Leben zu rufen. Mit der Konstituierung dieses interinstitutionellen Gremiums sollte ein Forum geschaffen werden, das den regelmässigen Austausch ermöglicht zwischen staatlichen und privaten Stellen, die mit dem Problem der häuslichen Gewalt konfrontiert sind, und die gegenwärtigen Handlungsweisen bei häuslicher Gewalt reflektiert. Folgende staatliche Institutionen nahmen in der Pilotphase am RT teil: Kantonspolizei (Kommando und Sozialdienst), Kriminalkommissariat, Staatsanwaltschaft, Strafgericht, Zivilgericht und Gleichstellungsbüro. Als private Stellen waren beteiligt: Opferhilfe/Nottelefon, Frauenhaus-/beratungsstelle, Migrantinnenberatung und eine spezialisierte Rechtsanwältin für Opfervertretungen. Seit Herbst 1999 sind zudem die Abteilung Sozialmedizin des Kantonsspitals, die Kriseninterventionsstation der psychiatrischen Universitätspoliklinik und die Vormundschaftsbehörde, vor allem deren Abteilung Kindes- und Jugendschutz am RT vertreten.

Von Oktober 1997 bis Juni 2000 haben 13 Sitzungen des RT stattgefunden. Die ersten Treffen dienten der gegenseitigen Information über die Arbeitsabläufe im Bereich häusliche Gewalt. Die Forschungsergebnisse wurden dem RT zur Kenntnis gebracht und dort diskutiert. Es erfolgte eine Bestandesaufnahme der bisherigen Praxis, welche die Schwachstellen im Bereich der Zusammenarbeit und der Interventionen sichtbar machte. Für jede Institution wurde erarbeitet, welche Veränderungen anzustreben und umzusetzen sind. In dieser ersten Phase konnte einerseits eine deutliche Sensibilisierung bei den beteiligten Institutionen erreicht werden, andererseits ein deutlicher Abbau gegenseitiger Vorurteile, die sich durch sehr unterschiedliche Arbeits-, Organisations- und Kommunikationskulturen fast zwangsläufig ergeben. Das Wissen und der Überblick über das gesamte institutionelle Netz hat sich bei den involvierten Institutionen mit den Treffen am RT wesentlich verbessert. Es ist unterdessen selbstverständlich geworden, dass die Institutionen direkt miteinander Kontakt aufnehmen, wenn Fragen auftauchen.

Als Begleitangebot zum Runden Tisch unerlässlich ist der bilaterale Austausch zwischen der Projektleitung und den verschiedenen Stellen und Institutionen. Dabei können die Diskussionen am Runden Tisch vorbereitet und Probleme im Zusammenhang mit dem Umgang mit häuslicher Gewalt informell und en détail diskutiert werden. Die Ergebnisse des Runden Tisches werden so konsensual und konkret zur Umsetzung auf der Handlungsebene gebracht.

Die Umsetzung der vereinbarten Massnahmen und vor allem das Controlling zur nachhaltigen Sicherung und Überprüfung eingeleiteter Interventionsverbesserungen ist, neben dem Einbezug weiterer mit häuslicher Gewalt konfrontierter Stellen, die wichtigste Herausforderung für die Projektleitung und die Teilnehmer am Runden Tisch im Jahre 2001 und wohl auch darüber hinaus.

Teilbereiche des Projekts «Halt-Gewalt»

Amtsbegleitung gewaltbetroffener Frauen

Im Teilprojekt «Amtsbegleitungen» wurden gewaltbetroffene Frauen bei ihrem Gang zu Ämtern, (namentlich zur Polizei für das Erstellen einer Strafanzeige, zum Kriminalkommissariat für die Einvernahme nach einer Strafanzeige und zum Zivilgericht für die Eheaudienz und für die Trennungsverhandlung) durch Fachfrauen der Opferhilfeeinrichtungen begleitet. Es wurden dabei anhand der Analyse des institutionellen

Handelns konkrete Unterstützungs- und Verbesserungsmöglichkeiten für die betroffenen Frauen ausgelotet.⁷ Die Erfahrung aus der Pilotphase hatte zur Konsequenz, dass die Opfervertretungen die Arbeiten an einem umfassenden Begleitkonzept begannen. Dieses soll dann ab 2001 implementiert werden.

Täterkurse

Im Zentrum eines umfassenden Interventionsprojektes steht der Schutz und die Sicherheit der von Gewalt betroffenen Frauen. Niederschwellige Beratungs- und Schutzrichtungen sind dafür unerlässlich. Flankierend soll aber, ganz im Sinne des polizeirechtlichen Störerprinzips, der Verursacher der Gewalt die mannigfaltigen nachteiligen Folgen (mit)tragen müssen. Auf dieser ideellen Grundlage fusst die Idee des Täterkurses als Teilprojekt von «Halt-Gewalt», welches die Inverantwortnahme der männlichen Gewalttäter ermöglichen soll. Auf der Basis des kognitiv-verhaltensorientierten Modelles eines sozialen Trainingsprogrammes aus Duluth (USA) wurde im Rahmen von «Halt-Gewalt» ein angepasstes Konzept zur Durchführung eines Pilot-Täterkurses ausgearbeitet.⁸ Die Teilnahme soll vor allem im Rahmen strafprozessualer Verfahren und strafrechtlicher Sanktionen erfolgen, aber auch für freiwillig motivierte gewaltausübende Männer möglich sein. Der Kurs enthält kontrollierende und verpflichtende Elemente und hat die Beendigung der Gewaltausübung zum unmittelbaren Ziel. Neuerliche Gewaltausübung und ein vorzeitiger Kursabbruch müssen vom Konzept her umgehend sanktioniert werden können. Der Täterkurs versteht sich als Ergänzung zu bestehenden Angeboten therapeutischer Art.

Ein erster Versuch der Implementierung ist, trotz umfangreicher Vorbereitungsarbeiten, und obwohl die Behörden (Staatsanwaltschaft, Strafgericht u. ä.) die Durchführung unterstützten, im Herbst 1998 mangels einer genügenden Anzahl von Teilnehmern gescheitert: Das Setting des ersten Versuches sah eine gewisse Mindestanzahl von Teilnehmern zum Start des Trainingskurses vor. Grund für das Scheitern waren vor allem die äusserst geringe Bereitschaft der zahlreich angesprochenen Männer und auch die suboptimalen gesetzlichen Grundlagen im Strafprozessrecht des Kantons Basel-Stadt (keine Möglichkeit der Sistierung des Strafverfahrens).

Im Jahr 2001 soll ein zweiter Anlauf zur Durchführung eines Pilot-Täterkurses genommen werden. Veränderungen im Kurs-Setting und die gemeinsame Durchführung mit dem Interventionsprojekt des Kantons Basel-Landschaft

(welcher bessere gesetzliche Bedingungen für die Durchführung von Täterkursen im Rahmen der Strafuntersuchung kennt) geben Anlass zur Hoffnung, dass der zweite Anlauf gelingen könnte. Die Durchführung wird in enger Zusammenarbeit und auf Grundlage einer Sonderfinanzierung durch die Strafvollzugsbehörden von Basel-Stadt und Basellandschaft geplant.

Weiterbildung

Die Erfahrungen in ausländischen Interventionsprojekten haben gezeigt, dass Weiterbildung zu häuslicher Gewalt ein wesentlicher Faktor ist, um das Wissen der Berufsleute über Betroffenheit und Folgen zu erweitern, Richtlinien und angepasste Vorgehensweisen zu vermitteln und das institutionelle Hilfsnetz bekannt zu machen. Das Weiterbildungsteam von «Halt-Gewalt» – Fachfrauen verschiedener beruflicher Richtungen der Vereine Frauenhaus Basel und «Halt-Gewalt» – führen entweder als externe Kursleiterinnen in eigener Kompetenz oder im Co-Teaching mit Fachpersonen der jeweiligen Institutionen Weiterbildungsseminare durch. Die Themenschwerpunkte der Kurse werden auf die Interessen und Bedürfnisse der einzelnen Berufsgruppen abgestimmt und dauern je nach zeitlicher Verfügbarkeit zwischen zwei Stunden und zwei Tagen. In der Pilotphase wurden Weiterbildungskurse bei den Polizeibehörden, der Staatsanwaltschaft, dem Straf- und dem Zivilgericht und der Abteilung Kindes- und Jugendschutz durchgeführt.

Zurzeit werden von der Projektleitung Weiterbildungsveranstaltungen bei den Einwohnerdiensten resp. der Internationalen Kundschaft Basel-Stadt, der Abteilung Sozialmedizin des Frauenspitals, der psychiatrischen Universitäts-Poliklinik und dem Fürsorgeamt vorbereitet.

Wünschenswert wäre eine Aufnahme der Problematik häuslicher Gewalt in alle Ausbildungs- resp. Weiterbildungscurricula der Berufsgruppen, die mit häuslicher Gewalt konfrontiert sind.

Vernetzung mit anderen Interventionsprojekten: die (inter)nationale Perspektive

War zu Beginn das Interventionsprojekt ZIP in der Stadt Zürich das einzige vergleichbare Vorhaben in der Schweiz, so sind mittlerweile in verschiedenen Kantonen solche Projekte in die politische Agenda aufgenommen worden. Neben institutionalisierten Vernetzungstreffen der Interventionsprojekte «Halt-Gewalt», des Interventionsprojekts Baselland, des ZIP und (seit dem Sommer 2000) des Berner Interventionsprojektes hat am 9. Dezember 1999 in Bern das ers-

te•Treffen von schweizerischen Interventionsinitiativen stattgefunden. Vertreter waren Aargau, Basel-Stadt, Baselland, Bern, Freiburg, Luzern, Neuenburg, St. Gallen, Winterthur und Zürich. Diese nationale Tagung ist aus den internationalen Treffen der Interventionsprojekte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz hervorgegangen, die seit dem Jahr 1996 regelmässig stattfinden, um den Austausch und die inhaltliche Weiterentwicklung der Arbeiten im Bereich häusliche Gewalt zu fördern. Das letzte internationale Treffen von Interventionsprojekten fand vom 12.–14. Oktober in Berlin statt.

Gemeinsam sind die Interventionsprojekte derzeit an der Vorbereitung der Verbesserung rechtlicher Grundlagen zur Bekämpfung häuslicher Gewalt beteiligt.

Bekämpfung häuslicher Gewalt als nachhaltige Staatsaufgabe: ein Ausblick

Das Basler Interventionsprojekt ist gekennzeichnet durch seine funktionale Betrachtungsweise. Im Blick auf Gewalt im sozialen Nahraum und im gemeinsamen Ziel der Bekämpfung häuslicher Gewalt treffen sich verschiedene Perspektiven (Forschung, Praxis) und Institutionen mit unterschiedlichen Aufgaben und Blickfeldern (Opferhilfe- und Opferhilfeberatungsstellen, Exekutivbehörden verschiedener Art, Gerichte etc.).

Dieser Ansatz ist im Umgang mit öffentlichen Problemen neu und kann in den Zusammenhang der Bemühungen um neue öffentliche Verwaltungsführung gestellt werden. Zu letzterem passt auch die Projektstruktur: Getragen wird «Halt-Gewalt», wie ausgeführt, von einem privaten Trägerverein, in dem Forschungs- und Praxisperspektive verknüpft wird und der gleichzeitig mit der öffentlichen Hand als unterstützende und mitfinanzierende Einheit verbunden ist.

Die Schärfung des Blickes für das Problemfeld der häuslichen Gewalt verlangt geradezu nach einer gewissen Unschärfe im Hinblick auf formale Fragen von Abgrenzung und Zuständigkeit: Es geht gerade darum, Stellen und Institutionen zusammenzuführen mit dem Ziel der besseren Intervention bei Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft. Die in der Verwaltung oder auch bei privaten Institutionen klassischen Fragen der Zuständigkeit, die immer auch solche der Abgrenzung sind, müssen da in den Hintergrund treten.

Die Neuartigkeit des Ansatzes, der sich nicht in klassische Strukturgebäude einfügen lässt, ist Grund dafür, dass die Überführung des Projektes in eine fest verankerte Stelle – und damit die Siche-

rung der oben genannten Schärfung des Blickes für häuslichen Gewalt – besondere Probleme schafft.

Für das Jahr 2001 hat sich «Halt-Gewalt» vorgenommen, ein Konzept für eine fest verankerte, langfristig wirksame Interventionsstelle in Basel-Stadt vorzulegen. Die Vorbereitungsarbeiten hierzu sind im Gange.

Eine in der inhaltlichen Arbeit unabhängige, allein dem Ziel der Verminderung häuslicher Gewalt verpflichtete Stelle könnte dabei gemäss den Erfahrungen von «Halt-Gewalt» am besten nachhaltig interinstitutionelle und interdisziplinäre Bemühungen verschiedenster öffentlicher und privater Stellen lancieren, koordinieren und mit einem permanenten Qualitätsmanagement ergänzen.

Im Jahr 2001 eine solche Perspektive zu schaffen ist eines der Ziele von «Halt-Gewalt». Es verlangt von den am Projekt Beteiligten grosse Anstrengungen und bedarf der Unterstützung und Flexibilität der Behörden. Diese Anstrengungen lohnen sich im Hinblick darauf, dass häusliche Gewalt nicht wieder Tabu werden darf und der Anspruch betroffener Frauen auf möglichst optimale behördliche Intervention, auf Schutz und Hilfe auch langfristig gesichert werden muss.

Kontaktadresse

Halt-Gewalt
Basler Interventionsprojekt gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft
c/o Universitätskinderspital beider Basel UKBB
Postfach
4005 Basel
Tel. 061 685 61 12
Fax 061 685 65 66

Anmerkungen

- 1 Gillioz Lucienne, Jacqueline De Puy, Véronique Ducret: Domination et violence contre la femme dans le couple, Lausanne 1997.
- 2 Baeriswyl Pascale, Büchler Andrea: Möglichkeiten und Grenzen der polizeilichen und strafprozessualen Intervention bei Gewalt im sozialen Nahraum nach dem Recht des Kantons Basel-Stadt, Halt-Gewalt – Basler Interventionsprojekt gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft, Basel 1997.
- 3 Büchler Andrea: Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Polizei-, straf- und zivilrechtliche Interventionen am Beispiel des Kantons Basel-Stadt, Basel 1998.
- 4 Gloor Daniela, Meier Hanna: Soziologische Datenerhebungen, Untersuchungen und Analysen zur Situation im Kanton Basel-Stadt, Halt-Gewalt – Basler Interventionsprojekt gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft: – Nr. 1: Einsätze und Anzeigen bei der Polizei zu Streit und Gewalt in der Familie und in Paarbeziehungen, 1997.



– Nr. 2: Aus- und Weiterbildung bei der Polizei zu Streit und Gewalt in der Familie und in Partnerschaften, 1998.

– Nr. 4: Bericht zur Einvernahmesituation beim Kriminalkommissariat im Kanton Basel-Stadt, 1998.

– Nr. 5: Zum Polizeirapport bei Streit und Gewalt in Familie und Partnerschaften. Untersuchung und Dokumentation von spezialisiertem Polizeimaterial, 1998.

– Nr. 6: Bericht zur Eheaudienz des Zivilgerichts im Kanton Basel-Stadt, 1998.

5 Gloor Daniela, Meier Hanna: Das Kooperationsmodell «Runder Tisch» im Basler Pilotprojekt Halt-Gewalt, Zwischenbericht der Begleitevaluation (Nr. 7), Zürich 1999; Weiterbildungskurse zu häuslicher Gewalt für staatliche Stellen im Basler Interventionsprojekt Halt-Gewalt, Bericht der Begleitevaluation (Nr. 8), Zürich 1999.

6 Baeriswyl Pascale, Büchler Andrea, Gloor Daniela, Meier Hanna: Interventionsprojekte gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft. Grundlage und Evaluation zum Pilotprojekt Halt-Gewalt, Haupt-Verlag, Bern/Stuttgart/Wien 2000.

7 Gloor Daniela, Meier Hanna: Bericht zur Einvernahmesituation beim Kriminalkommissariat im Kanton Basel-Stadt (Nr. 4), Zürich, 1998; Bericht zur Eheaudienz des Zivilgerichts im Kanton Basel-Stadt (Nr. 6), Zürich 1998

8 Dreyfus Henri, Kohler Franz, Schmid Otto, Tobler Vivianne: Ein soziales Trainingsprogramm für gewalttätige Männer. Konzept im Rahmen des Projekts Halt-Gewalt. Basler Interventionsprojekt gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft, Basel 1998. (unveröffentlicht)

Karin Haerberli, lic. phil. I, hat von 1988 bis 1999 im Flüchtlingsdienst des Schweizerischen ArbeiterInnenhilfswerks als Sozialarbeiterin und Leiterin von Bildungsprojekten für Migrantinnen gearbeitet. Sie ist Mitglied der Fachgruppe «Innere und äussere Sicherheit» des Frauenrates Basel-Stadt und seit Mai 1998 dessen Co-Präsidentin. Seit Februar 2000 ist sie Co-Leiterin von Halt-Gewalt Basel.

Peter Mösch, lic. iur., war Assistent am Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht und Kriminologie von Prof. Dr. Mark Pieth und Geschäftsleiter der Demokratischen JuristInnen Basel (DJS Basel). Er ist Ersatzrichter am Gericht für Strafsachen des Kantons Basel-Stadt und Lehrbeauftragter der Kantonsschule Olten. Seit März 2000 ist er Co-Leiter von Halt-Gewalt Basel.



Das Basler Interventionsprojekt aus der Sicht der Justiz, insbesondere der Ebene Kriminalpolizei / Staatsanwaltschaft

Referat gehalten am 10. November 1999 in Bern, anlässlich der Informationsveranstaltung über das Berner Interventionsprojekt gegen Männergewalt in Ehe und Partnerschaft

VON ALEXANDER BERTOLF

Zunächst möchte ich mich und meine Funktion kurz vorstellen, da mein Titel «Leitender Staatsanwalt» dazu verführen könnte, zu meinen, ich sei ausschliesslich in der Anklagevertretung tätig. Es ist wahrscheinlich nicht überall bekannt, dass in Basel die Kriminalpolizei als justiziär-repressive Behörde direkt der Staatsanwaltschaft zugeordnet ist und ihr untersteht. Die Kriminalpolizei wird in Basel daher als sogenanntes Kriminal-Kommissariat von Staatsanwälten mit – so hoffe ich – der nötigen Gerichtserfahrung geführt. Und ich bin der Chef dieser Behörde. Meine Eindrücke und Wertungen sind daher nicht bloss die eines Staatsanwaltes, sondern gleichzeitig auch die eines Kripochefs.

Wie in anderen Kantonen und überall in der zivilisierten Welt hat sich auch die baselstädtische Strafverfolgung und somit das Kriminal-Kommissariat und die Staatsanwaltschaft schon lange vor dem Interventionsprojekt «Halt Gewalt» mit Fällen der sogenannten häuslichen Gewalt auseinandergesetzt. Dabei handelte es sich vor allem um folgende Tatbestände: Tötlichkeiten, einfache und schwere Körperverletzung, Drohung, Nötigung, sexuelle Nötigung, Vergewaltigung. Allerdings wurden diese Fälle damals meist aus einem anderen Blickwinkel angegangen. So herrschte vor allem bei den Antragsdelikten die sogenannte Verständigungsmaxime im Sinne von: «Versucht Euch doch wieder zu vertragen». Und da und dort war wohl auch der Hintergedanke vorhanden, «die Frau ist ja selber schuld, wenn sie so einen Typen geheiratet hat respektive mit ihm zusammenlebt». Auch waren die Berührungspunkte und die Schnittstellen zu anderen ebenfalls involvierten Amtsstellen und Sozial-einrichtungen unklar und wurden kaum aktiv genutzt. Ich muss gestehen, die Beziehungen zu den Frauenhäusern, Opferhilfestellen und Nottelefonen waren höflich gesagt eher unterkühlt und von starkem gegenseitigen Misstrauen geprägt. Jede Seite stellte wohl an die andere unerfüllbare Forderungen und zu-

dem hatte man wohl ein gerüttelt Mass an Vorurteilen.

Vor zwei Jahren wurde ich erstmals mit dem Interventionsprojekt «Halt Gewalt», das sich gegen die häusliche Gewalt wandte und diese thematisierte, konfrontiert. Ich gestehe offen, dass ich ursprünglich dem Projekt skeptisch gegenüber stand, nicht zuletzt auf Grund von meines Erachtens zweifelhaften Festnahmeregelungen, die insbesondere das amerikanische Projekt von Ellen Pence namens DAIP (Domestic Abuse Intervention Project) in Duluth/USA aufgestellt hatte und die dort offenbar einspruchslos angewendet werden. Diese amerikanische Regelung lautet verkürzt folgendermassen: Wenn in Duluth jemand wegen angeblich vorgefallener häuslicher Gewalt die Polizei ruft, wird letztere ohne längere Abklärung den unverletzten und daher von ihr als «Täter» eingestuftem Partner für 24 Stunden in Haft nehmen, ungeachtet irgendwelcher weiterer Abklärungen. Dies ist sicher schnell und tüchtig, und wenn dieses Vorgehen im Resultat in gewissen Fällen durchaus von Nutzen sein kann, so ist es doch allzu summarisch und verletzt vor allem das hiesige Rechtsempfinden, das Prozessrecht und die grundsätzliche Unschuldsvermutung in gravierendem Masse.

In unserer Projekt-Arbeitsgruppe – dem sogenannten Runden Tisch – waren die verschiedenen Dienste unseres Kantons, die sich mit häuslicher Gewalt auseinandersetzen haben, vertreten: Die Kantonspolizei und deren Sozialdienst, die Staatsanwaltschaft und deren Kriminal-Kommissariat, das Straf- und Zivilgericht, das Frauenhaus und dessen Beratungsstelle, das Nottелефон / die Opferhilfe, das Gleichstellungsbüro, eine Vertreterin der Anwälte von Opfern und die Beratungsstelle für türkische und kurdische Frauen. In diversen Sitzungen ist es uns gelungen, einander unsere gesetzlichen und personellen Grundlagen und Möglichkeiten aufzuzeigen und zu erklären, Vorurteile abzubauen und ein

vertieftes Verständnis füreinander zu erreichen. Für die Zeit vorher kann ich mich selbst noch an hitzige bis beinahe den Ton des Beleidigenden erreichende Telefonate mit Frauenvertreterinnen erinnern, die von mir unbedingt forderten, die Person X nun ein für alle mal einzusperren, und die durchaus nicht verstehen wollten, welche beweistechnischen und strafprozessualen Hürden noch zu nehmen waren. In vertieften Diskussionen am Runden Tisch konnten nun Schnittstellen von einem zum anderen Dienst definiert werden und – was mir wichtig erscheint – auch Wege verkürzt werden. Ich glaube sagen zu dürfen, dass es gelungen ist, das im Ansatz sicher gute, in der Durchführung meines Erachtens aber zu exzentrische amerikanische Modell an unsere mitteleuropäischen Möglichkeiten, unsere Rechtsauffassung, Gesetze und Gebräuche anzupassen und konkrete Massnahmen zu formulieren, einzuleiten und zu einem wichtigen Teil umzusetzen.

Unser Ziel war es, eine Verbesserung der ursprünglichen Situation herbeizuführen. In der Ermittlungstätigkeit herrschte früher ein betontes Täterdenken vor; alles drehte sich im Sinne des Schuldstrafrechts um den Angeschuldigten: Was hatte er subjektiv beabsichtigt? Welche objektiven Tatbestandsmerkmale belasteten ihn? Welche schuldvermindernden und schuldausschliessenden Merkmale lagen vor?, etc. Seit einiger Zeit findet aber zu Recht ganz allgemein ein Umdenken statt, ein Beispiel dafür ist das inzwischen eingeführte Opferhilfegesetz.

Die Staatsanwaltschaft und das Kriminal-Kommissariat berücksichtigen daher jetzt nicht zuletzt auf Grund des Interventionsprojektes in ihrer Ermittlungsarbeit vermehrt auch die Opferseite. Das bedeutet: ausführliche Befragung und Ermutigung des Opfers, den Strafantrag aufrecht zu erhalten, Protokollierung der Gründe, weshalb ein Rückzug erfolgt, Hinweis auf Folgeschäden, Bemühung um Unterbringung des einen oder



anderen Ehepartners, der Kinder, entsprechende Betreuung, Verweisung auf andere Stellen. Dies alles bedingt allerdings ein vernetztes Vorgehen, d.h. eine enge Zusammenarbeit mit den anderen involvierten Stellen, insbesondere den unmittelbaren Schnittstellen zu uns (also Polizei und deren Sozialdienst, Frauenhaus, Nottelefon, Zivilgericht für Emissionen etc.).

Welche Massnahmen wurden nun konkret bei Staatsanwaltschaft und Kriminal-Kommissariat Basel-Stadt getroffen?

1. Wir führten eine intensive Schulung mit Fachkursen und einem Kaderseminar zum Thema häusliche Gewalt durch. Insgesamt nahmen etwa 100 Kriminalistinnen und Kriminalisten, Staatsanwältinnen und Staatsanwälte an der Schulung teil.

2. Unsere Fachgruppe Leib und Leben sowie die Fachgruppe Sexualdelikte wurden darüber hinaus speziell geschult und sensibilisiert.

3. Es wurde eine konsensualisierte Liste betreffend Verhalten und Vorgehen der Staatsanwaltschaft und deren Kriminal-Kommissariat bei häuslicher Gewalt erarbeitet. Ich erlaube mir, Ihnen daraus die wichtigsten Punkte aufzuführen:

■ Bei Einvernahmen zur häuslicher Gewalt sind die Vorakten nach Möglichkeit einzubeziehen.

■ Bei der Vorladung des Opfers zur Einvernahme ist zu beachten:

- Die Frau muss darüber informiert werden, dass sie sich von einer Vertrauensperson begleiten lassen kann.

- Die Frau wird vom Kriminal-Kommissariat ausführlich befragt, insbesondere über die Gefährlichkeit des Mannes und ihre gegenwärtige Situation. Ziel dabei ist, ihr den grösstmöglichen Schutz zu gewährleisten.

- Die Frau sollte genau über den Gang des Verfahrens informiert werden: Anzeige / Strafantrag / Verfahren / Fristen / was nachher mit dem Mann passiert / welche Möglichkeiten sie zum Rückzug der Anzeige im Verlauf eines Verfahrens hat etc. Ausserdem sollte mit der Frau eine Sicherheitsberatung durchgeführt werden.

- Aushändigung und Erklären des Opferhilfeblatts; gegebenenfalls Beizug der Opferhilfestelle für Frauen, nach Einverständniserklärung des Opfers.

■ Ermutigung des Opfers zur Aufrechterhaltung des Strafantrags; Protokollierung der Gründe bei Anzeigenrückzug. In der Befragung soll genau abgeklärt werden, ob nicht ein Officialdelikt vorliegt.

■ Ausgehend vom Ziel, dass gewaltbetroffene Frauen so kurzfristig wie möglich Schutzverfügungen beim Zivilgericht erhalten sollen, faxt die Staatsanwaltschaft Einvernehmerapporte an

das Zivilgericht, um diesem einen allfälligen Entscheid zu erleichtern.

■ Bei der Einvernahme des Täters auf dem Kriminal-Kommissariat ist zu beachten:

- Der Täter sollte so rasch als möglich vom Kriminal-Kommissariat einvernommen werden, das heisst nach Möglichkeit am selben Tag, an dem die Tat erfolgt ist.

- Die Frau wird telefonisch darüber informiert, was mit dem Mann vereinbart worden ist, wo sie sich melden soll, wenn der Mann wieder gewalttätig wird, und ob allenfalls ein Antrag auf Haftverfügung oder Haftverlängerung vorliegt.

■ Die vorläufige Festnahme sollte ernsthaft geprüft und nach Möglichkeit angewendet werden. Fortsetzungsgefahr ist in Fällen häuslicher Gewalt häufig gegeben.

■ Der Täter wird aufgefordert, am Sozialen Trainingsprogramm für gewalttätige Männer des Projekts «Halt Gewalt» teilzunehmen, wenn er den Aufnahmekriterien entspricht.

■ Vor Entlassung des Täters aus der Haft wird das Opfer unverzüglich telefonisch informiert.

4. Es wurde ein spezielles Trainingsprogramm für Gewalttätige erarbeitet. Leider konnte es bisher noch nicht zum Tragen kommen, da zu wenig Kandidaten die aufgestellten Kriterien erfüllen: Im wesentlichen geständig, bereit, sich freiwillig dem Trainingsprogramm zu unterziehen, nicht in Haft, nicht psychisch auffällig oder akut suizidgefährdet, nicht schwer drogenabhängig, minimale Deutschkenntnisse müssen vorhanden sein.

Das vom Schweizerischen Nationalfonds mitfinanzierte Interventionsprojekt «Halt Gewalt» ist 1999 von den baselstädtischen Behörden um ein Jahr verlängert worden. Zur weiteren Koordination der Dienste ist eine Stelle eingerichtet worden. Natürlich kostet diese Stelle Geld. Kluge Prävention, durchgreifende Repression und koordiniertes Zusammenwirken aller beteiligten Kräfte auf der einen Seite können jedoch bewirken, dass auf der anderen Seite durch die Reduktion von Fällen häuslicher Gewalt eventuell auch Kosten bei Polizei, Staatsanwaltschaft, Straf- und Zivilgerichten etc. eingespart werden können.

Dr. iur. Alexander Bertolf ist leitender Staatsanwalt und Chef des Kriminal-Kommissariates Basel-Stadt.



Das Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt Basel-Landschaft

VON ARIANE RUFINO

Seit April 1999 gibt es in Baselland ein Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt an Frauen. Im Zentrum des Projekts, das der Justiz-, Polizei- und Militärdirektion unterstellt ist, stehen eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe und eine Projektleitungsstelle mit einem 50%-Pensum. Diese behördeninterne Fachstelle gegen Gewalt an Frauen wurde von engagierten Frauen in und ausserhalb der Verwaltung initiiert.

Vorgeschichte

Die Frauenkommission, ein von der Regierung gewähltes Beratungsgremium zu Frauenfragen und Gleichstellung, wurde 1994 durch den sogenannten Frauenrat abgelöst. In der Fachgruppe «Recht und Sicherheit» nahm neben Juristinnen verschiedener Herkunft auch eine Mitarbeiterin des Basler Frauenhauses Einsitz. Dadurch rückte das Thema «Gewalt gegen Frauen und Kinder» in den Vordergrund. Die Fachgruppe empfahl dem Regierungsrat, zwecks vertiefter Beschäftigung mit diesem Problem eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe einzuberufen, die im Verlaufe eines Jahres den Handlungsbedarf ausloten und Verbesserungsvorschläge machen sollte. Die Zusammenarbeit von VertreterInnen von Polizei, Strafverfolgung, Kinderschutz und Frauenhaus unter der Leitung der Juristin der Fachstelle für Gleichstellung wurde für das Thema häusliche Gewalt richtungsweisend. Mitte 1998 schloss die Arbeitsgruppe ihre Arbeit mit einem umfangreichen Massnahmenkatalog ab und empfahl der Regierung, zur Umsetzung dieser Massnahmen eine 50%-Stelle für die Projektleitung zu bewilligen sowie eine erweiterte Arbeitsgruppe zusammenzustellen. Beides war auf die Dauer von zwei Jahren beschränkt. Im November 1998 folgte der Regierungsrat diesen Vorschlägen und wählte eine Projektleiterin, die im April 1999 ihre Arbeit bei der Justiz-, Polizei- und Militärdirektion aufnahm.

Ziele und Massnahmen des Projekts

Die übergeordneten Ziele des Projekts sind es, die Gewalt zu stoppen, den Opferschutz zu verbessern und die Täter vermehrt zur Verantwortung zu ziehen. Zur Umsetzung dieser Ziele braucht es

ein ausgeklügeltes System von aufeinander abgestimmten Massnahmen, die in Zusammenarbeit von Projektleitung und betroffenen Stellen entwickelt, umgesetzt und laufend überprüft werden. Die Arbeitsgruppe, in der zwölf Institutionen vertreten sind, hat dabei die Funktion der Sensibilisierung für das Thema, der gegenseitigen Information und der gemeinsamen Entwicklung von Strategien. Ebenfalls wichtig ist das Kennenlernen von Arbeitsabläufen und Schnittstellen, um die engere Zusammenarbeit unter den verschiedenen Institutionen näher definieren zu können.

Vorteile der behördennahen Ansiedlung eines Interventionsprojekts

Das Baselbieter Interventionsprojekt leistet – auch aufgrund seiner beschränkten Ressourcen – vergleichsweise wenig Öffentlichkeitsarbeit. Es verzichtet notgedrungenweise auf Hochglanzprospekte oder ein eigenes Publikationsorgan. Sein Schwergewicht liegt bei behördeninternen Aktivitäten. Der Regierungsrätliche Auftrag stützt die Projektleiterin mit der Verbindlichkeit aus, die unabdingbar ist, um bei Polizei, Strafuntersuchung, Gerichten, Kinderschutz und Gemeindebehörden das nötige Gehör zu erhalten. Die hierarchisch hohe Ansiedlung des Projekts unter dem Justiz-, Polizei- und Militärdirektor öffnet Türen, die sonst wohl verschlossen blieben, obwohl sie für den Umgang mit dem Thema unumgänglich sind. Die Einsicht der Projektleiterin in die Tätigkeit dieser Behörden und der Zugang zu Daten ist für ein wirksames Controlling eine wichtige Voraussetzung.

Ebenso bedeutsam ist die inhaltliche Verknüpfung des Themas mit der kantonalen Fachstelle für Gleichstellung. Die Forderung nach Gleichstellung ist seit jeher mit dem Kampf gegen die Gewalt an Frauen verknüpft; bei beiden Anliegen handelt es sich um Querschnittsaufgaben, die komplexe Veränderungen auf verschiedenen Ebenen mit sich bringen. Im Kanton Basel-Landschaft ist die juristische Mitarbeiterin der Fachstelle für Gleichstellung nicht nur als Präsidentin der Arbeitsgruppe Häusliche Gewalt tätig, ihr obliegt auch die inhaltliche Auf-

sicht und Begleitung des Projekts als Ganzes.

Mit der Ansiedlung eines Interventionsprojekts bei der staatlichen Verwaltung wird auch eine bedeutsame Entwicklung der letzten Jahre markiert. Die Verantwortung für das Thema – früher fast ganz an private Einrichtungen wie Frauenhäuser und Nottelefone delegiert – beginnt sich seit der Inkraftsetzung des Opferhilfegesetzes 1993 zunehmend in die Verantwortung des Staates zu verlagern. Die Erkenntnis, dass es nicht genügt, Opfer von Gewalt vorübergehend zu schützen und zu verstecken, sondern dass es auch um eine konsequenteren Ächtung dieser Delikte sowie eine Inverantwortungnahme der Täter geht, kann sich auf diesem Boden besser durchsetzen. Abgesehen davon ist der Schutz von Gewaltbetroffenen eine Aufgabe zur Wahrung der Menschenwürde und damit viel zu wichtig, als dass sie vorwiegend in der Verantwortung von privaten Anbietern belassen werden kann, deren Finanzkraft immer wieder in Frage gestellt ist.

Bei der Besetzung einer solchen Stelle innerhalb der Verwaltung ist es sinnvoll, dass – zumindest für die Projektphase – eine Fachfrau aus dem Bereich «Gewalt gegen Frauen» gewählt wird, die die Anforderungen an den prioritär zu behandelnden Opferschutz sehr gut kennt. Sie gewährleistet den «Blick von aussen» auf die Tätigkeiten der verschiedenen AkteurInnen, sie schlägt Brücken und bringt die engere Kooperation voran.

Beispiel: Handlungsfeld Polizei

Die Polizei hat beim Thema Häusliche Gewalt eine Schlüsselfunktion inne. Sie ist eine sehr niederschwellige, weil jederzeit erreichbare Anlaufstelle für misshandelte Frauen. In der Schweiz kontaktieren laut der Studie von Lucienne Gillioz (*Domination et violence envers la femme dans le couple*, 1997) jährlich rund 10 000 Frauen die Polizei, um Schutz und Hilfe gegen die Gewalt ihres Partners zu erhalten. Aus diesem Grund ist es besonders wichtig, die polizeiliche Intervention so effizient zu gestalten, dass sie nicht nur der Gefahrenabwehr dient, sondern auch die ihr innewohnende präventive Wirkung entfalten kann.



Um die polizeiliche Praxis näher zu untersuchen, wurden sämtliche Journaleinträge (Ereignismeldungen) in diesem Bereich gesammelt und untersucht. Dort tauchte bereits die erste Schwierigkeit auf, da es keinen einheitlichen Begriff gab, nach dem man im Sinne eines Codes hätte suchen können. Die meisten PolizistInnen benützten das Wort Ehe Streit oder Familienstreit, auch verschiedene Deliktategorien kamen vor. Um den deliktischen Anteil dieser Vorfälle stärker ins Bewusstsein zu bringen, wurde das neue Schlagwort «Häusliche Gewalt» auf allen Ebenen eingeführt. Die Analyse der Vorfälle ergab klar, dass das Rollenverständnis der Polizei bisher eher im Schlichten von Streitigkeiten als in der Feststellung von Straftaten lag. Dementsprechend wenig Massnahmen gegen die Täter wurden ergriffen. Dies sollte sich durch eine breit angelegte Weiterbildung für das gesamte Polizeikorps ändern. Die Projektleitung entwarf in Zusammenarbeit mit der Polizeileitung eine Checkliste für den Einsatz, die erstmals klare Richtlinien vorgibt. Weitere neue Arbeitsinstrumente wurden entwickelt wie zum Beispiel ein zweiseitiges Zusatzblatt, das überall dort genauere Hintergrundinformationen sammelt, wo Straftaten festgestellt wurden, auch wenn kein Strafantrag durch die Geschädigte erhoben wird. Ebenfalls wurden die Schnittstellen zur Strafverfolgungsbehörde näher definiert und die engere Zusammenarbeit forciert. Um das Thema häusliche Gewalt bei der Polizei bleibend zu verankern, wurde ein Ausbildungsmodul für die Polizeiausbildung geschaffen.

Zwischenbilanz

Nach dem ersten Projektjahr wurden im Frühling 2000 an einer Medienkonferenz der Justiz-, Polizei- und Militärdirektion erste Resultate vorgestellt. Der wichtigste Erfolg des Projekts besteht darin, dass das lange tabuisierte Thema häusliche Gewalt ins Bewusstsein nicht nur der Öffentlichkeit, sondern insbesondere der damit befassten Verwaltungsstellen getreten ist. Vorträge und Weiterbildungsveranstaltungen (bei Polizei, Untersuchungsbehörden, Zivilgerichten, Fürsorgebehörden, Spitälern, an Schulen etc.) wurden durchgeführt und haben wichtige erste Impulse gesetzt. Der durch Projektinstallation und Massnahmenkatalog entstandene Handlungsdruck bewirkte, dass auf die Sensibilisierung auch konkrete Umsetzungsschritte folgten, und der Umgang mit gewaltbetroffenen Frauen konnte vielerorts schrittweise verbessert werden. Die konsequente Datenerfassung bei Polizei und Strafverfolgung wurde eingeführt, erste

Auswertungen der neuen Vorgehensweisen stehen nun an. Der zivilrechtliche Bereich sowie das Gesundheitswesen sind daran, eigene Richtlinien und Massnahmen im Umgang mit dem Thema zu erarbeiten.

Spezielle Situation Baselland

Die Situation in einem relativ weit verzweigten Kanton mit dem Gegensatz von bevölkerungsstarken Agglomerationsgemeinden und kleineren ländlichen Gemeinden ist sehr komplex. Einige Verantwortungsbereiche wie zum Beispiel das Sozialhilfe- oder Vormundschaftswesen sind an die Gemeinden delegiert, die mit diesen Aufgaben unterschiedlich umgehen. Während die grösseren Dörfer in Stadtnähe die entsprechenden Dienste an professionelle Institutionen, nämlich gemeindeeigene Sozialdienste, abgeben, sind in kleineren Gemeinden der Peripherie noch Ehrenamtliche am Werk. Dies hat eine unterschiedliche Qualität der angebotenen Dienstleistungen zur Folge. Hier wird das Interventionsprojekt noch einige Energie aufwenden müssen, um konkrete Verbesserungen bewirken zu können. Das erforderliche Umdenken bei den zahlreichen Ansprechpartnern der 86 Gemeinden wird nur durch langfristige Einwirkung und insbesondere ein fest installiertes Controlling zu erreichen sein.

Dazu kommt, dass in den überschaubaren Verhältnissen auf dem Dorf die Hürden von Scham und Schuldzuweisungen für gewaltbetroffene Frauen viel höher sind und sie dementsprechend weniger Hilfe erhalten. Dies weckt den falschen Eindruck, Gewalt im sozialen Nahraum sei auf dem Land weniger verbreitet als in der Stadt. Es ist jedoch wissenschaftlich erhärtet, dass Gewalt gegen Frauen unabhängig von Alter, Herkunft, Nationalität sowohl in der Stadt wie auf dem Land gleichmässig verbreitet ist.

Zukunftsperspektiven

Trotz der beachtlichen Fortschritte, die das Interventionsprojekt erzielen konnte, ist die Fülle der Aufgaben mit einem halben Arbeitspensum in zwei Jahren nicht zu bewältigen. Derzeit wird geprüft, wie das Projekt weitergeführt werden soll, um die beteiligten Behörden dabei zu unterstützen, mittelfristig ihre eigenen Strategien und internen Kompetenzzentren zu entwickeln.

Kontaktadresse

Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt
Ariane Rufino, Projektleiterin
Justiz-, Polizei- und Militärdirektion
Basel-Landschaft
Rathausstrasse 2
4410 Liestal
Tel. 061 925 62 38
Fax 061 925 69 77
ariane.rufino@jpm.bl.ch

Ariane Rufino ist Sozialarbeiterin HFS und seit 11 Jahren in der Arbeit gegen Gewalt an Frauen engagiert. Sie hat das Basler Halt-Gewalt-Projekt mitaufgebaut und leitet seit April 1999 das Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt im Kanton Basel-Landschaft.



Das Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP von 1996 bis 2000

Eine Stadt engagiert sich in der Prävention von häuslicher Gewalt

VON MARLENE EGGENBERGER UND MARTHA WEINGARTNER

Im Anschluss an die Kampagne «Männergewalt macht keine Männer» des Zürcher Stadtrates wurde Anfang 1996 das Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP initiiert. Geleitet wird es vom Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann und – bis Ende 1999 – von der damaligen Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder.¹ Das ZIP will erreichen, dass staatliche und private Institutionen gemeinsam gegen häusliche Gewalt vorgehen. Seit 1996 ist das ZIP aktiv in der Prävention und Intervention bei häuslicher Gewalt. Im Sommer 1999 hat sich der Stadtrat entschlossen, das ZIP Ende 2000 als städtisches Projekt abzuschliessen. Was hat das ZIP bis heute bewirkt? Was braucht es wo in der weiteren Bekämpfung der häuslichen Gewalt? Der folgende Artikel informiert aus der Sicht der Projektleiterinnen über die Resultate der Projektarbeit und führt aus, welche Schritte auf der kantonalen Ebene anstehen.

Häusliche Gewalt gehört für viele Frauen und Kinder in der Schweiz zum Alltag. Die Nationalfondsstudie zu Gewalt in Ehe und Partnerschaft belegt: Mehr als 20 Prozent aller Frauen im Alter zwischen 20 und 60 Jahren haben während ihres Lebens unter physischer oder sexueller Gewalt durch ihren Lebensgefährten zu leiden.²

Die Frauenbewegung hat Gewalt gegen Frauen vor mehr als 20 Jahren zum Thema gemacht. Wichtigstes Ziel war immer, neben der Betreuung von gewaltbetroffenen Frauen und ihren Kindern, die Gewalt sichtbar zu machen und öffentlich zu verurteilen und so Veränderungen in der Gesellschaft herbeizuführen. Das Fazit der Arbeit ist jedoch ernüchternd: Das Ausmass der Gewalt hat sich in den letzten Jahren nicht verringert. Die Folgen der Gewalt haben fast ausschliesslich Frauen und ihre Kinder zu tragen.

Welchen Beitrag können staatliche Stellen wie das Gleichstellungsbüro und die Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder leisten? fragten wir uns Mitte der 90er Jahre. Bei unseren Recherchen sind wir auf Beispiele der australischen und amerikanischen Gewaltprävention gestossen. Die australischen Modelle zeigen auf, dass Präventionsmassnahmen wirksamer durchgesetzt werden können,

wenn sie durch MachträgerInnen öffentlich bekräftigt werden. Und das amerikanische Domestic Abuse Intervention Project (DAIP) aus Duluth vermittelt, dass häusliche Gewalt reduziert werden kann durch koordinierte Zusammenarbeit zwischen staatlichen und privaten Institutionen (siehe Artikel «Grundlagen und Möglichkeiten von Interventionsprojekten gegen häusliche Gewalt» von Ariane Rufino in diesem Heft).

Die Stadtratskampagne «Männergewalt macht keine Männer»

Diese Modelle bildeten die Grundlage für die Stadtratskampagne «Männergewalt macht keine Männer», die Ende 1995 vom städtischen Gleichstellungsbüro und der Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder begleitet wurde. Alle Stadträtinnen und Stadträte verurteilten anlässlich einer Pressekonferenz die Männergewalt. Die Aussage des damaligen Polizeivorstandes Robert Neukomm, dass in Zukunft nicht mehr die gewaltbetroffenen Frauen und ihre Kinder die Konsequenzen der Gewalttat tragen und die eheliche Wohnung verlassen müssen, sondern die Gewalttäter selber, erregte die grösste Aufmerksamkeit.

Nach der Kampagne erhielten das städtische Gleichstellungsbüro und die Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder vom Stadtrat den Auftrag, gemeinsam mit involvierten Behörden und Institutionen flankierende Massnahmen zu entwickeln für einen konsequenten Opferschutz. Der Austausch mit den Institutionen der Opferhilfe, der durch die Stadtratskampagne intensiviert worden war, wurde noch wichtiger: Fachpersonen aus der Opferhilfe und der Täterarbeit sowie interessierte Einzelpersonen waren bereit, das geplante Projekt zu begleiten. Das Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP war geboren.

Das Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP

Im den folgenden Abschnitten werden die Projektphasen und die für die Fragestellung relevanten Teilprojekte des ZIP thematisiert.

Projektphase 1996 bis 1997

Die erste Projektphase von 1996 bis 1997 war die Zeit der Grundlagen- und ersten Vernetzungsarbeit. Dabei lassen sich drei Bereiche unterscheiden:

1. In Zusammenarbeit mit Rechtsanwältinnen wurden juristische Grundlagen erarbeitet. Es ging darum, rechtliche Handlungsspielräume aufzuzeigen und erste Zielempfehlungen zu formulieren für die Bereiche «polizeiliches Handeln», «Zivil- und Strafrecht», «Unterstützungsangebote für gewaltbetroffene Frauen und ihre Kinder» sowie «sanktionierende Massnahmen für gewalttätige Männer». Für den *Polizeieinsatz* wurden zum Beispiel folgende Ziele formuliert: Die Polizei entwickelt neue Vorgaben und Instrumente. Diese ermöglichen es den BeamtInnen, ihre Aufgaben im Bereich von häuslicher Gewalt besser wahrzunehmen, das heisst: Opfer und Täter getrennt befragen; ermitteln und Spuren sichern statt schlichten; bei offensichtlichen Hinweisen auf Gewalt den Täter aus der Wohnung entfernen. Beim *Eheschutz* gibt es folgende Möglichkeiten: EheschutzrichterInnen können bei einer Gefährdung von Frau und Kindern ein Verfahren beschleunigen, superprovisorische Massnahmen aussprechen, die Wohnung der Frau zuteilen. Bei der *Strafverfolgung* gilt es, in allen Stufen den rechtlichen Ermessensspielraum auszuschöpfen, um die Täter zu belangen. Täter sollen beispielsweise vorübergehend festgenommen oder zu sozialen Trainingsprogrammen verpflichtet werden.³

2. Mit einer Befragung wurde das Angebot für von häuslicher Gewalt betroffene Frauen und ihre Kinder erhoben und festgestellt, wo Lücken bestehen. Der Bericht zeigte auf, dass ein ambulantes Beratungsangebot fehlt, das bei einer vorläufigen Festnahme des Mannes innerhalb von 24 Stunden verfügbar ist.⁴

3. Ein Grobkonzept gibt einen Überblick über die bestehenden Angebote zur Täterarbeit. Es enthält Vorschläge für ein soziales Trainingsprogramm für gewalttätige Männer in Zürich.⁵



Zusammenarbeit mit dem Kanton bzw. mit der Arbeitsgruppe «Hilfe für bedrohte Opfer» (AG HibO)

Im Frühjahr 1996 initiierte der erste Staatsanwalt des Kantons Zürich die Arbeitsgruppe «Hilfe für bedrohte Opfer» (HibO). Anlass dazu war der Mord an Carmen S., die jahrelang von ihrem Partner mit dem Tode bedroht worden war, gleichzeitig Hilfe und Unterstützung bei vielen Institutionen gesucht hatte und dann doch von ihrem Partner ermordet wurde. Die Staatsanwaltschaft wollte durch das Einsetzen der Arbeitsgruppe Gewaltdelikte im sozialen Nahraum verhindern. Als Teilnehmende in der AG HibO waren vor allem Personen aus Polizei und Justiz vorgesehen, doch meldeten sich für die Zusammenarbeit auch weitere interessierte Kreise, vor allem aus dem Bereich der Opferhilfe. So auch die Projektleiterinnen des ZIP, die 1996 Einsitz in die AG HibO nahmen und dort ihr Fachwissen und die erarbeiteten Zielempfehlungen einbrachten. Ein wichtiger Meilenstein in der Arbeit der AG HibO war die erste interdisziplinäre Tagung vom Oktober 1997 zu «Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft». Fachpersonen aus Opferhilfe, Männerarbeit, Polizei, Fremdenpolizei, Zivilrecht, Strafverfolgung und aus dem medizinischen Bereich zeigten auf, welche Handlungsspielräume bereits im bestehenden Recht zugunsten eines konsequenter Opferschutzes ausgeschöpft werden können.

Projektphase 1998 bis 2000

In Absprache mit dem ersten Staatsanwalt des Kantons Zürich wurde auf 1998 hin der Runde Tisch als Pilotprojekt für die Stadt Zürich gegründet mit dem Ziel, die bereits vorhandenen Zielformulierungen in den Institutionen weiterzuentwickeln und umzusetzen. Dabei konnte davon ausgegangen werden, dass es in diesem nächsten Schritt nicht genügen würde, die Anordnungen innerhalb der Hierarchie von oben nach unten zu kommunizieren, sondern dass Wege gesucht und gefunden werden müssen, um gemeinsam mit den VertreterInnen der einzelnen Institutionen abzuklären, was die einzelnen Institutionen brauchen, um die Empfehlungen sinnvoll umzusetzen. Am Runden Tisch sind vertreten: Institutionen der Opferhilfe, Migrantinnenprojekte, mannebüro, Stadtpolizei, Justiz, Bewährungshilfe, Vormundschaftsbehörde und Geschädigtenvertreterinnen.

Im Evaluationsbericht zum Runden Tisch, der Ende 1998 vom Forschungsbüro Social Insight ausgearbeitet wurde, wird vermerkt, dass «sich eine klare und für das Projektvorhaben als erfreulich zu

bezeichnende Ausgangslage abzeichnet: Die in der Stadt Zürich in diesem Problembereich relevanten privaten und öffentlichen Stellen gehen davon aus, a) dass das ZIP bei der Bekämpfung der häuslichen Gewalt einen wichtigen Beitrag leisten kann und b), dass die jetzige Situation verbesserungswürdig und verbesserungsfähig ist. Beide Aspekte sind als positive Grundlage zu werten, wenn es mit dem ZIP, da die staatliche und private Interventionstätigkeit bei häuslicher Gewalt zur Debatte stellt, darum geht, dass sich die involvierten Stellen über das Kooperationsgremium Runder Tisch gemeinsam für entsprechende Neuerungen einsetzen sollen.»⁶

Neben dem Runden Tisch wurden in dieser Projektphase drei weitere Teilprojekte initiiert. Ein erstes betrifft den Bereich der Weiterbildung. Seit Anfang 1999 erarbeitet eine Fachgruppe – bestehend aus Fachfrauen mit verschiedenen beruflichen Hintergründen – Grundlagen für die Weiterbildung von Berufsleuten zu häuslicher Gewalt. Ziel der Weiterbildungen ist es, Fachwissen zu vermitteln und Handlungskompetenz zu erarbeiten, damit Interventionen bei häuslicher Gewalt mit dem Ziel des Opferschutzes professionell erfolgen können. Die bisherigen Erfahrungen in der institutionellen Weiterbildung können als positiv bezeichnet werden.

Im folgenden gehen wir auf zwei weitere Teilprojekte ausführlicher ein.

Das ambulante Beratungsangebot für von häuslicher Gewalt betroffene Frauen und ihre Kinder oder: Wie kommt das ZIP den gewaltbetroffenen Frauen und ihren Kindern zugute?

Der bereits erwähnte Bericht zu den Unterstützungsangeboten für von häuslicher Gewalt betroffene Frauen und ihre Kinder wies deutlich auf die Lücke im Beratungsangebot in der Stadt Zürich hin und betonte: «Die staatlichen Institutionen wie Polizei, Strafverfolgung und Gerichte sind gefordert, ihre Vorgehensweisen dahingehend zu verändern, dass die Gewalthandlungen sichtbar gemacht, die Täter geahndet werden und dem Aspekt des Opferschutzes mehr Rechnung getragen wird. Die täterbezogene Interventionen bedingen jedoch, dass auch das Opfer Beratung und wenn nötig Unterstützung erhält, um den eigenen Schutz sicherzustellen und die Gewalterfahrungen zu verarbeiten. Nur so kann längerfristig ein wirksamer Opferschutz erreicht und eine präventive Wirkung staatlicher Interventionen erzielt werden.» (Siehe Anmerkung 4)

Seit 1996 forderten VertreterInnen von Polizei und Justiz einen 24-Stunden-Pikettdienst der Helferinnenseite und be-

tonten so die Wichtigkeit der Zusammenarbeit mit den Institutionen der Opferhilfe. Im Herbst 1998 gab das Sozialdepartement einer Fachfrau der Opferhilfe den Auftrag, ein Konzept für ein solches Angebot auszuarbeiten. Eine Arbeitsgruppe des Runden Tisches unterstützte sie dabei. Im Herbst 1999 beauftragte der Stadtrat eine der Projektleiterinnen des ZIP das Konzept zu konkretisieren und den Aufbau vorzunehmen. Die Arbeiten stehen heute (Juli 2000) kurz vor dem Abschluss. Anfang 2001 soll das neue Angebot unter der Trägerschaft des Frauenhauses eröffnet werden.

Für das neue Beratungsangebot ist ein neuer Ansatz geplant, nämlich Opfer nach einem Polizeieinsatz aktiv zu kontaktieren statt zu warten, bis sie von alleine den Weg in die Einrichtungen finden – oder auch nicht. Erfahrungen in Österreich und England zeigen, dass damit Frauen aktiviert werden können, die ohne Anstoss von aussen in der Gewaltsituation ausharren würden.

Das soziale Trainingsprogramm für gewalttätige Männer

Auf die Frage, was wir mit gewalttätigen Männern tun sollen, weist Alberto Godenzi in seinem Referat «Arbeit mit gewalttätigen Männern: What works?» darauf hin, «dass ich mich bei der Beantwortung dieser Frage auf die Gruppe der erwischten und überführten Täter beschränke, im Bewusstsein, dass dies eine kleine Minderheit ist im Vergleich zu den Männern, die Gewalt gegen Frauen ausüben, aber für dieses Verhalten nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Gewalt gegen Frauen gehört vermutlich mit den Steuer- und Wirtschaftsdelikten zu den sichersten Rechtsbrüchen dieser Gesellschaft. 5 bis 10 Prozent der Gewaltakte gegen Frauen in Paarbeziehungen werden in den USA der Polizei gemeldet. Dieses schiefe Verhältnis löst sich nur auf, wenn die Anzeigehäufigkeit und das Ernstnehmen dieser Anzeigen sich verbessert, wenn mithin die Gewalt gegen Frauen als das wahrgenommen wird, was sie ist: als Verbrechen und als Verstoss gegen die Menschenrechte.» Godenzi weist auf ein schottisches Täterprogramm hin, bei dem gemäss Evaluation innert Jahresfrist nur 33 Prozent der Teilnehmer rückfällig wurden, im Gegensatz zu einer Kontrollgruppe ausserhalb des Programmes mit 75 Prozent.

Nachdem nun Polizei und Justiz häusliche Gewalt mehr und mehr Ernst nehmen und die Täter früher zur Verantwortung ziehen, stellte sich in Zürich konkret die Frage, was zu tun ist mit den Tätern.

Nach den Grundlagenarbeiten im Bereich der Täterarbeit plante der Be-

währungsdienst der Justizdirektion, der inzwischen beim Runden Tisch einbezogen worden war, im Mai 2000 mit sozialen Lernprogrammen für geständige Täter zu starten. Die Programme sollen im folgenden Rahmen ablaufen: Zwei Trainer leiten Gruppen mit acht bis zehn Teilnehmern, die sich zwei Stunden pro Woche treffen. Das Gruppentraining dauert 16 Wochen. Im Programm sollen gewalttätige Männer mit ausreichenden Deutschkenntnissen innerhalb eines festen, weitgehend standardisierten Ablaufs die Möglichkeit haben, neue partnerschaftliche Verhaltensweisen kennen zu lernen und einzuüben. Das Programm soll möglichst frühzeitig nach einer Straftat beginnen.

Der Pilotversuch konnte im Mai 2000 noch nicht beginnen, da sich nur ein Kurs Teilnehmer fand. Im September soll eine weitere Gruppe starten.

Was braucht es für die weitere Bekämpfung der häuslichen Gewalt auf der kantonalen Ebene?

Der Stadtrat hat sich entschieden, das städtische ZIP Ende 2000 abzuschliessen. Es soll auf diesen Zeitpunkt hin beim Kanton angesiedelt werden. Erste Gespräche mit einer Vorbereitungsgruppe, die die neue kantonale Ausrichtung mitgestaltet, haben mittlerweile stattgefunden. Es hat sich in der bisherigen Arbeit der Gruppe gezeigt, dass der Regierungsrat für Justiz und Inneres sein Engagement gegen die häusliche Gewalt fortsetzen will: Er erteilte den Auftrag, ein Konzept für ein Folgeprojekt ab dem Jahr 2001 auszuarbeiten. Über die Ausgestaltung dieses Folgeprojektes und seine Umsetzung beim Kanton kann beim Verfassen dieses Artikels (Juli 2000) noch nichts Konkretes berichtet werden.

Aus der Sicht der Projektleitung ZIP ist die Einrichtung eines weiteren interinstitutionellen und interdisziplinären Gremiums im Sinne einer Nachfolge der AG HibO und des Runden Tisches auf kantonaler Ebene sinnvoll und notwendig. Darin einbezogen werden sollen auch die Bezirke, die bis anhin nicht in die Kooperation eingebunden waren, sowie weitere Bereiche wie Medizin/Psychiatrie und Kinderschutz. Die heutigen Mitglieder des Runden Tisches werfen zudem die Frage auf nach der Qualitätskontrolle der neuen Massnahmen. Diesbezüglich wartet eine weitere herausfordernde Aufgabe auf das neue Gremium. Das Ziel der Kooperation ist ein umfassender Opferschutz, der letztlich zu einer Reduktion von häuslicher Gewalt führen soll. Dieses Ziel ist erst dann erreicht, wenn die Mitarbeitenden aller relevanten Institutionen über klare Hand-

lungsanweisungen verfügen und bei häuslicher Gewalt ihre Berufsrolle im Interesse des Opferschutzes aktiv wahrnehmen.

Unsere eigenen Erfahrungen sowie die Gespräche mit den Teilnehmenden des Runden Tisches machen deutlich, dass beim angestrebten Veränderungsprozess der Projektleitung eine wichtige Rolle zukommt. Sie ist «Hüterin» des Themas und Informationsdrehscheibe, sie fördert Austausch und Kommunikation unter den Beteiligten und leistet Öffentlichkeitsarbeit. Sie ist gemeinsam mit den verschiedenen Beteiligten dafür besorgt, dass die Ziele des Projektes erreicht werden können. Sie garantiert die breite Abstützung des Projektes und ist allen beteiligten Institutionen gegenüber – sowohl aus dem polizeilich-justiziellen als auch aus dem Bereich der Opferhilfe – verpflichtet. Diese Aufgabe erfordert eine gewisse institutionelle Unabhängigkeit. Es sind dafür zeitliche Ressourcen bereitzustellen, denn eine solche Aufgabe kann nicht «nebenbei» erledigt werden. Nebst Fachwissen in Projektmanagement ist Know-how in der interdisziplinären Zusammenarbeit und der Arbeit mit Opfern von häuslicher Gewalt zentral.

Wie lange dauert ein solcher Veränderungsprozess denn? Wann kann er als abgeschlossen betrachtet werden? Immer wieder wurden uns während der letzten Jahre solche und ähnliche Fragen gestellt. Wir möchten mit ein paar Gegenfragen antworten: Wie lange wurde bisher die häusliche Gewalt verleugnet, bagatellisiert und zur Privatsache erklärt? Wie lange braucht es, bis Einstellungen und eingeschliffene Handlungsmuster sich zu ändern beginnen?

Wir gehen davon aus, dass die Entwicklung von Massnahmen zur Verminderung von Männergewalt gegen Frauen eine ständige Aufgabe darstellt – vergleichbar mit Massnahmen in den Bereichen Gesundheitsvorsorge und Suchtprävention. Der Weg der interinstitutionellen Arbeit hat sich international als Erfolg versprechend, aber auch langwierig erwiesen. Wir sind erst am Anfang dieses Prozesses. Das bisher Erreichte gibt Anlass zur Hoffnung, dass eine Verlagerung der Verantwortung für die Verhinderung von Gewalt stattfindet: von den Betroffenen hin zum Staat und dass die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen beteiligten Institutionen und Behörden als lohnenswert und fruchtbar erlebt wird.

Kontaktadresse:

Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich
Martha Weingartner

Fraumünsterstrasse 21
Postfach 8022 Zürich
3000 Bern 8
Tel. 01 216 37 43
Fax 01 216 37 44
gleichstellungsbüro@bfg.stzh.ch

Anmerkungen

- 1 Die Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder ist ein Pionierprojekt im Bereich Opferhilfe und Gewaltprävention im Sozialdepartement der Stadt Zürich. Sie wurde als Pilotprojekt 1991 initiiert und aufgrund von Reorganisationen innerhalb des Sozialdepartements Ende 1999 aufgehoben.
- 2 Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hrsg.): Beziehung mit Schlagseite, Gewalt in Ehe und Partnerschaft. eFeF-Verlag, Bern, 1997.
- 3 Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich / Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder (Hrsg.): Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP, Projektbericht, Zürich, 1996. – Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich / Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder, Faltprospekt zum ZIP: Gewalt stoppen, Opfer schützen, Täter belangen.
- 4 Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich / Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder (Hrsg.): Unterstützungsangebote für von häuslicher Gewalt betroffene Frauen und ihre Kinder in der Stadt Zürich: aktuelle Situation, Bedarf und Empfehlungen, Zürich, 1998.
- 5 Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich / Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder (Hrsg.): Soziales Trainingsprogramm für gewalttätige Männer im häuslichen Bereich: Grobkonzept, Zürich, 1998.
- 6 Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich / Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder (Hrsg.): Das Kooperationsmodell «Runder Tisch» des Zürcher Interventionsprojektes gegen Männergewalt ZIP: Evaluationsbericht, Zürich, 1998.
- 7 Alberto Godenzi: Arbeit mit gewalttätigen Männern: what works? in: Frauenfragen (Hrsg. Eidg. Kommission für Frauenfragen): 20. Jahrgang, Nr. 1, 1997.

Marlene Eggenberger, Sozialarbeiterin HFS, langjährige Mitarbeiterin in einem Frauenhaus, war Leiterin der ehemaligen Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder (bis Ende 1999) und ist Co-Projektleiterin des Zürcher Interventionsprojektes gegen Männergewalt ZIP (bis Ende 2000) im Sozialdepartement der Stadt Zürich.

Martha Weingartner, Erwachsenenbildnerin AEB, ist Mitarbeiterin des Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich und (bis Ende 2000) Co-Projektleiterin des Zürcher Interventionsprojektes gegen Männergewalt ZIP.



Das Berner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt bip

VON REGULA MADER

Das Berner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt bip ist ein gemeinsames Projekt von Stadt und Kanton Bern mit dem Ziel, durch ein koordiniertes Vorgehen aller beteiligten Institutionen häusliche Gewalt zu stoppen, Opfer zu schützen und Täter zur Verantwortung zu ziehen.

Vorgeschichte

Bereits seit Ende 1996 arbeiten die städtische und kantonale Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann sowie verschiedene Fachorganisationen im Themenbereich häusliche Gewalt zusammen. In einem ersten Schritt wurde die nationale Kampagne «Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft» der Schweizerischen Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten vom Mai 1997 mitgetragen und umgesetzt. In einem zweiten Schritt wurde im Herbst 1997 die gleichnamige regionale Informations- und Sensibilisierungskampagne durchgeführt. Beteiligt waren neben der städtischen und kantonalen Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann weitere Fachorganisationen wie Gewaltberatungsstellen und Migrantinnenorganisationen.

Gestützt auf zwei parlamentarische Vorstösse im Stadtparlament Bern (Stadtrat) und im Grossen Rat des Kantons Bern verabschiedeten sowohl der Gemeinderat der Stadt Bern wie auch der Regierungsrat des Kantons Bern entsprechende Konzepte gegen häusliche Gewalt. Das Konzept des Regierungsrats beinhaltet täterbezogene Massnahmen, das Konzept des Gemeinderats verpflichtet alle städtischen Direktionen, sich aktiv gegen häusliche Gewalt einzusetzen. Zudem verurteilt der Gemeinderat der Stadt Bern in einer Grundsatzerklärung jede Anwendung von häuslicher Gewalt.

Seit Anfang 1998 werden Kontakte mit der Stadtpolizei Bern im Themenbereich häusliche Gewalt gepflegt und seit Mitte 1999 findet ein regelmässiger Austausch zwischen der Stadtpolizei und Fachorganisationen statt. Ein Konzept für eine Beratungsstelle Männergewalt wurde erarbeitet. Die Fachorganisationen wie die Frauenhäuser Bern, Biel, Thun / Berner Oberland, die Beratungsstelle für vergewaltigte Frauen und Mädchen und Migrantinnenorganisationen treffen sich re-

gelmässig für Vernetzung und Erfahrungsaustausch und bilden sich intern weiter. Initiiert von den Fachstellen für die Gleichstellung von Frau und Mann von Stadt und Kanton Bern wurde das Berner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt bip konzipiert.

Ziele des bip

Das Berner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt stützt sich auf die ausländischen Interventionsprojekte und insbesondere auf die Erfahrungen des Zürcher Interventionsprojekts gegen Männergewalt ZIP und des Basler Interventionsprojekts Halt-Gewalt. (Siehe dazu die Beiträge von M. Eggenberger / M. Weingartner und von K. Haeberli / P. Möschi in diesem Heft) Das bip hat drei Hauptziele: Gewalt stoppen, Opfer schützen und Täter zur Verantwortung ziehen.

■ **Gewalt stoppen:** Häusliche Gewalt wird als Gewaltdelikt anerkannt. Die betroffenen Frauen können sich darauf verlassen, dass sie Hilfe finden – bei der Polizei, beim Gericht oder bei privaten Institutionen.

■ **Opfer schützen:** Die Opfer von häuslicher Gewalt werden konsequent vor weiterer Gewalt geschützt, auch vor ange drohter. Die betroffenen Frauen erhalten unmittelbar fachgerechte Unterstützung.

■ **Täter zur Verantwortung ziehen:** Häusliche Gewalt hat Folgen. Der Täter hat Sanktionen zu gewährleisten. Er muss zum Beispiel die Wohnung verlassen oder bekommt ein Quartierverbot.

Finanzierung

Das bernische Stadtparlament hat für die Realisierung des bip einen Kredit in der Höhe von 260 000 Franken über drei Jahre gesprochen. Damit wird eine externe Projektleiterin entschädigt, Grundlagematerial erarbeitet und es werden konkrete Massnahmen umgesetzt. Vorgesehen ist, dass der Kanton Bern ebenfalls einen Kredit für das bip spricht, damit eine zweite Projektleitungsperson finanziert werden kann.

Struktur des bip

Stadt und Kanton Bern haben verwaltungsinterne Projektorganisationen eingesetzt, die die Arbeiten des gemeinsamen Runden Tisches vorbereiten. Sie setzen sich aus Vertreterinnen und Vertretern aller Direktionen zusammen.

Am Runden Tisch, dem Kernstück des bip, treffen sich Verantwortliche von Polizei, Justiz, Sozialdiensten, Fachorganisationen und weiteren Institutionen auf städtischer und kantonaler Ebene, um gemeinsam Interventionsstrategien auszuhandeln. Dazu ist ein vernetztes Vorgehen aller Beteiligten nötig. Nur durch ein gemeinsames, klares und koordiniertes Vorgehen kann eine Veränderung der Einstellung von staatlichen Stellen gegenüber häuslicher Gewalt erreicht werden.

Sowohl der Gemeinderat der Stadt Bern wie auch der Regierungsrat des Kantons Bern haben Vertreterinnen und Vertreter ernannt, die sich am gemeinsamen Runden Tisch treffen. Es handelt sich dabei um Mitglieder der Stadt- und Kantonspolizei, der Opferhilfe, der Sozialdienste, der Frauenhäuser, der Justiz und der städtischen und kantonalen Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann. Der Runde Tisch wird durch die Projektleiterin des bip gemeinsam mit den Institutionen vorbereitet und durch einen externen Moderator geleitet. Der erste Runde Tisch des bip findet anfangs September 2000 statt.¹

Schwerpunkte der Tätigkeit der Projektleiterin des bip sind die Planung, Organisation und Begleitung der Sitzungen des Runden Tisches, die Öffentlichkeits- und Vernetzungsarbeit, Weiterbildungen, die Zusammenarbeit mit den am Runden Tisch beteiligten Institutionen, die Koordination einer 24-h-Anlaufstelle für betroffene Frauen sowie die Täterarbeit.

Perspektiven und Weiterentwicklung des Projekts

Das bip konnte und kann auf den Erfahrungen der anderen, länger bestehenden Interventionsprojekte aufbauen. So wurde gestützt auf die Erfahrungen in Zürich bereits von Anfang an das Fürsorgeamt der Stadt Bern am Runden Tisch



einbezogen, da dieses bei der Konzipierung einer 24-h-Anlaufstelle von zentraler Bedeutung ist.

Im Bereich der Männerarbeit wurde ein Konzept für eine Beratungsstelle Männergewalt erarbeitet. Anders als die bestehenden Interventionsprojekte geht dieses Konzept davon aus, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen Gewalttätigkeit für die Täter auf freiwilliger Basis erfolgen muss. Im bip herrschte von Anfang an die Überzeugung, dass einzig Freiwilligkeit zur Übernahme von Verantwortung für die Gewalttat führen kann.

Das bip baute von Anfang an stark auf der Vernetzung und konkreten direkten Zusammenarbeit auf. Dies hat sich bewährt. So hat insbesondere die seit längerem bestehende intensive Zusammenarbeit mit der Stadtpolizei zu ersten Resultaten im Aus- und Weiterbildungsbe- reich geführt. Dies sollte weitergeführt werden.

Weitere konkrete Resultate wird der Runde Tisch bringen. Hier wird sich auch zeigen, ob sich die Zusammenarbeit von Stadt und Kanton bewährt.¹

Kontaktadresse:

Berner Interventionsprojekt gegen
häusliche Gewalt bip
Postfach 683
3000 Bern 8
Tel. 031 321 62 99
Fax 031 321 62 93
interventionsprojekt@bern.ch

Anmerkungen

¹ Dieser Beitrag wurde im Sommer 2000 geschrieben, deshalb können zum Runden Tisch noch keine weiteren Angaben gemacht werden.

**Regula Mader, Fürsprecherin, ist Reglerungs-
statthalterin des Amtsbezirkes Bern. Sie war bis
Ende Mai 2000 Leiterin der Fachstelle für die
Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern.**

In whose interests?

Lessons for inter-agency responses to domestic violence from international research and practice

Speech given at the Violence in Daily Life and Organized Crime Programme Conference, Basel, March 27, 2000

by LIZ KELLY

I am honoured to have been invited to speak to you today. I have learnt much about Switzerland recently, and am acutely aware of the considerable differences in how national, regional and local policy develops between here and the UK, let alone elsewhere. But I also know that some of the fundamental issues with respect to violence against women, and domestic violence in particular, transcend locality; they have resonances across contexts and continents. My intention today, therefore, is to present some of the lessons we all need to be mindful of when attempting to develop more coherent and consistent responses. This paper begins explaining my title, briefly explores some key research findings, then explores what the terms inter-agency and coordination mean, offers some international examples and concludes with several key lessons and messages. For those of you who can read English I recommend two books published at the end of 1999 (Harwin et al. 1999; Shepard and Pence 1999) which offer detailed considered reflections on my topic.

The question in my title – «in whose interests?» – draws attention to the purpose of inter-agency responses. This may seem like a rhetorical question; surely it is obvious that they are in the interests of women and children seeking protection and safety and in the interests of institutions responsible for aspects of public and social provision. But one of the lessons we have learnt already today is that institutions have their own logics; that lived experience can be lost, fragmented, re-defined through institutional rules, procedures and interests. Coordination is now the guiding principle in the UK strategy on gender violence published last year (Women's Unit, 1999) and has been highlighted in many international policies; but we must be mindful of the fact that inter-agency work and coordination are tools, a strategy, not an end in themselves.

When reform efforts focus on coordinating the system rather than on building safety considerations into the infrastructure, the system could actually become more harmful to victims than the previously unexamined system. (Pence and McDonnell, 1999, p. 41)

Prof Jalna Hanmer made another criti-

cally important point at the most recent EU Experts conference¹: that inter-agency work can only be as good as the practice of each individual institution. Coordination of patchy and poor services will produce little of use to abused women. In a research project on police responses we have called the lack of consistency a «lottery», dependent on what area of the country you live in, what time of day you report and the individuals of officers you encounter (Kelly 1999). DAIP in Duluth, USA have a similar analysis when they talk about lack of coordination meaning that abused women are forced to play Russian roulette. Underpinning the call for coordination, therefore, is an expectation of improved policy and practice across a range of institutions; to ensure appropriate, quality, effective and consistent responses to women, men and children, and that a message is given to the whole community that it is no longer acceptable for domestic violence to be tolerated, minimised or excused.

Rooting responses in what we know

One of the important lessons we have learnt in the UK, and can be seen elsewhere, is the crucial role played by research. Prevalence research has demonstrated the scale of domestic violence, qualitative studies have increased our understanding of its dynamics, complexity and impacts on women and children. Evaluative research has enabled exploration of the intended and unintended consequences of legal reform and other kinds of intervention. The current UK government is committed to what it calls «evidence based» social policy; implementing policies and projects which can be shown to have, or be likely to, make a difference. To this end it commissioned 12 reviews of what we know about domestic violence last year, which will be published as a volume later this year. Summaries, however, have been already published to inform applications for £6 million in the flagship Crime Reduction Programme.

There are a number of consistent findings within international research which should inform discussions about inter-agency and coordinated responses:

- most women first approach friends and family for support (McGibbon et al., 1989; Stanko et al., 1998);
- ending violence involves complex emotional and practical processes (Davies, 1998; Kirkwood, 1994);
- what women want and need changes, from support and advice, to intervention to stop violence, to safe separation (Davies, 1998; Kelly 1999, Kirkwood, 1994);
- women often contact 8–15 agencies before they get appropriate and effective help (Domini and Radford, 1996; Henderson, 1999; Mullender 1996);
- many more women access the police and medical services than shelters and women's organisations (Johnson 1996; Mirrlees-Black and Byron, 1999);
- shelters and women's advocacy groups receive the highest ratings from abused women of all institutions (Domini and Radford, 1996; McGibbon et al. 1989);
- many institutions have contact with domestic violence, but few record it systematically, have policies, or know which other agencies are involved (BMA, 1998; Crisp and Stanko, forthcoming; Kelly, 1996a; Stark and Flitcraft, 1996);
- separation does not end violence, for a significant minority of women it increases in frequency and severity, most domestic homicides occur when women have separated or made the decision to (Johnson 1996; Kelly and Humphreys, forthcoming; Wilson and Daly, 1991);
- women and children resent losing their homes, possessions and communities in order to be safe (Davies, 1998; Mullender et al. 1999);
- most interventions have focused on supporting victims, few target perpetrators, the majority of whom still escape sanction (Burton et al., 1998; Kelly, 1999; Shepard and Pence, 1999);
- re-active crisis intervention predominates, with limited pro-active, let alone preventative approaches (Kelly and Humphreys, forthcoming).

These findings confirm that two principles need to underpin all interventions and policies: safety for victims and accountability for offenders. Whilst there is no single route to achieving these goals, if we are to connect reform in what we know, and what we continue to learn, everyone has to be willing to re-think, to



question previous orthodoxies. Indeed inter-agency work itself necessitates forms of openness, a willingness to consider the practical limits and barriers to change within each institution and to explore ways these might be overcome. Much dialogue between institutions has been limited to critique and/or deflection: it is always the fault of someone else that the system fails women and children. Inter-agency can only begin between institutions which recognise that they are part of the problem, and which agree to share a collective responsibility improve.

Of concepts and clarity

As a sociologist I pay a lot of attention to concepts and definitions, they also play a critical part in the policy and practice of institutions. For example, in the UK whether the police define a situation as a «domestic incident» (one where no crime has been committed) and «domestic violence» (where a crime has been committed) determines their response; yet police officers do not agree amongst themselves where the boundary between one and the other lies (Kelly, 1999). Equally if social workers understand a case as only concerning child protection, or as one where both child and woman abuse is occurring, will affect what intervention they see as necessary (Kelly 1996b; Humphreys and Mullender, 1998).

In the literature inter-agency and coordination are often used interchangeably, and are seldom defined; as if their meaning were obvious. But what they refer to are, in fact, many different forms of intervention. This lack of clarity is a recurring theme in a book of essays on inter-agency responses published last year (Harwin et al. 1999). Whilst there is no one approach, UK government guidance issued in 1995 (Home Office, 1995) said virtually nothing about the form, structure and purpose of the local inter-agency domestic violence forums (called coordinating committees in other parts of the literature) which it promoted. There are now over 300 of these groups, with varying memberships and tasks. Some have acted as powerful catalysts for change, others have done little other than produce a leaflet, and still others have acted as a smokescreen, disguising the fact that in terms of service provision little if anything has changed (Hague et al., 1996).

It seems, therefore, that some thinking which enabled conceptual clarity might be helpful and fruitful.

Inter-agency

This covers ongoing connections be-

tween two or more institutions, the term multi-agency refers to the same processes, but implies a larger membership.

The links can be semi-formal or formal. They may take place through a project, like the Swiss intervention projects and Duluth, and/or through specific structures such as the local forums/coordinating committees now common throughout the UK.

Inter-agency is a mechanism for the creation of networks and communication between institutions.

Coordination

This as a task/ambition to create coherent, connected and consistent responses across a range of institutions. Inter-agency work need not focus on coordination, although it is one potential – and many would argue vital – outcome of it.

Integration is an even stronger concept, suggesting a merger of policy and practice. In the UK, and a number of other countries «integrated» is also used when the aim is to connect responses to all forms of violence against women, not only domestic violence. The one international example of this is Spain's current strategy of establishing neighbourhood women's centres which respond to all forms of violence against women and have all the professionals and expertise – legal, medical, economic – in one accessible location.

There are many, many models of inter-agency and/or coordination. The most important distinction seems to be between independent projects which act as the coordination point, and committees or forums which are supposed to achieve this through networking. Thus far the evidence we have suggests that it is projects which attain the most extensive and sustained results. Even here though there are variations, with Intervention Projects working with a model of system advocacy – focusing on establishing detailed policies and protocols and then monitoring their impact – and smaller scale projects which use case advocacy – coordinating responses for individual women, and through this highlighting areas where change is necessary.

So, there are a variety of routes through which coordination can be achieved, and different levels at which they operate. Advocacy, however, appears to play a key role in the most effective models. Advocacy emphasises access to resources and remedies in terms of rights, citizenship and human rights; the right to protection from abuse, equality of access quality services, and redress from imbalances of power (Kelly and Humphreys, forthcoming).

In the next section some interesting and effective examples of the inter-agency work and coordination are presented, selected to illustrate the range of methods and approaches, as well as a variety of institutional locations. It must be said, however, at this point that in developed countries most attention has been paid to coordination within the justice system: the police, prosecution and courts.

Some international examples

Area 8, Dublin, Ireland

This is a social work team (in the UK and Ireland, and other jurisdictions, social work focuses mostly on child protection, mental health and disability, income maintenance is dealt with by a separate institution) in a deprived area of the city. The inter-agency aspect was an alliance between the team, the shelter, a perpetrator programme and trainers. Over a period of six months all the social work team attended a series of training courses including one on the links between child abuse and domestic violence and one on what work with perpetrators tells us. The team then spent time debating in the light of what they now knew what «good practice» would be, and shifted their perspective through recognition that woman protection can be the best form of child protection. The local shelter, which had been very critical of previous practice, now views the team as a vital local resource which works with women to enable them to create safety for themselves and their children. The process continues with the team now working with probation to ensure that perpetrators are responded to locally.

AWAKE, Boston, USA

Action for Women and Kids in Emergencies (AWAKE) links domestic violence advocates and health workers. It began from a recognition of the connections between child abuse and domestic violence, and that protecting children was often best achieved through protecting their mothers. A skilled domestic violence advocate worked in the hospital paediatric department; her responsibilities were to work directly with women and act as a trainer and consultant to the paediatric staff. Evaluation of the project by both women and medical personnel was extremely positive. The scheme was extended in 1994 to include outreach into deprived communities and with pregnant adolescents. The forms of support offered include: crisis intervention; risk assessment and safety planning; individual and group support; legal advice and advocacy.



DVM, London, UK

Domestic Violence Matters (DVM) based five civilian support workers in a police station to follow up police responses. Based on the theory of «crisis intervention» – that a crisis is a point where change is possible – the aim was to be in contact within 24 hours and for the project to offer emotional support, advice and advocacy thus enabling the police to focus on investigating the crime. Again we see a connection between an institution and domestic violence advocates. The evaluation (Kelly, 1999) showed that the service being available «out of hours» (20 hours a day, 7 days a week) mattered to many women. The project was also effective in reducing repeat victimisation and in their role as case advocates, coordinating local responses for individuals. Their case advocacy, because it involved so many individuals (over 1200 in 30 months) prompted change in other institutions.

Perpetrator programmes

Most perpetrator programmes work with an inter-agency model, having strong links with police, probation, courts and shelters. The extent and content of these links vary, however. Many women's advocates have expressed misgivings about such programmes, especially when they do not make increasing women and children's safety their priority. This is the form of provision which has been subject to the most evaluation in Australia, UK and USA, but the results are equivocal. A recent review argues that it is virtually impossible to say what works because of the variety in programmes themselves and what measures are used of success (Bennett and Piet, 1999)². Two research projects have highlighted that where there is linked support for women, however, perpetrators programmes may offer not just this to abused women, but also a clear message that they are not at fault, and create a window of opportunity for them to separate safely (Austin & Dankworth, 1999; Burton et al. 1998). Even if the success rates are equivocal (ranging between 30–70%) this is one form of provision which specifically targets perpetrators and demands that they take responsibility for their behaviour. Some projects are also developing models of risk assessment, which enable courts to have additional information when considering the disposal of cases.

Domestic Violence Courts

These now exist in a number of jurisdictions in North America, and the first has been established in the UK in Leeds. They require coordination across a num-

ber of levels of the justice system, and often connect aspects of criminal and civil law, especially prosecution and orders of protection. The intention is to create greater consistency between judges and magistrates, through providing access to all aspects of the case, its history, not just the most recent event. They also endeavour to reduce the number of times women have to go to court to resolve aspects of their legal situation. The most well known example is in Winnipeg, Canada and a detailed evaluation by Jane Ussel (1996) reveals that specialisation by judges and prosecutors has raised the standard of case preparation and decision making. This in turn has prompted better evidence gathering by the police, and greater willingness to arrest and lay charges. This is just one example of the way in which ripples of change can move through linked institutions. The converse is also the case, if change is confined to one institution its impact will be limited if the next stages in the process remain unaffected.

Co-ordinating committees / inter-agency forums

I have already noted that there are many different examples of this, but they are now considered a vital component in responses to domestic violence in the UK, USA and Australia. In the latter two cases considerable resources have been made available to ensure they fulfill a coordinating function. UK research has shown that resources are one of the key factors in ensuring effectiveness, especially to enable the participation of women's NGOs (Hague et al., 1996). The best examples act as both catalysts and watchdogs: discovering gaps in services and finding ways to fill them, and attempting to ensure that participating institutions are complying with agreed protocols. Currently, very few in the UK are working with long term strategic plans, and many are seen as «talking shops», creating an illusion of improved responses.

Some key questions have emerged:

■ **Membership.** *Should it be wide and inclusive, or limited to senior managers those with the power to create change?* Broad membership can spread the message, but is seldom effective in completing tasks, whilst managers are seldom aware of the practical realities which face either front line workers, or women and children suffering domestic violence. One method to include both involves developing sub-groups which have specific tasks to complete.

How can reluctant institutions (in the UK health and education) be recruited? The lack of involvement of key institutions prevents full coordination.

■ **Power.** *How is power within and between institutions dealt with?* If this issue is not addressed explicitly traditional status hierarchies are reproduced, and the groups with the most skill and knowledge, usually women's NGOs, are marginalised, as is an understanding of how central gender is to understanding domestic violence (Harwin et al., 1999).

■ **Defensiveness.** *How can members be enabled to communicate in an open and honest way?* Some kind of trust needs to develop, but there may be long histories of distrust to overcome. The practice in Duluth (Shepard and Pence, 1999) suggests that meetings with each agency to resolve difficulties is more effective than exposing them to criticism in a large public gathering. Also working with a «problem solving» framework invites all participants to contribute to a change process.

■ **The role of individuals.** *What is the role of individuals in institutional change?* Many of the most effective projects and networks contain individuals who provide much of the vision and drive for change. The question remains how to harness their contribution, without the enterprise becoming reliant on their continued involvement.

Key lessons

There are many lessons within the research and literature on inter-agency and coordinated responses, here I note a few of the most important.

Time needs to be spent on establishing a shared philosophy for the group or project, it needs to be something which everyone can support and where no-one feels they are having to give up fundamental principles. Enhancing the safety of victims and ensuring accountability of perpetrators appears to enable many dissimilar groups to unite. A vital component in this process is valuing and enabling the participation of women's organisations, who have a long history of being advocates for abused women and children. Nicola Harwin, the national coordinator of the shelter network in England describes this process:

Making the transition from a critical and defensive position, which less powerful individuals and organisations within a community are often forced to adopt, to one of developing new forms of joint working whilst still maintaining a challenging and feminist perspective on the issues has, therefore, been a difficult process for many activists, but for many it has been an empowering and worthwhile enterprise (Harwin et al., 1999, p. 29)

Ensuring that current responses and proposed changes reflect the agreed philosophy, requires ongoing monitoring



and evaluation. This ranges from requiring institutions to develop accurate data recording systems and making their data public, to using case studies in joint training and discussions, through to examples from the US where groups of women who have used the system recently and front line workers are regularly convened to assess both current problems and proposed solutions.

We try things out. If it works to protect women or to keep men from using violence again we keep it. If it doesn't or it backfires and makes things worse we jettison it. (Duluth police officer in Harwin et al., 1999, p. 150)

One of the lessons we have learnt from two evaluations (Burton et al., 1998; Kelly 1999) is that some of the principles developed in the shelter movement may need re-thinking. One has been that support should be provided when women seek it, and the other is self-help and self-determination. Abused women's evaluations of pro-active intervention – where the project makes contact, and attempts to invite women into support at an earlier point – is that they welcome this, even though some may initially insist they do not need it. Also certain groups of women are less likely to access support, and outreach methods are needed to reach them. One project uses a method called «safety planning» (Davies 1998), which whilst recognising women's agency in coping and surviving, also takes account of the fact domestic violence saps women's energy and confidence. This method involves enabling women to confront the danger and damage of the abuse. Women report that whilst initially disconcerting, the honesty and explicitness was often a turning point for them in reassessing the dangers they had previously minimised. Advocacy is different in significant ways from self-help, since it involves working with someone to discover their needs, and then acting as their representative in negotiations with institutions to ensure that they are afforded what they are entitled to. Abused women appear to value someone taking the responsibility liaison with complex and confusing systems of their behalf.

One of the profound new lessons in the most recent book on Duluth (Shepard and Pence, 1999) is that institutional change and coordinated responses are as much about the routine details of how practice is organised through rules, procedures and forms as the awareness and attitudes of workers. It is not enough to think differently, professionals have to act differently.

Training wasn't going to do it. We've had to push for written policies and protocols that provide some kind of standard of response. She calls 911 and from then 'till she is done with

the whole mess there could easily be 30 or 40 people who have something to do with her case. In a city like ours several hundred different people get involved in some part of a case. Without some fairly clear guidelines as to what are acceptable responses and what are not, we are going to be all over the map in what we do. (Legal advocate cited in Shepard and Pence, p. 17)

The practice of institutional audits arises from recognition that institutional logics are embedded in rules, procedures and forms, and it is through these routines that domestic violence is lost or women's experience fragmented. This practice requires asking of every step in an institutional process: will this increase safety for women?; will it increase the possibility of a conviction?; will it help coordination? The ambition is to reach a point where case files connect to women's lives and realities rather than institutional imperatives. Case files and institutional data systems should become resources which enable rapid identification of repeat victimisation, assessment of dangerousness and awareness of which other agencies are involved.

One recurring lesson is that creating community support for abused women and children and community sanction for perpetrators both provides a context in which institutional change is enhanced and enables consistent messages to extend beyond those institutions which are perceived as having specific responsibilities for responding to domestic violence. This can be particularly important for rural communities and for those who rely for support and guidance on religious organisations, or specialist provision for disabled people, the elderly, refugees and young people. The message here is to find creative ways of extending the networks as far as possible.

Final thoughts

One of the things I have learnt over the last 25 years is that there are no simple easy solutions to domestic violence. We need to remember that the origins of this work was listening to women, and we need to listen again to what women and children are telling us. Women in the two evaluations we recently conducted (Burton et al. 1998; Kelly, 1999) were asked what, if anything, made a difference for them in the responses of the projects. What women talked about was not integrated or coordinated responses, but the clear messages that they got: naming violence; being told it was not their fault; and especially that they deserved something better. There are simple lessons here for every individual and institution: it is possible to use the powers and re-

sources you have to communicate these clear and simple messages, to minimise the responsibility women take and maximise that demanded of perpetrators.

I want to end with the words of a friend and colleague, Robyn Holder, who pioneered coordination in West London, and who is now undertaking a similar task in Canberra, Australia.

To engage in inter-agency work on domestic violence requires heart, courage and risk taking. Risks to one's assumptions about other people and organisations, risks to one's own beliefs about the world and how it operates and risks to one's own sense of rightness, professionalism and competence. Making alliances with unlikely people and agencies is also risky. It is in these alliances, however «unholy», that much potential lies.

If the point of inter-agency work lies in its potential for institutional change, the point of institutional change is to make the lives of women and children safer. (Robyn Holder, in Harwin et al., 1999, p. 126)

Notes

- 1 Jyvaskyla, Finland, November 1999.
- 2 Success can be measured through repeat calls to the police, assessments by programme facilitators, self-reports by the men themselves, and reports by current and ex-partners, either singly or in combination. A further complication is that whilst a significant proportion of men who complete programmes decrease their use of violence, almost all programmes have very high drop-out rates (around 50%). If you only include completers the «success» rate will be much higher than if they are calculated on the basis of all those accepted onto the programme.

References

- Austin, J. & Dankwort, J., 1999, The impact of a batterers' program on battered women, in: *Violence Against Women*, 5:1, 25–42.
- Bennett, L. & Piet, M., 1999, Standards for batterer intervention programs: In whose interest?, in: *Violence Against Women*, 5:1, 6–24.
- Breckenridge, Jan and Laing, Lesley, 1999, *Challenging Silence: Innovative Responses to Sexual and Domestic Violence*, St Leonards NSW, Allen and Unwin.
- British Medical Association, 1998, *Domestic Violence: A Health Care Issue?*, London, Chameleon Press.
- Burton, S.; Regan, L. and Kelly L., 1998, *Supporting Women and Challenging Men: Lessons from the Domestic Violence Intervention Project*, Bristol, Policy Press.
- Crisp, Debbie & Stanko, Elizabeth, forthcoming, *Domestic violence: measuring and monitoring costs and needs*, in: J. Taylor Browne (ed.), *Reduc-*



- ing Domestic Violence: What Works?, London, Home Office.
- Davies, G., Lyon, E. and Monti-Catania E., 1998, *Safety Planning with Battered Women: Complex Lives/Difficult Choices*, Thousand Oaks, Sage.
- Domini, Nicola and Radford, Lorraine, 1996, *Domestic Violence in Surrey: Developing Effective Inter-Agency Response*, Surrey County Council and Roehampton Institute.
- Edwards, Susan, 1998, *Is Change Possible? An Exploration of the Applicability of Duluth Principles of Inter-agency Coordination in the UK Response to the Crime of Domestic Violence*, London, Hammersmith and Fulham Community Safety Unit.
- Glass, Dee Dee, 1995, *All my Fault*, London, Virago.
- Grace, Sharon, 1995, *Policing Domestic Violence in the 1990s*, Home Office Research Study 139, HMSO.
- Hague, Gill; Malos, Ellen and Dear, Wendy, 1996, *Multi-agency Work and Domestic Violence*, Bristol, Policy Press.
- Harwin, N., Hague, G. and Malos, E., 1999, *The Multi-Agency Approach to Domestic Violence: New Opportunities, Old Challenges*, London, Whiting and Birch.
- Henderson, Sheila, 1999, *Service Provision to Women Experiencing Domestic Violence in Scotland*, Edinburgh, Scottish Office Central Research Unit.
- Home Office, 1995, *Inter-agency co-ordination to tackle domestic violence*, London, HMSO.
- Humphreys, Cathy and Mullender, Audrey, 1998, *Domestic Violence and Child Abuse: Policy and Practice Issues for Local Authorities and Other Agencies*, London, Association of Local Government.
- Kelly, Liz, 1996a, *When woman protection is the best kind of child protection: children, domestic violence and child abuse*, in: *Administration* 44:2, 118-135.
- Kelly, Liz, 1996b, *Tensions and possibilities: enhancing informal response to domestic violence*, in: J. Edelson and Z. Eisocovits (Eds), *Future Interventions with Bartered women and their families*, Thousand Oaks, Sage.
- Kelly, Liz, 1999, *Domestic Violence Matters: An Evaluation of a Development Project*, Home Office Study 188, London, The Stationary Office.
- Kelly, Liz and Humphreys, Cathy, forthcoming, *Supporting women and children in their communities: outreach and advocacy approaches to domestic violence*, in: J. Taylor Browne (ed.), *Reducing Domestic Violence: What Works?*, London, Home Office.
- Kirkwood, C., 1994, *Ending Violent Relationships*, London, Sage.
- McGibbon, Alison; Cooper, Libby and Kelly, Liz, 1989, *What Support?: An Exploratory Study of Council Policy and Practice and Local Support Services in the area of Domestic Violence within Hammersmith and Fulham*, Council Community and Police Committee.
- Mirrlees-Black, C. and Byron, C., 1999, *Domestic Violence: Findings from the New British Crime Survey Self-Completion Questionnaire*, London, Home Office Research Study 192.
- Pence, Ellen and McDonnell, Coral, 1999, *Developing Policies and Protocols*, in: Shepard M. and Pence, E., 1999, 41-64.
- Plotnikoff, Joyce and Wolfson, 1999, *Policing Domestic Violence: Effective Organisational Structures*, London, Home Office, Police Research Series Paper 100.
- Mullender, Audrey, 1996, *Re-thinking Domestic Violence*, London, Routledge.
- Mullender, Audrey et al., 1999, *Children's Needs, Coping Strategies and Understandings of Woman Abuse*, Final report to the ESRC, Warwick University.
- Sen, P., 1998, *A Basket of Resources: Women's Resistance to Domestic Violence in Calcutta*, PhD thesis, Sociology Dept, Bristol University.
- Sen, P., 1998, *Searching for routes to safety: a report on the needs of ethnic minority women dealing with domestic violence*, London, Camden Equalities Unit.
- Shepard, M. and Pence, E., 1999, *Coordinating Community Responses to Domestic Violence: Lessons from Duluth and Beyond*, London, Sage.
- Stanko, Betsy et al., 1998, *Counting the Costs: Estimating the Impact of Domestic Violence in the London Borough of Hackney*, Bristol, Crime Concern.
- Stark, Evan and Flitcraft, Anne, 1996, *Women at Risk: Domestic Violence and Women's Health*, California, Sage.
- Women's Unit, 1999, *Living Without Fear: An Integrated Approach to Tackling Violence Against Women*, London, The Cabinet Office.

Dr Liz Kelly is a feminist researcher and Director of the Child and Women Abuse Studies Unit at the University of North London, UK.



In wessen Interesse?

Was wir aus der internationalen Forschung und Praxis für die koordinierte Intervention bei Gewalt in Partnerschaften lernen können

Vortrag im Rahmen der Tagung des Nationalen Forschungsprogramms «Gewalt im Alltag und organisierte Kriminalität», Basel, 27. März 2000

von LIZ KELLY

Ich bedanke mich für die Einladung zu diesem Vortrag. In letzter Zeit habe ich viel über die Schweiz erfahren und ich bin mir bewusst, dass die politischen Prozesse auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene hier ganz anders ablaufen als in England oder andern Ländern. Doch ich weiss auch, dass einige der grundlegenden Fragen im Zusammenhang mit Gewalt gegen Frauen und speziell Gewalt in Partnerschaften nicht ortsabhängig sind, sondern in verschiedenen Umfeldern und auf allen Kontinenten diskutiert werden. Mir geht es heute darum, Ihnen ein paar Erkenntnisse vorzustellen, derer wir uns bewusst sein sollten, wenn wir sinnvolle und effiziente Interventionsstrategien entwickeln wollen. Ich beginne mit einer Erklärung zum Titel, stelle dann kurz wichtige Forschungsergebnisse vor, gehe auf die Begriffe Zusammenarbeit und Koordination zwischen Institutionen ein, bringe einige Beispiele aus dem Ausland und schliesse mit ein paar Schlüsselerkenntnissen und -botschaften. Denjenigen unter Ihnen, die Englisch lesen, empfehle ich zwei Bücher, die Ende 1999 erschienen sind und die mein heutiges Thema ausführlich behandeln (Harwin et al. 1999; Shepard und Pence 1999).

Die Frage in meinem Referatstitel – «In wessen Interesse?» – bezieht sich auf das Ziel der koordinierten Intervention. Sie mag Ihnen rhetorisch erscheinen; natürlich soll die Intervention zu Gunsten von Schutz suchenden Frauen und Kindern und im Sinne der für die öffentliche und soziale Sicherheit zuständigen Institutionen erfolgen. Doch wir wissen heute, dass Institutionen ihre eigene Logik haben, dass Lebenserfahrungen verloren gehen, zerstückt und durch institutionelle Regeln, Vorgänge und Interessen undefiniert werden können. In der letzten Jahr veröffentlichten Strategie der englischen Regierung gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis ist Koordination jetzt das Leitprinzip (Women's Unit, 1999), und auch in vielen internationalen Papieren wird ihre Bedeutung immer wieder hervorgehoben. Wir sollten uns jedoch bewusst sein, dass Zusammenarbeit und Koordination zwischen den Ins-

titutionen eine Strategie sind, also lediglich Mittel zum Zweck, und nicht Selbstzweck.

Wenn Reformbemühungen nur darauf ausgerichtet sind, das Vorgehen besser zu koordinieren anstatt mehr Sicherheitsüberlegungen in die Abläufe einzubauen, dann kann das den Opfern sogar mehr schaden als das alte Vorgehen. (Pence und McDonnell, 1999, S. 41)

Jalna Hanmer machte an der kürzlich abgehaltenen EU-ExpertInnenkonferenz eine andere kritische Anmerkung, nämlich dass das Zusammenspiel der Institutionen nur so gut sein kann wie die Arbeit jeder einzelnen Institution. Wenn schlechte und lückenhafte Dienstleistungen koordiniert werden, nützt das den geschlagenen Frauen wenig. In einem Forschungsprojekt über das Eingreifen der Polizei sprachen wir davon, dass das uneinheitliche Vorgehen für die betroffene Frau zur «Lotterie» wird: je nachdem, in welcher Region sie wohnt, zu welcher Zeit sie anruft und auf welchen Beamten sie trifft, fällt die Reaktion ganz anders aus (Kelly 1999). Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangte das DAIP in Duluth, USA; dort ist die Rede davon, dass die Frauen wegen der fehlenden Koordination russisches Roulett spielen müssen. Dem Ruf nach besserer Koordination liegt also die Erwartung zu Grunde, dass die Politik und das konkrete Vorgehen verschiedener Institutionen verbessert wird, dass ein angemessenes, effizientes und konsistentes Eingreifen möglich wird und die ganze Bevölkerung die Botschaft erhält, dass Gewalt in der Familie nicht mehr toleriert, bagatellisiert oder entschuldigt wird.

Interventionsstrategien müssen auf Forschungsergebnisse abgestützt werden

Etwas Wichtiges, das wir in England erkannt haben und auch anderswo beobachtet werden kann, ist die entscheidende Bedeutung der Forschung. Die Prävalenzforschung hat das Ausmass der häuslichen Gewalt aufgezeigt, dank qualitativer Studien wissen wir mehr über die Dynamik und Komplexität der Gewalt und ihre Auswirkungen auf Frauen und Kin-

der. Mit Wirkungsforschung konnten die beabsichtigten und unbeabsichtigten Auswirkungen von Gesetzesreformen und anderen Massnahmen untersucht werden. Die gegenwärtige englische Regierung ist der sogenannten «evidence based» Sozialpolitik verpflichtet; d.h. sie ergreift Massnahmen und führt Projekte durch, die sichtbare Auswirkungen haben oder haben sollten. Zu diesem Zweck hat sie letztes Jahr 12 Übersichten über den Forschungsstand im Bereich der häuslichen Gewalt erstellen lassen, die im Verlauf dieses Jahres in einem Sammelband publiziert werden. Zusammenfassungen davon wurden bereits veröffentlicht, um Projekte für 6 Millionen Pfund im Rahmen des Vorzeigeprogramms zur Verbrechensbekämpfung zu begründen.

Es gibt in der internationalen Forschung einige übereinstimmende Resultate, welche bei der Diskussion um institutionelle Zusammenarbeit und koordinierte Intervention berücksichtigt werden sollten:

- Die meisten Frauen suchen zuerst bei Freundinnen und Familienangehörigen Hilfe (McGibbon et al., 1989; Stanko et al., 1998);
- Um Gewalt zu beenden, sind komplexe Entwicklungen auf der Gefühls- und auf der Handlungsebene nötig (Davies, 1998; Kirkwood, 1994);
- Die Bedürfnisse der Frauen ändern sich; zuerst brauchen sie Unterstützung und Beratung, dann muss eingegriffen werden, um die Gewalt zu stoppen, dann muss eine gefahrlose Trennung sichergestellt werden (Davies, 1998; Kelly 1999, Kirkwood, 1994);
- Frauen wenden sich oft an 8 bis 15 Institutionen, bis sie angemessene und wirksame Hilfe erhalten (Domini und Radford, 1996; Henderson, 1999; Mullender 1996);
- Bei der Polizei und bei den Gesundheitsdiensten melden sich sehr viel mehr Frauen als bei Frauenhäusern und Frauenberatungsstellen (Johnson 1996; Mirrlees-Black und Byron, 1999);
- Von allen Institutionen betreuen Frauenhäuser und Frauenberatungsstellen den höchsten Anteil an gewaltbetroffenen



Frauen (Domini und Radford, 1996; McGibbon et al. 1989);

■ Viele Institutionen kommen in Kontakt mit häuslicher Gewalt, doch nur wenige erfassen sie systematisch, haben klare Strategien oder wissen, welche andern Stellen ebenfalls involviert sind (BMA, 1998; Crisp und Stanko, in Vorbereitung; Kelly, 1996a; Stark und Flitcraft, 1996);

■ Gewalt wird durch eine Trennung nicht beendet, eine bedeutende Minderheit der Frauen erfährt nach der Trennung sogar häufiger und heftigere Gewalt, und die meisten Morde an Ehefrauen werden begangen, nachdem sich die Frau zur Trennung entschlossen hat (Johnson 1996; Kelly und Humphreys, in Vorbereitung; Wilson und Daly, 1991);

■ Frauen und Kinder leiden darunter, dass sie um ihrer Sicherheit willen ihr Heim, ihren Besitz und ihre Umgebung aufgeben müssen (Davies, 1998; Mullender et al. 1999);

■ Die meisten Interventionen zielten bis jetzt darauf ab, die Opfer zu schützen, nur wenige auf die Täter, die mehrheitlich von Sanktionen verschont bleiben (Burton et al., 1998; Kelly, 1999; Shepard und Pence, 1999);

■ Reaktive Krisenintervention steht im Vordergrund, proaktive ist selten und von präventiven Massnahmen kann kaum die Rede sein (Kelly und Humphreys, in Vorbereitung).

Diese Forschungsergebnisse bestätigen uns, dass alle Interventionen und Massnahmen von zwei Grundprinzipien geleitet sein müssen: Sicherheit für die Opfer und Zur-Verantwortung-Ziehen der Täter. Es gibt nicht den einzigen richtigen Weg zu diesem Ziel, und wenn wir unsere Reformbestrebungen auf das abstützen wollen, was wir über das Problem wissen und laufend dazulernen, dann müssen alle Beteiligten bereit sein, bisherige Wahrheiten zu überdenken und in Frage zu stellen. Tatsächlich verlangt die Zusammenarbeit der Institutionen eine bestimmte Offenheit, die Bereitschaft, die praktischen Grenzen und Hindernisse für Veränderungen innerhalb jeder Institution zu erkennen und nach Wegen zu suchen, wie sie überwunden werden können. Viele Diskussionen zwischen Institutionen beschränkten sich auf gegenseitige Kritik und/oder Ablenkungsmanöver: es ist immer die Schuld der andern, wenn Frauen und Kinder nicht geschützt werden können. Die interinstitutionelle Zusammenarbeit ist nur möglich zwischen Institutionen, die sich selbst als Teil des Problems sehen und sich mitverantwortlich fühlen für Verbesserung.

Konzepte und klare Definitionen

Als Soziologin sind mir Konzepte und Definitionen wichtig; sie spielen aber auch bei den Strategien und der Arbeitsweise der Institutionen eine wichtige Rolle. In England zum Beispiel ist entscheidend für das Eingreifen der Polizei, ob diese eine Situation als «häuslicher Vorfall» («domestic incident»), bei dem keine Straftat begangen wurde) oder als «häusliche Gewalt» («domestic violence», mit Straftat) einstuft; die Polizeibeamten sind sich jedoch nicht einig, wo die Grenze zwischen den beiden Situationen liegt (Kelly, 1999). Und ob die Sozialarbeiterin einen Fall ausschliesslich als Kinderschutzfall sieht oder als Fall, in dem das Kind und die Frau betroffen sind, ist entscheidend für die zu treffenden Massnahmen (Kelly 1996b; Humphreys und Mullender, 1998).

In der Literatur werden interinstitutionelle Zusammenarbeit und Koordination oft als austauschbare Begriffe gehandelt und selten definiert – als ob ihre Bedeutung offensichtlich wäre. Tatsächlich werden damit aber sehr unterschiedliche Formen der Intervention bezeichnet. In einer im letzten Jahr veröffentlichten Essaysammlung über koordinierte Intervention taucht diese mangelnde Klarheit immer wieder als Thema auf (Harwin et al. 1999). Zwar gibt es nicht den einzig richtigen Weg, doch in ihrer 1995 veröffentlichten Orientierung äusserte sich die englische Regierung eigentlich überhaupt nicht zu Form, Struktur und Zielsetzung der lokalen interinstitutionellen Foren zu häuslicher Gewalt (manchmal auch Koordinationskomitees genannt), welche sie lancieren und fördern wollte (Home Office, 1995). Heute gibt es über 300 solcher Gruppen, mit unterschiedlichen Zusammensetzungen und Aufgaben. Manche haben viel verändern können, andere haben kaum mehr gemacht als ein Faltblatt herauszugeben, und wieder andere dienten mehr als Feigenblatt, um zu verschleiern, dass am Hilfsangebot kaum etwas geändert wurde (Hague et al., 1996).

Ein paar Gedanken zur Begriffsklärung könnten also durchaus nützlich und fruchtbar sein.

Interinstitutionelle Zusammenarbeit (inter-agency)

Dieser Begriff meint, dass zwei oder mehr Institutionen ständig miteinander in Kontakt stehen; der Begriff multi-agency bezeichnet dasselbe, aber mit einer grösseren Zahl von Beteiligten.

Die Kontakte können halb-offiziell oder offiziell sein. Sie können in ein Projekt eingebettet sein, wie in den Schweizer Interventionsprojekten oder

in Duluth, und/oder durch spezielle Strukturen vermittelt werden wie in den inzwischen überall in England üblichen lokalen Foren oder Koordinationskomitees.

Interinstitutionelle Zusammenarbeit dient der Schaffung von Netzwerken und der Kommunikation zwischen den Institutionen.

Koordination

Damit ist gemeint, dass sich eine bestimmte Anzahl von Institutionen zum Ziel gesetzt haben, ein kohärentes, aufeinander abgestimmtes und konsequentes Vorgehen zu entwickeln. Interinstitutionelle Zusammenarbeit muss nicht unbedingt auf Koordination angelegt sein, doch ist Koordination eine mögliche – manche würden sagen – logische Folge der Zusammenarbeit.

Integration oder integriertes Vorgehen ist ein noch stärkerer Begriff, der die Übereinstimmung von Politik und Praxis voraussetzt. In England und einigen andern Ländern spricht man auch von integriertem Vorgehen, wenn die Behandlung aller Formen von Gewalt gegen Frauen, nicht nur häuslicher Gewalt, koordiniert wird. Das beste Beispiel dafür ist das spanische Modell, bei dem Nachbarschaftszentren für Frauen eingerichtet wurden, die für alle Formen von Gewalt gegen Frauen zuständig sind und wo alle Fachleute (für die Bereiche Recht, Gesundheit, Soziales) an einem Ort erreichbar sind.

Es gibt sehr viele verschiedene Modelle interinstitutioneller Zusammenarbeit und/oder Koordination. Der Hauptunterschied besteht offenbar zwischen den unabhängigen Projekten, die als Koordinationsorgan fungieren, und den Komitees oder Foren, die die Koordination über die Bildung von Netzwerken erreichen sollen. Bis jetzt deutet alles darauf hin, dass Projekte die umfassendsten und nachhaltigsten Wirkungen entfalten. Doch auch hier gibt es Unterschiede, etwa zwischen Interventionsprojekten, die auf das System ausgerichtet sind und daher detaillierte Vorgehensweisen und Protokolle erarbeiten und deren Wirkung beobachten, und kleineren Projekten, die fallbezogen arbeiten, das heisst die Massnahmen zu Gunsten der einzelnen Frauen zu koordinieren versuchen und feststellen, in welchen Bereichen Verbesserungen nötig sind.

Koordination kann also auf verschiedene Arten erzielt werden und auf unterschiedlichen Ebenen funktionieren. Das anwaltschaftliche Eintreten für die Frauen scheint aber in den meisten erfolgreichen Modellen eine zentrale Rolle zu spielen. Dieser Ansatz legt Wert auf den Zugang zu Ressourcen, auf Wieder-



gutmachung in rechtlichen und sozialen Belangen und auf die Grundrechte: Schutz vor Missbrauch, gleicher Zugang zu qualitativ hoch stehenden Dienstleistungen, Abbau von Machtunterschieden (Kelly und Humphreys, in Vorbereitung).

Im nächsten Abschnitt werden ein paar interessante und erfolgreiche Beispiele für interinstitutionelle Zusammenarbeit und Koordination vorgestellt. Damit soll die Bandbreite der Methoden und Ansätze wie auch der institutionellen Ansiedlung illustriert werden. Allerdings ist festzustellen, dass in den westlichen Ländern am meisten Gewicht auf die Koordination innerhalb des Justizapparates (Polizei, Strafverfolgungsbehörden und Gerichte) gelegt wird.

Beispiele aus verschiedenen Ländern

8. Bezirk, Dublin, Irland

Hier geht es um das Team eines Sozialdienstes in einem unterprivilegierten Stadtteil (in Grossbritannien und Irland, wie auch in andern Systemen, befasst sich der Sozialdienst vor allem mit Kinderschutz, geistiger Behinderung und Invalidität, die finanzielle Unterstützung läuft über eine andere Institution). Die interinstitutionelle Zusammenarbeit besteht in einer Allianz zwischen dem Sozialdienst, dem Frauenhaus, einem Täterprogramm und KursleiterInnen. Über sechs Monate hinweg nahm das Sozialdienstteam an verschiedenen Ausbildungskursen teil, unter anderem an einem über den Zusammenhang zwischen Kindsmisbrauch und häuslicher Gewalt und einem über Lehren aus der Täterarbeit. Danach diskutierte das Team auf dem Hintergrund seiner neuen Erkenntnisse, wie es seine Arbeit verbessern könnte. Es änderte seine Meinung und anerkannte, dass der Schutz der Frau oft der beste Schutz für das Kind ist. Für das lokale Frauenhaus, das der früheren Arbeit des Sozialdienstes sehr kritisch gegenüber stand, ist das Team jetzt ein wichtiges lokales Hilfsangebot, das mit den Frauen daraufhin arbeitet, Sicherheit für sich und ihre Kinder zu schaffen. Die Entwicklung geht weiter und der Sozialdienst arbeitet jetzt mit dem Bewährungsdienst zusammen, um sicherzustellen, dass an Ort gegen die Täter vorgegangen wird.

AWAKE, Boston, USA

In der «Action for Women and Kids in Emergencies» (AWAKE) arbeiten Fachfrauen für häusliche Gewalt und Gesundheitsfachleute zusammen. Es begann mit der Einsicht, dass es zwischen Kindsmisshandlung und Gewalt in Partnerschaften Verbindungen gibt und dass der Schutz der Kinder oft am besten er-

reicht werden kann, indem man die Mutter schützt. Eine erfahrene Fachfrau für häusliche Gewalt arbeitete in der pädiatrischen Abteilung des Spitals; zu ihren Aufgaben gehörte einerseits die Arbeit mit den Frauen und andererseits die Ausbildung und Beratung des Spitalpersonals. Die Reaktionen sowohl der Frauen wie auch des medizinischen Personals auf das Projekt waren sehr positiv. Das Projekt wurde 1994 mit aufsuchender Sozialarbeit erweitert, um benachteiligte Bevölkerungsgruppen und schwangere Jugendliche zu erreichen. Das Hilfsangebot beinhaltet Krisenintervention, Erfassung von Gefährdungspotentialen und Planung von Vorsorgemassnahmen; Unterstützung von Individuen und Gruppen; Rechtsberatung und -beistandschaft.

DVM, London, UK

Im Projekt «Domestic Violence Matters» (DVM) wurden auf einer Polizeistation fünf zivile MitarbeiterInnen eingesetzt, um nach den Polizeieinsätzen mit den Betroffenen zu arbeiten. Ausgehend von der Theorie der Krisenintervention – dass im Zeitpunkt der Krise Veränderungen möglich sind – setzte sich das Projekt zum Ziel, innerhalb von 24 Stunden mit den Betroffenen Kontakt aufzunehmen und ihnen emotionale Unterstützung, Beratung und rechtliche Hilfe anzubieten, während sich die Polizei auf die Strafverfolgung konzentrieren konnte. Auch hier geht es um eine Verbindung zwischen einer Institution und Fachleuten für häusliche Gewalt. Die Auswertung (Kelly, 1999) zeigte, dass dieses Angebot, das auch zu Unzeiten zur Verfügung stand (20 Stunden pro Tag, 7 Tage in der Woche), für viele Frauen wichtig war. Das Projekt trug dazu bei, die Fälle wiederholter Gewaltanwendungen zu reduzieren, und indem es sich der individuellen Fälle annahm, konnten die Massnahmen zu Gunsten der einzelne Frau besser koordiniert werden. Da sehr viele Fälle betreut wurden (über 1200 in 30 Monaten), konnten auch in anderen Institutionen Veränderungen ausgelöst werden.

Täterprogramme

Die meisten Täterprogramme arbeiten nach einem Modell der interinstitutionellen Zusammenarbeit mit engen Beziehungen zu Polizei, Bewährungsdienst, Gerichten und Frauenhäusern. Das Ausmass und die Art dieser Beziehungen kann jedoch variieren. Viele Frauenhausfrauen hatten Bedenken gegenüber diesen Programmen, besonders wenn sie nicht in erster Linie auf die verbesserte Sicherheit von Frauen und Kindern abzielen. Ob solche Vorbehalte berechtigt sind, wurde bei den meisten Evaluationsstudien in Australien, England und in

den USA untersucht, doch die Resultate sind nicht eindeutig. In einer neueren Übersichtsstudie wird argumentiert, es sei angesichts der Vielfalt der Programme und der verschiedenen Methoden der Erfolgskontrolle praktisch unmöglich, herauszufinden, was effektiv wirksam ist (Bennett und Piet, 1999). Zwei Forschungsprojekte haben gezeigt, dass Täterprogramme, die mit einem Unterstützungsprogramm für die Frauen kombiniert werden, noch weitere Vorteile haben: den Frauen wird klar vermittelt, dass nicht sie im Fehler sind, und es wird ihnen die Möglichkeit gegeben, sich in Sicherheit von ihrem Partner zu trennen (Austin und Dankworth, 1999; Burton et al. 1998). Trotz der umstrittenen Erfolgsquoten (sie bewegen sich zwischen 30 und 70 Prozent) können Täterprogramme als Massnahmen betrachtet werden, die den Täter in die Pflicht nehmen und verlangen, dass er Verantwortung für sein Verhalten übernimmt. Einige Programme haben auch Modelle für die Risikoabschätzung entwickelt, die von den Gerichten als zusätzliche Informationsquelle für ihre Erwägungen genutzt werden können.

Spezialgerichte für häusliche Gewalt

Solche Gerichte gibt es inzwischen in einigen Gerichtsbezirken Nordamerikas und das erste in England wurde in Leeds eingerichtet. Solche Gerichte erfordern eine Koordination zwischen verschiedenen Ebenen des Justizsystems, und oft werden straf- und zivilrechtliche Belange, insbesondere Strafverfolgung und Schutzmassnahmen, miteinander verbunden. Die Absicht besteht darin, mehr Übereinstimmung zwischen den Richtern der verschiedenen Abteilungen zu erzielen, indem sie Einblick in alle Seiten eines Falles erhalten und auch seine Vorgeschichte, nicht nur den letzten Vorfall kennen. Zudem wird angestrebt, dass die Frauen nicht mehrmals vor Gericht gehen müssen, um die verschiedenen Aspekte ihrer rechtlichen Situation zu regeln. Das bekannteste Beispiel eines solchen Spezialgerichts ist Winnipeg in Kanada. Jane Ursel (1996) hat es sehr genau evaluiert und festgestellt, dass sich die RichterInnen und StaatsanwältInnen dank ihrer Spezialisierung intensiver auf die Fälle vorbereiten und bessere Urteile fällen. Dies hat auf Seiten der Polizei dazu geführt, dass die Beweisaufnahme verbessert wurde und die Bereitschaft zur Verhaftung und Ingewahrsamnahme stieg. Das Beispiel zeigt, wie kleine Wellen von Veränderungen durch miteinander in Kontakt stehende Institutionen gehen können. Dort wo eine Veränderung auf eine einzige Institution beschränkt bleibt, ist jedoch das Gegenteil der Fall:



die Entwicklung geht nicht weiter, wenn die nächsten Phasen eines Ablaufs unangetastet bleiben.

Koordinationskomitees / Foren der interinstitutionellen Zusammenarbeit

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass es ganz unterschiedliche Formen davon gibt, doch werden sie inzwischen in England, USA und Australien als wichtige Komponenten im Kampf gegen die Gewalt in Partnerschaften betrachtet. In den letzten beiden Ländern wurden beträchtliche Ressourcen zur Verfügung gestellt, damit diese Organe ihre Koordinationsfunktion auch wirklich wahrnehmen können. Die Forschung in England hat gezeigt, dass ausreichende finanzielle Mittel ein zentraler Faktor für Effizienz sind, insbesondere um die Beteiligung der Frauenorganisationen zu ermöglichen (Hague et al., 1996). Die besten Modelle wirken sowohl als Katalysatoren wie auch als Überwachungsorgane: sie entdecken Lücken im Angebot und finden Wege, um sie zu füllen, und sie versuchen sicherzustellen, dass alle beteiligten Institutionen sich an die gemeinsamen Abmachungen halten. Zurzeit arbeiten allerdings wenig Koordinationskomitees in England mit langfristigen Strategien, viele gelten als reine Debattierclubs, die nur vorgeben, etwas verbessern zu wollen.

In diesem Zusammenhang stellen sich einige zentrale Fragen:

■ **Mitgliedschaft.** Sollen möglichst breite Kreise einbezogen werden oder nur die obersten Verantwortlichen, welche auch die Macht haben, Veränderungen zu veranlassen? Mit einer breiten Beteiligung kann die Botschaft gut verbreitet werden, doch die Arbeit ist wenig effizient. Auf der anderen Seite sind sich Kaderleute der praktischen Probleme ihrer Leute im Feld wie auch der gewaltbetroffenen Frauen und Kinder selten bewusst. Mit der Schaffung von Untergruppen für spezifische Aufgaben können beide Personenkreise einbezogen werden.

Wie können widerstrebende Institutionen (in England der Bildungs- und Gesundheitsbereich) einbezogen werden? Wenn wichtige Institutionen fehlen, ist keine umfassende Koordination möglich.

■ **Macht.** Wie gehen wir mit der Macht innerhalb und zwischen Institutionen um? Wenn dieses Thema nicht ausdrücklich angesprochen wird, wiederholen sich die herkömmlichen Statushierarchien, und die Gruppen mit dem grössten Fachwissen, in der Regel also die Frauengruppen, und mit ihnen die Auffassung, dass das Geschlecht für das Verständnis häuslicher Gewalt von entscheidender Bedeutung ist, werden an den Rand gedrängt (Harwin et al., 1999).

■ **Abwehr.** Wie können die Beteiligten dazu gebracht werden, sich offen und ehrlich auszutauschen? Voraussetzung ist ein gewisses Vertrauen, und dafür muss vielleicht zuerst ein lange gehegtes Misstrauen abgebaut werden. Die Erfahrungen aus Duluth (Shepard und Pence, 1999) lassen vermuten, dass Sitzungen mit jeder einzelnen Institution über deren Probleme effizienter sind, als wenn die Institutionen vor einem grossen Publikum kritisiert werden. Ein lösungsorientierter Ansatz hilft den Beteiligten, sich im Veränderungsprozess zu engagieren.

■ **Die Rolle der Einzelnen.** Welche Rolle spielen die einzelnen Personen bei institutionellen Veränderungen? In vielen der erfolgreichsten Projekte und Netzwerke sind Einzelpersonen am Werk, die mit Visionen und viel Energie auf eine Veränderung hinarbeiten. Die Frage stellt sich, wie ihr Potential genutzt werden kann, ohne dass das ganze Unternehmen von ihrem Engagement abhängig wird.

Einige zentrale Erkenntnisse

Von den vielen Lehren, die man aus Forschung und Literatur über interinstitutionelle Zusammenarbeit und Koordination ziehen kann, möchte ich hier ein paar der wichtigsten vorstellen.

Die Gruppe bzw. das Projekt muss sich Zeit nehmen für die Entwicklung einer gemeinsamen Philosophie. Diese muss von allen unterstützt werden können, und niemand darf das Gefühl haben, wichtige Grundprinzipien aufgeben zu müssen. Unter der Zielsetzung, die Sicherheit der Opfer zu verbessern und die Täter vermehrt zur Verantwortung zu ziehen, können sich offenbar ganz unterschiedliche Gruppen zusammenfinden. In diesem Entwicklungsprozess ist es unbedingt nötig, dass die Arbeit der Frauenorganisationen, die sich bereits seit Jahren für geschlagene Frauen und Kinder einsetzen, anerkannt wird und dass sie voll einbezogen werden. Nicola Harwin, die nationale Koordinatorin des Netzwerks der Frauenhäuser in England, beschreibt diesen Prozess folgendermassen:

Der Wechsel von einer kritischen, aber defensiven Position, wie sie für wenig einflussreiche Individuen und Organisationen in einer Gesellschaft oft unumgänglich ist, zu einer Position, in der neue Formen der Zusammenarbeit erprobt werden, ohne dabei die klar feministische Haltung in der Sache aufzugeben, war für manche Aktivistinnen ein schwieriger Prozess, für viele war es aber auch ein lohnendes und bereicherndes Unterfangen. (Harwin et al., 1999, S. 29)

Um sicher zu stellen, dass aktuelle Vorgehensweisen und vorgeschlagene Massnahmen der gemeinsamen Philosophie

entsprechen, braucht es eine ständige Überwachung und Evaluation. Diese erfordert von den Institutionen eine genaue Datenerhebung und Veröffentlichung dieser Daten. Fallstudien müssen in gemeinsamen Weiterbildungen und Diskussionen verwendet werden können. In den USA werden Frauen, die das Angebot kürzlich genutzt haben, und die Fachleute an der Front regelmässig gebeten, die aktuellen Probleme und vorgeschlagenen Lösungen zu beurteilen.

Wir probieren verschiedene Dinge aus. Wenn etwas dazu beiträgt, die Frauen zu schützen oder die Männer an erneuter Gewaltausübung zu hindern, behalten wir es bei. Wenn es nichts hilft oder sogar schadet und alles nur schlimmer macht, dann verwerfen wir es. (Polizeibeamter aus Duluth in: Harwin et al., 1999, S. 150)

Eine Lehre, die wir aus zwei Evaluationsstudien (Burton et al., 1998; Kelly 1999) gezogen haben, betrifft ein paar Grundsätze der Frauenhausbewegung, die neu überdacht werden müssen. Einer lautet, dass Frauen dann Unterstützung erhalten müssen, wenn sie sie suchen; der andere verlangt Hilfe zur Selbsthilfe und Selbstbestimmung. Proaktive Interventionen jedoch – also wenn das Projekt mit ihnen Kontakt aufnimmt und so zu einem früheren Zeitpunkt Unterstützung anbietet – werden von geschlagenen Frauen durchaus begrüsst, auch wenn einige von ihnen zu Beginn behaupteten, sie brauchten keine Hilfe. Zudem nehmen bestimmte Gruppen von Frauen nur ungern Hilfe in Anspruch und es braucht aufsuchende Methoden, um sie zu erreichen. Ein Projekt arbeitet mit der so genannten «Sicherheitsplanung» (Davies 1998); es geht zwar davon aus, dass Frauen grundsätzlich ihre Situation selbst meistern und die Gewaltsituationen überstehen können, ist sich aber bewusst, dass häusliche Gewalt die Energien und das Selbstvertrauen der Frauen untergräbt. Bei dieser Methode lernen die Frauen, sich mit der Gefahr und den schädlichen Auswirkungen der Gewalt auseinanderzusetzen. Sie berichten, dass sie zu Beginn zwar verwirrt waren, dass die explizite Benennung der Gewalt und die ehrliche Auseinandersetzung damit aber oft einen Wendepunkt für sie darstellten. Von da an bagatellisierten sie die Gefahren nicht mehr, sondern konnten sie neu beurteilen. Anwaltschaftliches Eintreten für Frauen unterscheidet sich in verschiedenen Punkten von Hilfe zur Selbsthilfe, denn es geht darum, gemeinsam mit den Betroffenen deren Bedürfnisse zu eruieren und dann als ihre VertreterInnen mit den Institutionen zu verhandeln um sicher zu stellen, dass sie das erhalten, was ihnen zusteht. Geschlagene Frauen sind offen-



bar froh über eine solche Verbindungsperson, welche sich in ihrem Namen mit den komplizierten und verwirrenden Strukturen herumschlägt.

Eine der wirklich neuen Erkenntnisse im aktuellsten Buch über Duluth (Shepard und Pence, 1999) besagt, dass es bei institutionellen Veränderungen und koordiniertem Vorgehen ebenso sehr um die Details der täglichen Praxis mit ihren Regeln, Vorschriften und Formularen geht, wie um das Bewusstsein und die Einstellungen der MitarbeiterInnen. Es reicht nicht, anders zu denken, man muss auch anders handeln.

Ausbildung allein brachte es nicht. Wir mussten auf schriftliche Anweisungen und Protokolle drängen, um eine bestimmte Qualität der Intervention zu garantieren. Ein Frau ruft die 911 an und von da an, bis sie zum ganzen Schlamassel heraus ist, können ohne weiteres 30 oder 40 Personen mit dem Fall zu tun haben. In einer Stadt wie der unseren sind mehrere Hundert Leute irgendwie mit einem Fall befasst. Ohne ganz klare Anweisungen darüber, was korrektes und was unkorrektes Vorgehen ist, hätten wir bald das grösste Chaos in unserer Arbeit. (Rechtsanwalt, zitiert in: Shepard und Pence, 1999, S. 17)

Eine regelmässige Überprüfung der Institutionen ist deshalb nötig, weil Institutionen nach bestimmten Regeln, Prozeduren und Schemata funktionieren und weil genau wegen dieser eingeschliffenen Vorgänge die Gewalt in Partnerschaften übersehen oder die Erfahrungen der Frauen nicht zur Kenntnis genommen wird. Bei der Überprüfung muss für jeden Schritt eines institutionellen Ablaufs gefragt werden: Wird damit die Sicherheit der Frauen erhöht? Vergrössert sich damit die Wahrscheinlichkeit einer Verurteilung? Dient er der Koordination? Ziel ist, dass sich die Fallakten mehr nach dem Leben und den Umständen der Frauen richten als nach den Erfordernissen der Institution. Fallakten und die durch die Institution erhobenen Daten sollten dazu dienen, möglichst rasch Wiederholungsfälle erkennen, die Gefährlichkeit einschätzen und die beteiligten Behörden feststellen zu können.

Wie wir immer wieder gesehen haben, ist es wichtig darauf hinzuwirken, dass die Frauen und Kinder von der ganzen Gemeinschaft unterstützt und die Täter von ihr sanktioniert werden. Denn so ist es für Institutionen leichter, sich zu verändern und gleichzeitig können klare Botschaften auch über die direkt für häusliche Gewalt zuständigen Einrichtungen hinaus verbreitet werden. Dies kann vor allem in ländlichen Gebieten wichtig sein und in Gemeinden, wo die soziale Unterstützung und Beratung von religiösen Organisationen übernommen

wird, und es betrifft zum Beispiel Fachdienste für Behinderte, Ältere, Flüchtlinge und Jugendliche. Hier geht es darum, neue Wege zu finden, wie das Netzwerk auf möglichst viele dieser Einrichtungen ausgedehnt werden kann.

Schlussbemerkungen

Im Verlauf der letzten 25 Jahre habe ich unter anderem gelernt, dass es bei der Gewalt in Partnerschaften keine einfachen Lösungen gibt. Am Anfang der Auseinandersetzung mit dem Thema ging es darum, den Frauen zuzuhören, und wir sollten auch jetzt immer wieder hören, was uns Frauen und Kinder zu sagen haben. In den beiden Evaluationsstudien, die wir kürzlich durchgeführt haben (Burton et al. 1998; Kelly, 1999), fragten wir die Frauen, ob ihnen etwas am Vorgehen des Projekts wichtig sei und wenn ja, was? Sie sprachen natürlich nicht von integrierter oder koordinierter Intervention, sondern erwähnten die klaren Botschaften, die sie erhalten hatten: dass Gewalt beim Namen genannt wurde, dass es nicht ihre Schuld sei und besonders, dass sie etwas Besseres verdienen würden. Daraus schliessen wir, dass jede Einzelperson und jede Institution die eigenen Möglichkeiten und Ressourcen dazu nutzen kann, diese einfachen und klaren Botschaften zu vermitteln, zu erreichen, dass Frauen sich möglichst wenig und Männer sich möglichst stark verantwortlich fühlen.

Ich möchte schliessen mit den Worten von Robyn Holder, einer Freundin und Kollegin, die Pionierin für die Koordination in West London war und nun eine ähnliche Aufgabe in Canberra, Australien übernommen hat.

Wer sich für die interinstitutionelle Zusammenarbeit im Bereich häusliche Gewalt einsetzen will, braucht viel Herz, Mut und die Bereitschaft, sich Gefahren auszusetzen. In Gefahr geraten die eigenen Annahmen über andere Leute und Organisationen, die eigenen Vorstellungen von der Welt und wie sie funktioniert und das eigene Gefühl für Richtigkeit, Professionalität und Kompetenz. Allianzen einzugehen mit allen möglichen und unmöglichen Leuten und Institutionen ist ebenfalls gefährlich. Doch gerade in diesen «unheiligen» Allianzen liegt das grösste Potential.

Der Sinn der interinstitutionellen Zusammenarbeit besteht darin, in Institutionen Veränderungen auszulösen, und der Sinn dieser Veränderungen wiederum liegt darin, dass das Leben der Frauen und Kinder sicherer wird. (Robyn Holder, in: Harwin et al., 1999, S. 126)

Übersetzung: Katharina Belser

Anmerkungen

- 1 Jyväskylä, Finnland, November 1999.
- 2 Erfolg wird zum Beispiel gemessen mittels Anrufen bei der Polizei, Einstufungen der Programmanbieter, Selbstbeurteilungen der Männer und Berichten von aktuellen und ehemaligen Partnerinnen, jeweils allein oder kombiniert. Ein weiteres Problem besteht darin, dass zwar ein signifikanter Anteil der Männer, die das Programm beenden, nachher weniger gewalttätig ist, dass jedoch fast alle Programme hohe Abbruchraten haben (um 50%). Wenn nun nur die gezählt werden, die das Programm beenden, fällt die Erfolgsquote viel höher aus, als wenn alle ins Programm aufgenommenen Männer mitgezählt würden.

Bibliografie

- Austin, J. & Dankwort, J., 1999, The impact of a batterers' program on battered women, in: Violence Against Women, 5:1, 25-42.
- Bennett, L. & Piet, M., 1999, Standards for batterer intervention programs: In whose interest?, in: Violence Against Women, 5:1, 6-24.
- Breckenridge, Jan and Laing, Lesley, 1999, Challenging Silence: Innovative Responses to Sexual and Domestic Violence, St Leonards NSW, Allen and Unwin.
- British Medical Association, 1998, Domestic Violence: A Health Care Issue?, London, Chameleon Press.
- Burton, S.; Regan, L. and Kelly L., 1998, Supporting Women and Challenging Men: Lessons from the Domestic Violence Intervention Project, Bristol, Policy Press.
- Crisp, Debbie & Stanko, Elizabeth, forthcoming, Domestic violence: measuring and monitoring costs and needs, in: J. Taylor Browne (ed.), Reducing Domestic Violence: What Works?, London, Home Office.
- Davies, G., Lyon, E. and Monti-Catania E., 1998, Safety Planning with Battered Women: Complex Lives/Difficult Choices, Thousand Oaks, Sage.
- Domini, Nicola and Radford, Lorraine, 1996, Domestic Violence in Surrey: Developing Effective Inter-Agency Response, Surrey County Council and Roehampton Institute.
- Edwards, Susan, 1998, Is Change Possible? An Exploration of the Applicability of Duluth Principles of Inter-agency Coordination in the UK Response to the Crime of Domestic Violence, London, Hammersmith and Fulham Community Safety Unit.
- Glass, Dee Dee, 1995, All my Fault, London, Virago.



- Grace, Sharon, 1995, Policing Domestic Violence in the 1990s, Home Office Research Study 139, HMSO.
- Hague, Gill; Malos, Ellen and Dear, Wendy, 1996, Multi-agency Work and Domestic Violence, Bristol, Policy Press.
- Harwin, N., Hague, G. and Malos, E., 1999, The Multi-Agency Approach to Domestic Violence: New Opportunities, Old Challenges, London, Whiting and Birch.
- Henderson, Sheila, 1999, Service Provision to Women Experiencing Domestic Violence in Scotland, Edinburgh, Scottish Office Central Research Unit.
- Home Office, 1995, Inter-agency co-ordination to tackle domestic violence, London, HMSO.
- Humphreys, Cathy and Mullender, Audrey, 1998, Domestic Violence and Child Abuse: Policy and Practice Issues for Local Authorities and Other Agencies, London, Association of Local Government.
- Kelly, Liz, 1996a, When woman protection is the best kind of child protection: children, domestic violence and child abuse; in: Administration 44:2, 118-135.
- Kelly, Liz, 1996b, Tensions and possibilities: enhancing informal response to domestic violence, in: J. Edelson and Z. Eisocovits (Eds), Future Interventions with Battered women and their families, Thousand Oaks, Sage.
- Kelly, Liz, 1999, Domestic Violence Matters: An Evaluation of a Development Project, Home Office Study 188, London, The Stationary Office.
- Kelly, Liz and Humphreys, Cathy, in Vorbereitung, Supporting women and children in their communities: outreach and advocacy approaches to domestic violence, in: J. Taylor Browne (ed.), Reducing Domestic Violence: What Works?, London, Home Office.
- Kirkwood, C., 1994, Ending Violent Relationships, London, Sage.
- McGibbon, Alison; Cooper, Libby and Kelly, Liz, 1989, What Support?: An Exploratory Study of Council Policy and Practice and Local Support Services in the area of Domestic Violence within Hammersmith and Fulham, Council Community and Police Committee.
- Mirrlees-Black, C. and Byron, C., 1999, Domestic Violence: Findings from the New British Crime Survey Self-Completion Questionnaire, London, Home Office Research Study 192.
- Mullender, Audrey, 1996, Re-thinking Domestic Violence, London, Routledge.
- Mullender, Audrey et al., 1999, Children's Needs, Coping Strategies and Understandings of Woman Abuse, Final report to the ESRC, Warwick University.
- Pence, Ellen and McDonnell, Coral, 1999, Developing Policies and Protocols, in: Shepard M. and Pence, E., 1999, 41-46.
- Plotnikoff, Joyce and Wolfson, 1999, Policing Domestic Violence: Effective Organisational Structures, London, Home Office, Police Research Series Paper 100.
- Sen, P., 1998, A Basket of Resources: Women's Resistance to Domestic Violence in Calcutta, PhD thesis, Sociology Dept. Bristol University.
- Sen, P., 1998, Searching for routes to safety: a report on the needs of ethnic minority women dealing with domestic violence, London, Camden Equalities Unit.
- Shepard, M. and Pence, E., 1999, Coordinating Community Responses to Domestic Violence: Lessons from Duluth and Beyond, London, Sage.
- Stanko, Betsy et al., 1998, Counting the Costs: Estimating the Impact of Domestic Violence in the London Borough of Hackney, Bristol, Crime Concern.
- Stark, Evan and Flitcraft, Anne, 1996, Women at Risk: Domestic Violence and Women's Health, California, Sage.
- Women's Unit, 1999, Living Without Fear: An Integrated Approach to Tackling Violence Against Women, London, The Cabinet Office.

Dr. Liz Kelly ist feministische Forscherin und Direktorin der Abteilung Child and Women Abuse Studies an der Universität Nord London in England.



Dans l'intérêt de qui?

Quelques leçons tirées de la recherche et de la pratique internationales pour faciliter le travail inter-agences dans le domaine de la violence domestique

Exposé prononcé lors du colloque du Programme «Violence au quotidien et crime organisé», Bâle, 27 mars 2000

par LIZ KELLY

C'est un honneur pour moi d'avoir été invitée à vous parler aujourd'hui. Ces derniers temps, j'ai beaucoup appris sur la Suisse et je suis pleinement consciente des différences considérables qui existent entre ce pays et le Royaume-Uni – sans parler des autres pays – en matière de politique nationale, régionale et locale. Mais je sais aussi que quelques questions fondamentales dans le domaine de la violence faite aux femmes, et de la violence domestique en particulier, transcendent le local et ont les mêmes résonances indépendamment du contexte ou du continent. J'ai donc l'intention aujourd'hui de présenter quelques-unes des leçons que nous devrions toutes et tous avoir présentes à l'esprit lorsque nous tentons d'élaborer des réponses plus cohérentes au problème qui nous occupe ici. Après avoir expliqué le titre de cet exposé, j'examinerai brièvement quelques résultats clés de la recherche scientifique, et je poursuivrai sur la signification des termes inter-agences et coordination. Je présenterai ensuite un certain nombre d'exemples dans le champ international et terminerai par quelques leçons capitales et messages importants. Je recommande aux personnes qui lisent l'anglais deux livres publiés à la fin de l'année dernière (Harwin et al., 1999; Shepard & Pence, 1999) qui proposent une réflexion détaillée sur le sujet que je traite aujourd'hui.

La question posée dans le titre de cet exposé, «Dans l'intérêt de qui?», attire l'attention sur la raison d'être des réponses inter-agences. La question peut sembler purement rhétorique. Bien sûr que les réponses sont données dans l'intérêt des femmes et des enfants en quête de protection et de sécurité, et dans l'intérêt aussi des institutions responsables du bien-être social de la population. Mais une des leçons que nous avons apprises maintenant est que les institutions ont leur propre logique; que l'expérience vécue peut être perdue, fragmentée, redéfinie par des règles internationales, des procédures et des intérêts. En Grande-Bretagne, la coordination est maintenant le principe directeur de la stratégie en matière de violence contre les femmes publiée l'année dernière (Women's Unit,

1999), un principe souligné dans maintes politiques internationales. Rappelons-nous bien, cependant, que la travail inter-agences et la coordination sont des outils, une stratégie, et non une fin en soi.

«Lorsque les efforts de réforme se concentrent sur la coordination du système plutôt que sur l'élaboration de conditions de sécurité dans l'infrastructure, le système peut en fait devenir plus nuisible pour les victimes que l'ancien système qui n'avait pas été questionné.» (Pence & McDonnell, 1999, p.41)

Lors de la dernière conférence d'experts de l'Union Européenne¹, la professeure Jalna Hanmer fit une autre remarque importante à ce propos: le travail inter-agences ne peut pas être meilleur – tout au plus peut-il être aussi bon – que la pratique de chacune des institutions en jeu. La coordination de services de mauvaise qualité n'apportera pas grand-chose aux femmes victimes de violences. Dans une recherche sur les réponses apportées par la police au problème de la violence faite aux femmes, nous avons appelé ce manque de cohérence une «loterie»: tout dépend de la partie du pays dans laquelle on habite, de l'heure à laquelle on se présente au poste et des officiers de police sur lesquels on tombe (Kelly, 1999). A Duluth, aux Etats-Unis, le projet DAIP (Domestic Abuse Intervention Project) procède à une analyse similaire: le manque de coordination conduit les femmes violentées à jouer à la roulette russe. C'est la raison pour laquelle un grand nombre d'institutions désireuses de pouvoir pratiquer une meilleure politique en appellent à la coordination: pour garantir aux femmes, aux enfants et aux hommes des réponses de qualité, appropriées, efficaces et cohérentes; et aussi pour faire passer à l'ensemble de la communauté le message suivant: il n'est plus acceptable que la violence domestique soit encore tolérée, minimisée ou excusée.

Enraciner les réponses dans ce que nous savons déjà

Une des leçons importantes que nous avons tirées de l'expérience britannique, à l'instar d'autres pays, c'est le rôle crucial de la recherche. Le versant quantita-

tif de la recherche a démontré l'ampleur du phénomène de la violence domestique et le versant qualitatif nous a aidés à mieux comprendre la dynamique, la complexité et l'impact de ce phénomène sur les femmes et les enfants. Quant à la recherche évaluative, elle nous a permis d'explorer les conséquences prévues et non prévues des réformes juridiques ou d'autres formes d'intervention. Le gouvernement britannique actuel se fonde aujourd'hui sur ce qu'il appelle une politique sociale basée sur les faits. Autrement dit, on ne met en œuvre que des politiques ou des projets qui ont prouvé, ou dont on peut légitimement croire qu'ils sont à même de changer la réalité. A cette fin, le gouvernement a mandaté douze études sur ce que nous savons de la violence domestique telle qu'elle a sévi l'année dernière, études qui seront publiées en un seul volume dans le courant de cette année. Les résumés, cependant, ont déjà paru afin que les personnes ou les groupes qui ont l'intention de présenter un projet dans le cadre du Programme pilote de réduction du crime (6 millions de livres anglaises) disposent des informations nécessaires.

Pour discuter de la coordination et de la collaboration inter-agences, il faut impérativement tenir compte de certains résultats de recherches qui recourent ceux produits par la recherche internationale dans ce domaine:

- la plupart des femmes se tournent d'abord vers leurs ami-e-s et leur famille pour trouver un appui (McGibbon et al., 1989; Stanko et al., 1998);
- mettre fin à la violence implique des processus complexes sur le plan émotionnel et pratique (Davies, 1998; Kirkwood, 1994);
- ce que les femmes veulent et ce dont elles ont besoin varie dans le temps, qu'il s'agisse de soutien ou de conseil, d'intervention pour faire cesser la violence, ou encore de séparation «en sécurité» (Davies, 1998; Kelly, 1999; Kirkwood, 1994);
- les femmes contactent souvent entre huit et quinze agences différentes avant de trouver une aide effective et qui leur soit appropriée (Domini & Radford, 1996; Henderson, 1999; Mullender, 1996);
- les femmes ont beaucoup plus facile-



ment accès à la police et aux services médicaux qu'aux foyers pour femmes battues et aux organisations féminines (Johnson, 1996; Mirrlees-Black & Byron, 1999);

■ les foyers pour femmes battues et les groupes de défense des droits des femmes sont, parmi l'ensemble des institutions auxquelles elles ont affaire, les lieux les plus prisés par les femmes confrontées à la violence (Domini & Radford, 1996; McGibbon et al., 1989);

■ de nombreuses institutions sont, d'une manière ou d'une autre, confrontées à des phénomènes de violence domestique, mais elles sont peu nombreuses à en faire systématiquement état, à avoir une politique à cet égard, ou encore à savoir quelles autres agences sont impliquées (BMA, 1998; Crisp & Stanko, à venir; Kelly, 1996a; Stark & Flitcraft, 1996);

■ la séparation ne met nullement un terme à la violence; pour une minorité significative de femmes, elle l'augmente au contraire, tant dans la fréquence que dans le degré de violence; la plupart des homicides domestiques arrivent lorsque les femmes se sont séparées ou en ont pris la décision (Johnson, 1996; Kelly & Humphreys, à paraître; Wilson & Daly, 1991);

■ les femmes et les enfants vivent très mal le fait de devoir perdre leur foyer, leurs biens et leur environnement communautaire dans le seul but de vivre en sécurité (Davies, 1998; Mullender et al., 1999);

■ la plupart des interventions ont privilégié le soutien aux victimes, mais peu se sont préoccupées des auteurs des violences, dont la majorité continue d'échapper aux sanctions (Burton et al., 1998; Kelly, 1999; Shepard & Pence, 1999);

■ ce sont surtout les interventions de crise qui prédominent, interventions dites réactives; le nombre d'interventions actives, sans parler des approches préventives, reste limité (Kelly & Humphreys, à paraître).

Ces résultats viennent confirmer les deux principes qui doivent sous-tendre toutes les interventions et toutes les politiques: la sécurité des victimes et la responsabilité des auteurs de violences. Certes, il n'y a pas de voie unique pour réaliser ces objectifs, mais si nous voulons enraciner les réformes dans ce que nous savons déjà, et dans ce que nous avons encore à apprendre, alors il faut être prêt à remettre en question les anciennes orthodoxies. Le travail inter-agences lui-même requiert un esprit d'ouverture, la volonté de prendre en considération les barrières concrètes et les limites de chaque institution par rapport au changement, de même que la volonté d'explorer les manières possibles

de contourner ces obstacles. Jusqu'à présent, le dialogue entre les institutions s'est souvent limité à la critique mutuelle ou à l'auto-justification: c'est toujours la faute de quelqu'un d'autre si le système est incapable de protéger les femmes et les enfants. Le travail inter-agences ne peut véritablement commencer qu'avec des institutions qui admettent qu'elles sont elles-mêmes partie du problème et qui sont d'accord qu'il y ait une responsabilité collective partagée.

De quelques concepts et de la clarté

En tant que sociologue, j'accorde une grande importance aux concepts et aux définitions; ils jouent aussi un rôle critique dans la politique et la pratique des institutions. En Angleterre, par exemple, selon que la police définisse une situation comme un «incident domestique» (où aucun crime n'a été commis) ou comme une «violençe domestique» (un crime a été commis), la réponse apportée sera différente. Les officiers de police, cependant, ne sont pas d'accord entre eux sur les limites qui distinguent l'un et l'autre (Kelly, 1999). Dans le même ordre d'idées, les travailleurs sociaux qui ne voient un cas que sous l'angle de la protection de l'enfance, ou qui prennent au contraire en considération la violence faite et à l'épouse et à l'enfant, feront une évaluation différente des interventions qui s'imposent (Kelly, 1996b; Humphreys & Mullender, 1998).

Dans la littérature, le travail inter-agences et la coordination sont souvent utilisés de manière interchangeable, et sont de surcroît rarement définis, comme si le sens en était évident. Mais ce à quoi réfèrent ces deux termes représente en fait toute une série d'interventions différentes. Ce manque de clarté constitue un thème récurrent dans un recueil d'essais sur les réponses inter-agences publié l'année dernière (Harwin et al., 1999). Alors qu'on sait qu'il n'y a pas une approche unique, les lignes directrices du gouvernement britannique parues en 1995 (Home Office, 1995) ne disent pas un mot sur la forme, sur la structure ni sur l'objet des forums inter-agences locaux sur la violence domestique (aussi appelés comités de coordination dans d'autres sources de la littérature) qu'elles promeuvent par ailleurs. Il existe aujourd'hui quelque trois cents groupes de ce type, avec une liste de membres assez hétéroclite et des tâches diverses. Certains ont agi en tant que puissants catalyseurs du changement, d'autres n'ont pas fait grand chose d'autre qu'éditer un dépliant, et d'autres encore ont joué le rôle d'écran de fumée, occultant ainsi le fait

qu'en termes de prestations, peu sinon rien n'avait changé (Hague et al., 1996).

Il semble donc bien que penser en direction d'une plus grande clarté conceptuelle pourrait porter ses fruits.

Inter-agences

Le concept d'inter-agences couvre des connexions courantes entre deux institutions au moins, et le terme «multi-agences» réfère aux mêmes processus, mais avec plus de membres.

Les liens peuvent être semi-formalisés ou formalisés. Ils prennent place par le biais de projets comme les projets suisses d'intervention ou le projet DAIP de Duluth, ou par le biais de structures comme les comités locaux de coordination ou les forums que l'on trouve maintenant un peu partout en Grande-Bretagne.

Le travail inter-agences est un mécanisme pour favoriser la création de réseaux et la communication entre les institutions.

Coordination

La coordination a pour ambition et pour tâche de créer des réponses coordonnées et cohérentes entre les différentes institutions. Le travail inter-agences n'a pas besoin de se centrer sur la coordination, bien que celle-ci doive potentiellement en représenter le résultat final et, diraient plusieurs, le résultat vital.

L'intégration constitue un concept plus fort encore, suggérant une fusion entre la politique et la pratique. Au Royaume-Uni, à l'instar d'autres pays, le terme «intégré» est également utilisé lorsque le but est de connecter entre elles les réponses à toutes les formes de violence contre les femmes, pas seulement les formes de violence domestique. Sur la scène internationale, l'Espagne est à cet égard exemplaire: la stratégie actuelle de ce pays constitue à établir des centres-femmes de proximité qui répondent à toutes les formes de violence contre les femmes et qui disposent de tout l'arsenal professionnel nécessaire – légal, médical, économique – sur un seul site.

Il existe de très nombreux modèles de travail inter-agences et de coordination. La distinction la plus importante semble être entre des projets indépendants qui agissent comme lieu de coordination et les comités ou forums qui sont supposés atteindre cet objectif par un travail de mise en réseau. Jusqu'à présent, l'expérience semble avoir démontré que ce sont les projets eux-mêmes qui ont obtenu les meilleurs résultats, que ce soit sur le plan de l'ampleur ou de la durée. Les projets eux-mêmes sont d'ailleurs assez variés. Un certain nombre de projets

d'intervention travaille sur la base d'un système général de défense des intérêts des femmes (ils élaborent une politique précise, rédigent des protocoles détaillés et mesurent l'impact de l'intervention); d'autres projets, à plus petite échelle ceux-là, défendent les intérêts des femmes au cas par cas, en coordonnant les réponses qu'ils leur donnent et, par là même, en mettant en lumière les endroits où le changement s'avère nécessaire.

Il y a ainsi une certaine variété dans les voies choisies pour réaliser la coordination, et celle-ci opère en outre à différents niveaux. Mais il semble bien que la défense des intérêts des femmes (advocacy), cependant, joue un rôle clé dans les modèles les plus efficaces. La défense des intérêts des femmes met l'accent sur l'accès aux ressources et aux moyens d'action en termes de droits, de citoyenneté et de droits humains: le droit d'être protégé-e des violences, l'égalité face à l'accès à des services de qualité et le rééquilibrage des rapports de pouvoir (Kelly & Humphreys, à paraître).

J'en viens maintenant à quelques exemples intéressants et efficaces de travail inter-agences et de coordination, qui illustrent les différentes méthodes et approches possibles, de même que la variété des localisations institutionnelles. Mais il me faut encore préciser, à ce stade, que dans les pays développés, on s'est surtout préoccupé de coordination à l'intérieur du système de la justice: police, accusation et tribunaux.

Quelques exemples internationaux

Secteur 8, Dublin, Irlande

Il s'agit ici d'une équipe de travail social dans un quartier défavorisé de Dublin. J'ouvre ici une parenthèse pour signaler qu'au Royaume-Uni et en Irlande, le travail social se concentre essentiellement sur la protection de l'enfance, la santé mentale et le handicap, et c'est une autre institution qui s'occupe du maintien du revenu. J'en reviens maintenant à l'aspect inter-agences, qui est constitué par une alliance entre l'équipe de travail social, le foyer pour femmes battues, un programme pour les auteurs de violences et les formateurs et formatrices. Dans le Projet Secteur 8, toute l'équipe de travail social a suivi une série de cours donnés sur six mois, notamment un cours sur les liens entre les mauvais traitements d'enfants et la violence domestique et un autre sur ce que le travail avec les auteurs de violences nous apprend. L'équipe de travail social a ensuite pris du temps pour débattre, au vu des enseignements qu'elle avait suivis, de ce que seraient des bonnes pratiques, et elle en est arrivée à

la conclusion nouvelle qu'au fond, la protection des femmes était la meilleure forme de protection de l'enfance. Le foyer local pour femmes battues, qui jusqu'alors avait été très critique sur les pratiques de l'équipe de travail social, considère maintenant celle-ci comme une ressource locale vitale, qui travaille aujourd'hui avec les femmes pour leur permettre de créer des conditions de sécurité pour elles-mêmes et pour leurs enfants. Le processus continue. L'équipe de travail social travaille actuellement avec les instances de liberté surveillée pour s'assurer que les auteurs de violences sont pris en charge sur place.

AWAKE, Boston, USA

Action for Women and Kids in Emergencies (AWAKE)³ fait le lien entre la défense des intérêts des femmes et des enfants victimes de violence domestique et les travailleuses et travailleurs en santé publique. Le projet est parti d'une reconnaissance des liens entre les mauvais traitements d'enfants et la violence domestique, et d'une reconnaissance du fait que le meilleur moyen de protéger les enfants était bien souvent de protéger leurs mères. Une avocate spécialisée en violence domestique travaillait dans le département de pédiatrie de l'hôpital. Elle agissait directement auprès des femmes victimes de violences et tenait aussi le rôle de formatrice et de consultante pour l'équipe médicale et paramédicale dudit département. L'évaluation du projet fut extrêmement positive, tant par les femmes concernées que par le personnel médical. En 1994, le modèle fut élargi pour pouvoir atteindre aussi des communautés défavorisées et des adolescentes enceintes. Le type de soutien apporté comprend: interventions de crise; évaluation du risque et planification des conditions de sécurité; soutien individuel et de groupe; conseil et défense juridiques.

DVM, Londres, R.-U.

Le projet Domestic Violence Matters (DVM)³, a placé cinq personnes dans un poste de police pour donner un suivi aux réponses apportées par la police aux cas de violence domestique. Fondé sur la théorie de «l'intervention de crise» – la crise est un moment où le changement est possible – le projet avait pour but de pouvoir être en contact avec les femmes dans les 24 heures et de leur apporter un soutien émotionnel et juridique, permettant ainsi à la police de se concentrer sur l'investigation du crime lui-même. On voit ici à nouveau la connexion entre la défense des intérêts des femmes et une institution. L'évaluation (Kelly, 1999) a montré que le fait que le service était ac-

cessible «en dehors des heures» (20 heures par jour, 7 jours sur 7) comptait beaucoup pour les femmes. Le projet s'est également révélé efficace dans la diminution de la répétition des cas de victimisation et par le rôle qu'ont joué les avocates des cas particuliers, en coordonnant les réponses apportées localement. Du fait qu'elle a impliqué un très grand nombre de personnes (plus de 1200 en 30 mois), la défense des intérêts au cas par cas a aussi stimulé le changement dans d'autres institutions.

Programmes pour les auteurs de violences

La plupart des programmes pour les auteurs de violences fonctionne sur la base d'un modèle inter-agences, ayant des liens très forts avec la police, les instances de liberté conditionnelle, les tribunaux et les foyers pour femmes battues. Cela dit, l'ampleur et le contenu de ces liens peuvent être très variables. De nombreuses avocates de la cause des femmes ont exprimé leurs doutes sur de tels programmes, surtout sur ceux qui ne font pas de l'amélioration des conditions de sécurité des femmes et des enfants leur priorité. Ces programmes ont fait l'objet de nombreuses évaluations en Australie, au Royaume-Uni et aux États-Unis, mais les résultats sont ambigus. Une récente revue de la littérature souligne qu'il est pratiquement impossible de déterminer ce qui marche du fait de l'immense variété des programmes eux-mêmes et des instruments utilisés pour les évaluer (Bennett & Piet, 1999)⁴. Deux recherches ont cependant mis en évidence le fait que dans les programmes pour auteurs de violences qui offrent aux femmes un soutien combiné, celles-ci ne bénéficient pas seulement de ce soutien mais reçoivent en outre très clairement le message que ce n'est pas elles qui sont en faute, ce qui leur laisse entrevoir une possibilité de se séparer dans une certaine sécurité (Austin & Dankworth, 1999; Burton et al., 1998). Même si les taux de succès de ce type de programmes sont équivoques (entre 30 et 70%), il s'agit quand même de mesures qui s'adressent directement aux auteurs de violences et qui les poussent à prendre la responsabilité de leurs actes. Quelques projets élaborent encore des modèles d'évaluation du risque qui permettent aux tribunaux d'avoir plus d'informations sur les cas qu'ils sont appelés à traiter.

Les tribunaux de violence domestique

Il existe aujourd'hui des tribunaux de violence domestique dans un certain nombre de juridictions d'Amérique du Nord, le premier ayant été établi en Angleterre, à Leeds. Ces tribunaux requiè-

d'intervention travaille sur la base d'un système général de défense des intérêts des femmes (ils élaborent une politique précise, rédigent des protocoles détaillés et mesurent l'impact de l'intervention); d'autres projets, à plus petite échelle ceux-là, défendent les intérêts des femmes au cas par cas, en coordonnant les réponses qu'ils leur donnent et, par là même, en mettant en lumière les endroits où le changement s'avère nécessaire.

Il y a ainsi une certaine variété dans les voies choisies pour réaliser la coordination, et celle-ci opère en outre à différents niveaux. Mais il semble bien que la défense des intérêts des femmes (advocacy), cependant, joue un rôle clé dans les modèles les plus efficaces. La défense des intérêts des femmes met l'accent sur l'accès aux ressources et aux moyens d'action en termes de droits, de citoyenneté et de droits humains: le droit d'être protégé-e des violences, l'égalité face à l'accès à des services de qualité et le rééquilibrage des rapports de pouvoir (Kelly & Humphreys, à paraître).

J'en viens maintenant à quelques exemples intéressants et efficaces de travail inter-agences et de coordination, qui illustrent les différentes méthodes et approches possibles, de même que la variété des localisations institutionnelles. Mais il me faut encore préciser, à ce stade, que dans les pays développés, on s'est surtout préoccupé de coordination à l'intérieur du système de la justice: police, accusation et tribunaux.

Quelques exemples internationaux

Secteur 8, Dublin, Irlande

Il s'agit ici d'une équipe de travail social dans un quartier défavorisé de Dublin. J'ouvre ici une parenthèse pour signaler qu'au Royaume-Uni et en Irlande, le travail social se concentre essentiellement sur la protection de l'enfance, la santé mentale et le handicap, et c'est une autre institution qui s'occupe du maintien du revenu. J'en reviens maintenant à l'aspect inter-agences, qui est constitué par une alliance entre l'équipe de travail social, le foyer pour femmes battues, un programme pour les auteurs de violences et les formateurs et formatrices. Dans le Projet Secteur 8, toute l'équipe de travail social a suivi une série de cours donnés sur six mois, notamment un cours sur les liens entre les mauvais traitements d'enfants et la violence domestique et un autre sur ce que le travail avec les auteurs de violences nous apprend. L'équipe de travail social a ensuite pris du temps pour débattre, au vu des enseignements qu'elle avait suivis, de ce que seraient des bonnes pratiques, et elle en est arrivée à

la conclusion nouvelle qu'au fond, la protection des femmes était la meilleure forme de protection de l'enfance. Le foyer local pour femmes battues, qui jusqu'alors avait été très critique sur les pratiques de l'équipe de travail social, considère maintenant celle-ci comme une ressource locale vitale, qui travaille aujourd'hui avec les femmes pour leur permettre de créer des conditions de sécurité pour elles-mêmes et pour leurs enfants. Le processus continue. L'équipe de travail social travaille actuellement avec les instances de liberté surveillée pour s'assurer que les auteurs de violences sont pris en charge sur place.

AWAKE, Boston, USA

Action for Women and Kids in Emergencies (AWAKE)³ fait le lien entre la défense des intérêts des femmes et des enfants victimes de violence domestique et les travailleuses et travailleurs en santé publique. Le projet est parti d'une reconnaissance des liens entre les mauvais traitements d'enfants et la violence domestique, et d'une reconnaissance du fait que le meilleur moyen de protéger les enfants était bien souvent de protéger leurs mères. Une avocate spécialisée en violence domestique travaillait dans le département de pédiatrie de l'hôpital. Elle agissait directement auprès des femmes victimes de violences et tenait aussi le rôle de formatrice et de consultante pour l'équipe médicale et paramédicale dudit département. L'évaluation du projet fut extrêmement positive, tant par les femmes concernées que par le personnel médical. En 1994, le modèle fut élargi pour pouvoir atteindre aussi des communautés défavorisées et des adolescentes enceintes. Le type de soutien apporté comprend: interventions de crise; évaluation du risque et planification des conditions de sécurité; soutien individuel et de groupe; conseil et défense juridiques.

DVM, Londres, R.-U.

Le projet Domestic Violence Matters (DVM)³, a placé cinq personnes dans un poste de police pour donner un suivi aux réponses apportées par la police aux cas de violence domestique. Fondé sur la théorie de «l'intervention de crise» – la crise est un moment où le changement est possible – le projet avait pour but de pouvoir être en contact avec les femmes dans les 24 heures et de leur apporter un soutien émotionnel et juridique, permettant ainsi à la police de se concentrer sur l'investigation du crime lui-même. On voit ici à nouveau la connexion entre la défense des intérêts des femmes et une institution. L'évaluation (Kelly, 1999) a montré que le fait que le service était ac-

cessible «en dehors des heures» (20 heures par jour, 7 jours sur 7) comptait beaucoup pour les femmes. Le projet s'est également révélé efficace dans la diminution de la répétition des cas de victimisation et par le rôle qu'ont joué les avocates des cas particuliers, en coordonnant les réponses apportées localement. Du fait qu'elle a impliqué un très grand nombre de personnes (plus de 1200 en 30 mois), la défense des intérêts au cas par cas a aussi stimulé le changement dans d'autres institutions.

Programmes pour les auteurs de violences

La plupart des programmes pour les auteurs de violences fonctionne sur la base d'un modèle inter-agences, ayant des liens très forts avec la police, les instances de liberté conditionnelle, les tribunaux et les foyers pour femmes battues. Cela dit, l'ampleur et le contenu de ces liens peuvent être très variables. De nombreuses avocates de la cause des femmes ont exprimé leurs doutes sur de tels programmes, surtout sur ceux qui ne font pas de l'amélioration des conditions de sécurité des femmes et des enfants leur priorité. Ces programmes ont fait l'objet de nombreuses évaluations en Australie, au Royaume-Uni et aux États-Unis, mais les résultats sont ambigus. Une récente revue de la littérature souligne qu'il est pratiquement impossible de déterminer ce qui marche du fait de l'immense variété des programmes eux-mêmes et des instruments utilisés pour les évaluer (Bennett & Piet, 1999)⁴. Deux recherches ont cependant mis en évidence le fait que dans les programmes pour auteurs de violences qui offrent aux femmes un soutien combiné, celles-ci ne bénéficient pas seulement de ce soutien mais reçoivent en outre très clairement le message que ce n'est pas elles qui sont en faute, ce qui leur laisse entrevoir une possibilité de se séparer dans une certaine sécurité (Austin & Dankworth, 1999; Burton et al., 1998). Même si les taux de succès de ce type de programmes sont équivoques (entre 30 et 70%), il s'agit quand même de mesures qui s'adressent directement aux auteurs de violences et qui les poussent à prendre la responsabilité de leurs actes. Quelques projets élaborent encore des modèles d'évaluation du risque qui permettent aux tribunaux d'avoir plus d'informations sur les cas qu'ils sont appelés à traiter.

Les tribunaux de violence domestique

Il existe aujourd'hui des tribunaux de violence domestique dans un certain nombre de juridictions d'Amérique du Nord, le premier ayant été établi en Angleterre, à Leeds. Ces tribunaux requiè-

rent une coordination entre plusieurs niveaux du système judiciaire, et ils combinent souvent des aspects de droit pénal et de droit civil, en particulier les poursuites judiciaires et les ordres de protection. L'objectif est de créer une plus grande cohérence entre les juges et les magistrats, en leur donnant accès à l'ensemble des différents aspects du cas, à l'histoire du cas et pas seulement au fait le plus récent. La création de ces tribunaux vise aussi à réduire le nombre de fois que les femmes doivent aller devant le juge pour régler l'un ou l'autre aspect de leur situation légale. L'exemple le plus connu est le tribunal de Winnipeg, au Canada, qui a fait l'objet d'une évaluation détaillée par Jane Ursel (1996). Celle-ci a révélé que la spécialisation des juges et des procureurs avait élevé le niveau moyen de préparation des cas et de prise de décision, ce qui a alors suscité une meilleure récolte des faits par la police, et aussi une meilleure volonté pour procéder à des arrestations et à des accusations. C'est là juste un exemple de la manière dont le changement peut intervenir grâce à la coordination entre les institutions. Et inversement, si le changement se confine à une seule institution, son impact sera limité si les autres niveaux du processus ne sont pas touchés.

Comités de coordination / Forums inter-agences

J'ai déjà souligné qu'il y avait de nombreux exemples de ces comités et forums, mais ils sont maintenant considérés, en Angleterre, en Australie et aux États-Unis, comme un élément vital de la réponse à la violence domestique. En Australie et aux États-Unis, des ressources considérables ont été mises à disposition pour garantir que les comités remplissent bien leur fonction de coordination. La recherche anglaise a montré que les ressources financières constituaient l'un des facteurs clés pour assurer l'efficacité, et en particulier pour permettre la participation des ONG de femmes (Hague et al., 1996). Les exemples les plus probants sont ceux qui servent à la fois de catalyseurs et de « garde-fou », en faisant apparaître les lacunes de certains services, en comblant ces manques, et en tentant d'assurer que les institutions qui sont parties prenantes suivent bien les modalités agréées dans les contrats. A l'heure actuelle, bien peu de forums en Angleterre travaillent avec des plans stratégiques à long terme, et nombreux sont ceux qui sont considérés comme des « talking shops » (des boutiques où l'on bavarde), créant ainsi l'illusion d'apporter de meilleures réponses qu'auparavant.

Quelques questions clé sont apparues:

■ **Composition.** *Faut-il des comités très larges et exhaustifs ou les membres devraient-ils se limiter aux responsables qui ont le pouvoir de créer le changement?* Une composition élargie peut certes permettre que le message passe plus loin, mais elle est rarement efficace pour ce qui est de la réalisation des tâches. De leur côté, les hauts responsables sont rarement conscients des réalités pratiques auxquelles sont confrontés les travailleurs et les travailleuses de la base et les femmes et les enfants victimes de violence domestique. Une méthode qui inclurait les deux possibilités serait de créer des sous-groupes dotés de tâches spécifiques.

Comment peut-on recruter des institutions réticentes (en Grande-Bretagne, celles qui sont actives dans les domaines de la santé et de l'éducation)? Le manque d'engagement d'institutions très importantes empêche une coordination pleine et entière.

■ **Pouvoir.** *Comment traite-t-on la question du pouvoir au sein des institutions et entre elles?* Si l'on ne se confronte pas explicitement à cette question, les hiérarchies traditionnelles se reproduisent et les groupes les plus qualifiés, ceux qui détiennent le plus de savoir, généralement des ONG féminines, sont marginalisés. Par là même, on passe à côté de l'importance capitale du genre pour comprendre le phénomène de la violence domestique (Harwin et al., 1999).

■ **Attitude défensive.** *Comment les membres peuvent-ils apprendre à communiquer de façon ouverte et honnête?* Une certaine confiance doit régner, mais il peut y avoir une longue histoire de méfiances réciproques à surmonter. L'expérience de Duluth (Shepard & Pence, 1999) suggère que des rencontres avec chacune des agences dans le but de résoudre les problèmes sont plus efficaces que de les exposer à la critique dans de grandes manifestations publiques. Le fait de travailler en s'aidant d'un schéma de résolution des problèmes (« problem solving ») est aussi une invite à tous les participants pour qu'ils et elles contribuent au processus de changement.

■ **Le rôle des individus.** *Quel est le rôle des individus dans le changement institutionnel?* Parmi les projets et les réseaux les plus efficaces, nombreux sont ceux qui disposent de personnes dont la vision à long terme et l'énergie contribuent fortement au changement. La question demeure cependant de savoir comment exploiter leur contribution sans pour autant que l'entreprise ne dépende par trop de leur implication sans relâche.

Leçons importantes

En matière de réponses inter-agences et coordonnées données au problème de la violence domestique, on peut tirer de nombreuses leçons de la recherche et de la littérature scientifiques. En voici quelques-unes, parmi les plus importantes.

Il faut consacrer du temps à établir une philosophie du projet ou du groupe partagée par toutes et tous. Chaque personne doit pouvoir soutenir le projet de plein gré, sans avoir le sentiment d'avoir dû renoncer à des principes fondamentaux. Augmenter la sécurité des victimes et assurer la responsabilité des auteurs semblent constituer des points de ralliement pour de nombreux groupes assez différents. Un élément essentiel de ce processus est la valorisation des organisations féminines et leur possibilité de participer au processus, car elles ont une longue tradition de défense des intérêts des femmes et des enfants violentés. Nicola Harwin, coordinatrice nationale du réseau de foyers en Angleterre, décrit ainsi le processus:

« Passer d'une position critique et défensive, attitude que des organisations et des individus sans grand pouvoir dans une communauté sont souvent obligés d'adopter, à une attitude développant de nouvelles formes de coopération tout en maintenant une perspective féministe et de défi, voilà une transition qui s'est révélée difficile pour de nombreuses militantes. Pour nombre d'entre elles, cependant, ce fut une entreprise qui en valait la peine, ne fût-ce que par le pouvoir qu'elles y ont gagné. » (Harwin et al., 1999, p.29)

S'assurer que les réponses données et les changements proposés reflètent bien la philosophie sur laquelle on s'est mis d'accord requiert une évaluation et un contrôle permanents. Cela signifie répondre à l'exigence faite aux institutions d'élaborer des systèmes appropriés d'enregistrement des données et de rendre ces données publiques, cela signifie aussi utiliser les exemples qui nous viennent des États-Unis, où des groupes de femmes qui ont récemment utilisé le système et des travailleuses de base sont régulièrement convoqués pour faire le point sur les problèmes en cours et sur les solutions possibles, cela signifie encore, parmi d'autres moyens, avoir recours à des études de cas dans des discussions et des formations prises en commun.

« On essaie. Si ça marche, si ça protège les femmes ou que ça prévient les hommes d'avoir à nouveau recours à la violence, alors on garde. Si ça ne marche pas, ou si au contraire cela empire les choses, alors on laisse tomber. » (Officier de police de Duluth, in Harwin et al., 1999, p.150)

Une des leçons que nous avons tirées de deux évaluations (Burton et al., 1998;



Kelly, 1999) est que quelques-uns des principes élaborés dans le mouvement des foyers pour femmes méritaient d'être repensés. Parmi ces principes aujourd'hui discutables, le premier était qu'un soutien doit être apporté lorsque la femme le demande, et le second portait sur le self-help et l'autodétermination. Or, les évaluations faites par les femmes victimes de violences à propos des interventions spontanées – c'est-à-dire lorsque le projet prend des contacts et tente d'apporter un soutien aux femmes de façon préventive – montrent que les femmes apprécient cette initiative, même si certaines insistent sur le fait qu'elles n'en ont pas besoin. En outre, certaines catégories de femmes ont moins de moyens d'accéder à un soutien et il faut alors élaborer des méthodes pour pouvoir les atteindre. Un projet utilise une méthode dite «planning sécurité» (Davies, 1998) qui, tout en reconnaissant la capacité des femmes de faire face à la situation et de s'en sortir, tient aussi compte du fait que la violence domestique mine l'énergie et la confiance en soi. Cette méthode implique de rendre les femmes capables de se confronter au danger et aux torts provoqués par la violence. Selon les femmes interrogées, cette méthode, de par son honnêteté et son caractère explicite, et quoique parfois déconcertante au début, a souvent constitué pour elles un tournant dans la réévaluation de dangers qu'elles avaient d'abord minimisés. La défense des intérêts des femmes est en bien des points différente du self-help puisqu'elle implique de travailler avec quelqu'un pour découvrir ses besoins, puis d'agir au nom de la personne dans les négociations avec les institutions pour s'assurer qu'on leur donne bien ce qu'elles sont en droit d'attendre. Les femmes victimes de violences semblent valoriser le fait que quelqu'un prenne la responsabilité d'assurer en leur nom le lien avec des systèmes complexes et face auxquels elles se sentent démunies.

Une des leçons profondes que l'on tire du tout dernier livre sur Duluth (Shepard & Pence, 1999) est que le changement institutionnel et des réponses coordonnées tiennent autant aux détails de la routine quotidienne, à savoir comment la pratique est organisée par des règles, des procédures et des formes, qu'à la conscience et aux attitudes des travailleuses et des travailleurs dans le domaine. Il ne suffit pas de penser autrement, les professionnel-le-s doivent agir autrement.

«La formation à elle seule n'allait pas suffire. Il a fallu pousser pour qu'il y ait des stratégies et des protocoles écrits qui fournissent une sorte de réponse standard. [La femme] appelle le 911 et jusqu'à ce qu'elle en ait fini, il y a

facilement 30 ou 40 personnes qui ont quelque chose à voir avec son cas. Dans une ville comme la nôtre, des centaines de personnes sont impliquées dans un aspect ou un autre d'un cas. Si nous n'avons pas de lignes directrices relativement claires par rapport à ce que sont – ou ne sont pas – des réponses acceptables, on va partir dans toutes les directions» (avocate citée dans Shepard & Pence, p.17).

L'usage d'audits institutionnels provient de la reconnaissance que les logiques institutionnelles sont enracinées dans des règles, des procédures et des formes et que c'est à travers ces routines que la réalité de la violence domestique se perd ou que l'expérience des femmes est fragmentée. L'audit requiert de questionner chaque étape du processus institutionnel: ceci va-t-il améliorer la sécurité des femmes? Cela va-t-il augmenter la possibilité d'aller vers une condamnation? Cela va-t-il favoriser la coordination? L'ambition est d'atteindre un point où les dossiers des cas traités correspondent au quotidien et à la réalité que vivent les femmes plutôt qu'à des impératifs institutionnels. Les dossiers et les bases de données doivent devenir des ressources qui permettent une identification rapide de victimisation répétée, qui permettent aussi d'évaluer le degré de danger et de savoir quelles autres agences sont impliquées.

Une leçon récurrente est que la création d'un soutien communautaire pour les femmes et les enfants violentés, de même qu'une sanction communautaire pour les auteurs de violences fournissent un contexte qui favorise le changement institutionnel. Cela permet en outre de faire passer des messages cohérents au-delà des institutions, perçues comme les seules à avoir des responsabilités spécifiques dans le domaine de la violence domestique. Cela peut être particulièrement important pour les communautés rurales et pour celles qui dépendent d'organisations religieuses en matière de soutien et de conseil, ou encore pour la fourniture de services spécialisés aux personnes handicapées, aux personnes âgées, aux réfugiés et aux jeunes. Le message est de trouver des façons créatives d'étendre le réseau le plus loin possible.

Remarques finales

Une des choses que j'ai apprises au cours des 25 dernières années, c'est qu'il n'y a pas de solutions simples au problème de la violence domestique. Nous devons garder en mémoire qu'à l'origine, ce travail consistait à écouter les femmes. Aujourd'hui, il faut à nouveau écouter et entendre ce que les femmes et les enfants ont à nous dire. Lors des deux dernières évaluations que nous avons menées (Bur-

ton et al., 1998; Kelly, 1999), nous avons demandé aux femmes s'il y avait quelque chose qui «faisait la différence» parmi les réponses apportées dans les divers projets. Aucune ne parle de «réponses intégrées» ou coordonnées, mais elles disent bien les messages très clairs qu'elles ont reçus: nommer la violence, s'entendre dire qu'elles n'étaient pas coupables et, surtout, qu'elles méritaient mieux. Il y a ici des leçons simples à tirer pour tout individu ou institution: il est possible d'utiliser le pouvoir et les ressources qu'on a pour faire passer ces messages clairs et simples, pour minimiser la responsabilité que les femmes prennent sur elles et pour maximiser celle des auteurs de violences.

Je terminerai en citant les mots de ma collègue et amie Robyn Holder, pionnière de la coordination dans le West London, et qui s'attelle maintenant à la même tâche à Canberra en Australie.

«S'engager dans un travail inter-agences sur la violence domestique requiert d'avoir du cœur, du courage et de prendre des risques. Risques quant à ses propres présupposés sur les autres et les autres organisations, risques quant à ses propres croyances sur le monde et la façon dont il marche, risques sur son sens personnel de la droiture, du professionnalisme et de la compétence. Faire des alliances avec des gens ou des agences peu probables au départ est aussi un risque. C'est dans ces alliances, même si elles peuvent parfois apparaître (contre nature) que réside un grand potentiel de changement.

Si l'objet du travail inter-agences réside dans son potentiel de changement institutionnel, l'objet du changement institutionnel est de rendre la vie des femmes et des enfants plus sûre.» (Robyn Holder, in Harwin et al., 1999, p. 126)

Traduction: Martine Chaponnière

Notes

- 1 Jyväskylä, Finlande, novembre 1999.
- 2 Action pour les femmes et les enfants en situation d'urgence. AWAKE signifie en anglais «Eveillé» ou «Réveillez-vous» (note de la traductrice).
- 3 Il s'agit ici d'un jeu de mot qui peut se traduire soit comme «La violence domestique compte», soit comme «Affaires de violence domestique» (note de la traductrice).
- 4 Le succès d'un programme peut être mesuré par des appels répétés à la police, par des «programme facilitateurs», par des auto-rapports des hommes eux-mêmes et par des rapports de la compagne actuelle ou de l'ex-compagne, tous ces moyens pouvant aussi être combinés les uns avec les autres. Une complication supplémentaire vient du fait que bien qu'une proportion significative d'hommes ayant suivi ces programmes jusqu'au bout diminuent leur usage de la violence, il y a aussi un très fort taux d'abandon (environ la moitié) dans presque tous les program-



mes. Si on prend en compte seulement les hommes qui ont suivi le programme jusqu'au bout, le taux de succès sera beaucoup plus grand que si on prend en compte l'ensemble des hommes qui ont accepté de participer à un tel programme.

Références

Austin, J. & Dankwort, J., 1999, The impact of a batterers' program on battered women, in: *Violence Against Women*, 5:1, 25-42.

Bennett, L. & Piet, M., 1999, Standards for batterer intervention programs: In whose interest?, in: *Violence Against Women*, 5:1, 6-24.

Breckenridge, Jan and Laing, Lesley, 1999, *Challenging Silence: Innovative Responses to Sexual and Domestic Violence*, St Leonards NSW, Allen and Unwin.

British Medical Association, 1998, *Domestic Violence: A Health Care Issue?*, London, Chameleon Press.

Burton, S.; Regan, L. and Kelly L., 1998, *Supporting Women and Challenging Men: Lessons from the Domestic Violence Intervention Project*, Bristol, Policy Press.

Crisp, Debbie & Stanko, Elizabeth, forthcoming, *Domestic violence: measuring and monitoring costs and needs*, in: J. Taylor Browne (ed.), *Reducing Domestic Violence: What Works?*, London, Home Office.

Davies, G., Lyon, E. and Monti-Catania E., 1998, *Safety Planning with Battered Women: Complex Lives/Difficult Choices*, Thousand Oaks, Sage.

Domini, Nicola and Radford, Lorraine, 1996, *Domestic Violence in Surrey: Developing Effective Inter-Agency Response*, Surrey County Council and Roehampton Institute.

Edwards, Susan, 1998, *Is Change Possible? An Exploration of the Applicability of Duluth Principles of Inter-agency Coordination in the UK Response to the Crime of Domestic Violence*, London, Hammersmith and Fulham Community Safety Unit.

Glass, Dee Dee, 1995, *All my Fault*, London, Virago.

Grace, Sharon, 1995, *Policing Domestic Violence in the 1990s*, Home Office Research Study 139, HMSO.

Hague, Gill; Malos, Ellen and Dear, Wendy, 1996, *Multi-agency Work and Domestic Violence*, Bristol, Policy Press.

Harwin, N., Hague, G. and Malos, E., 1999, *The Multi-Agency Approach to Domestic Violence: New Opportunities, Old Challenges*, London, Whiting and Birch.

Henderson, Sheila, 1999, *Service Provision to Women Experiencing Domestic Violence in Scotland*, Edinburgh, Scottish Office Central Research Unit.

Home Office, 1995, *Inter-agency co-ordination to tackle domestic violence*, London, HMSO.

Humphreys, Cathy and Mullender, Audrey, 1998, *Domestic Violence and Child Abuse: Policy and Practice Issues for Local Authorities and Other Agencies*, London, Association of Local Government.

Kelly, Liz, 1996a, When woman protection is the best kind of child protection: children, domestic violence and child abuse, in: *Administration* 44:2, 118-135.

Kelly, Liz, 1996b, Tensions and possibilities: enhancing informal response to domestic violence, in: J. Edelson and Z. Eisocovits (Eds), *Future Interventions with Battered women and their families*, Thousand Oaks, Sage.

Kelly, Liz, 1999, *Domestic Violence Matters: An Evaluation of a Development Project*, Home Office Study 188, London, The Stationary Office.

Kelly, Liz and Humphreys, Cathy, forthcoming, *Supporting women and children in their communities: outreach and advocacy approaches to domestic violence*, in: J. Taylor Browne (ed.), *Reducing Domestic Violence: What Works?*, London, Home Office.

Kirkwood, C., 1994, *Ending Violent Relationships*, London, Sage.

McGibbon, Alison; Cooper, Libby and Kelly, Liz, 1989, *What Support?: An Exploratory Study of Council Policy and Practice and Local Support Services in the area of Domestic Violence within Hammersmith and Fulham*, Council Community and Police Committee.

Mirrlees-Black, C. and Byron, C., 1999, *Domestic Violence: Findings from the New British Crime Survey Self-Completion Questionnaire*, London, Home Office Research Study 192.

Pence, Ellen and McDonnell, Coral, 1999, *Developing Policies and Protocols*, in: Shepard, M. and Pence, E., 1999, 41-64.

Plotnikoff, Joyce and Wolfson, 1999, *Policing Domestic Violence: Effective Organisational Structures*, London, Home Office, Police Research Series Paper 100.

Mullender, Audrey, 1996, *Re-thinking Domestic Violence*, London, Routledge.

Mullender, Audrey et al., 1999, *Children's Needs, Coping Strategies and Understandings of Woman Abuse*, Final report to the ESRC, Warwick University.

Sen, P., 1998, *A Basket of Resources: Women's Resistance to Domestic Violence in Calcutta*, PhD thesis, Sociology Dept, Bristol University.

Sen, P., 1998, *Searching for routes to safety: a report on the needs of ethnic minority women dealing with domestic violence*, London, Camden Equalities Unit.

Shepard, M. and Pence, E., 1999, *Coordinating Community Responses to Domestic Violence: Lessons from Duluth and Beyond*, London, Sage.

Stanko, Betsy et al., 1998, *Counting the Costs: Estimating the Impact of Domestic Violence in the London Borough of Hackney*, Bristol, Crime Concern.

Stark, Evan and Flitcraft, Anne, 1996, *Women at Risk: Domestic Violence and Women's Health*, California, Sage.

Women's Unit, 1999, *Living Without Fear: An Integrated Approach to Tackling Violence Against Women*, London, The Cabinet Office.

Dr Liz Kelly est chercheuse féministe et directrice du Child and Women Abuse Studies Unit à l'Université de North London, Royaume-Uni.



Häusliche Gewalt: Prävention und Intervention / Ausgewählte Literatur

Violence domestique: prévention et interventions / Littérature choisie

Die meisten der unten genannten Publikationen können in der Dokumentationsstelle für Frauenfragen ausgeliehen werden. Auskunft: Dokumentationsstelle für Frauenfragen, Eigerplatz 5 (ab Februar 2001: Schwarztörstrasse 51), 3003 Bern. Tel. 031 322 92 79. Öffnungszeiten: Mo, Mi, Do 9–12 oder nach Vereinbarung.

La plupart des publications mentionnées ci-dessous peuvent être empruntées au Centre de documentation pour les questions féminines. S'adresser à: Centre de documentation pour les questions féminines, Eigerplatz 5 (dès février 2001: Schwarztörstrasse 51), 3003 Berne. Tél. 031 322 92 79. Heures d'ouvertures: lundi, mercredi, jeudi matin de 9 h. à 12 h. ou sur rendez-vous.

Arbeitsgruppe Hilfe für bedrohte Opfer (HIBO) (Hrsg.): Massnahmen für einen verbesserten Opferschutz : bereinigter Zwischenbericht vom 13. März 1998. – Zürich: HIBO, 1998. – 35 S.

Deskriptoren: Opferhilfegesetz; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Schweiz

Fg 023 / Qb

Basler Interventionsprojekt gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft (Hrsg.): Halt Gewalt : Basler Interventionsprojekt gegen Gewalt im sozialen Nahraum : Medienkonferenz vom 3.6.1999. – Basel: s.n., 1999. – div. pag.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Schweiz

Fg 092 / Qb

Berliner Initiative gegen Gewalt gegen Frauen, BIG (Hrsg.): Berliner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt : alte Ziele auf neuen Wegen : ein neuartiges Projekt gegen Männergewalt an Frauen stellt sich vor. – Berlin: Koordinationsstelle des Berliner Interventionsprojektes gegen häusliche Gewalt, 1997 (ca.). – 24 S.

Zusammen mit 3 weiteren Broschüren: 1 Gewalt gegen Frauen im häuslichen Bereich: alte Ziele – neue Wege, 19 S. – 2 Jetzt erst Recht: Rechte für misshandelte Frauen – Konsequenzen für Täter, 47 S. – 3 Grenzen setzen – verantwortlich ma-

chen – Veränderung ermöglichen: die Arbeit mit Tätern im Rahmen eines Interventionsprojektes gegen häusliche Gewalt, 19 S.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; ausl. Frauenstellen

Fg 132

Büchler, Andrea: Gewalt in Ehe und Partnerschaft : polizei-, straf- und zivilrechtliche Interventionen am Beispiel des Kantons Basel-Stadt. – Basel (etc.): Helbing & Lichtenhahn, 1998. – 361 S. – (Basler Studien zur Rechtswissenschaft; Bd. 10)

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Schweiz; Strafrecht

Fg 148

Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich (Hrsg.): Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP. – Medienkonferenz vom 18. März 1997. – Zürich: s.n., 1997. – div.

Inhalt der Mediendokumentation: Pressecommuniqué, Referate von J. Estermann, Projektgruppe ZIP, R. Neukomm, M. Stocker, Zusammenfassung der Projektberichts 1997. –

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; inl. Frauenstellen; Schweiz

Fg 084 / Qb

Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich [et al.] (Hrsg.); Gloor, Daniela; Meier, Hanna (Autorinnen): Das Kooperationsmodell «Runder Tisch» des Zürcher Interventionsprojektes gegen Männergewalt ZIP : Evaluationsbericht. – Zürich: Social Insight GmbH, 1998. – 31 S.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz

Fg 151

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Aktionsplan der Bundesregierung zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen. – Bonn: s.n., 1999. – 52 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; ausl. Frauenstellen

Fg 038 / C

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Gewalt gegen Frauen hat viele Gesichter : Aktionshandbuch : Dokumentation der regionalen Aktionen mit Checklisten und Beispielen zur Planung und Umsetzung. – [Bonn]: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 1996 [ca.]. – [Ordner unpag.]

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Mädchenbildung/Mädchenarbeit; ausl. Frauenstellen

Fg 112

Burgmüller, Claudia; Godenzi, Alberto; Hagemann-White, Carol: Input : aktuell zum Thema sexualisierte Gewalt. – Ruhnmärk: Donna Vita, 1998. – 80 S.

Stichworte: Vertretung von Kindern in Strafverfahren, Täterfrage

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; sexuelle Ausbeutung von Kindern; Prävention/Intervention

Fg 145

Commission européenne (éd.): Briser le silence : campagne européenne contre la violence domestique. – Luxembourg: Office des publications officielles des Communautés Européennes, 2000. – 15 S.: Ill.

Deutsche Ausg. siehe Signatur Fg 040 / C

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa

Fg 041 / C

Commission européenne (éd.); Kotarakos, Christine (autrice): L'opinion des européens sur la question de la violence domestique à l'égard des femmes : une enquête Eurobaromètre réalisée à la demande de la Commission européenne, dans le cadre de la campagne européenne de sensibilisation contre la violence domestique : présentation synthétique des résultats. – Bruxelles: Commission européenne, 1999. – 20 S.: Ill. - (Eurobaromètre 51.0)



englische Ausg. siehe Signatur Fg 105 / Qb
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 104 / Qb

Commissione consultiva per la condizione femminile del Consiglio di Stato (ed.): La violenza contro la donna nella coppia : raccomandazioni e misure di prevenzione e di controllo sulla violenza contro la donna nella coppia. – Bellinzona: Repubblica et Cantone Ticino, 2000. – 40 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
 Fg 101 / Qb

Conseil de l'Europe (éd.): Rapport final d'activités du EG-S-VL comprenant un plan d'action de lutte contre la violence à l'égard des femmes. – Strasbourg: Conseil de l'Europe, 1997. – 120 S.

Engl. Ausg. siehe Signatur Fg 139
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 140

Conseil de l'Europe (éd.): La violence à l'égard des femmes : recueil des textes principaux du Conseil de l'Europe depuis 1995. – Strasbourg: Conseil de l'Europe, 1999. – 61 S.

Engl. Ausg. siehe Signatur Fg 102 / Qb
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 103 / Qb

Coomaraswamy, Radhika; United Nations (Hrsg.); Commission of Human Rights (Hrsg.): Rapport of the special rapporteur on violence against women, its causes and consequences, Ms. Radhika Coomaraswami, submitted in accordance with Commission on Human Rights resolution 1995/85. – s.l.: United Nations, 1996. – 52 S.

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 068 / Qb.
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Internationale Organisationen
 Fg 067 / Qb

Coomaraswamy, Radhika; Nations Unies (éd.); Commission des droits de l'homme (éd.): Rapport préliminaire présenté par le rapporteur spécial chargé de la question de la violence contre les femmes, y compris ses causes et ses conséquences, Mme Radhika Coomaraswamy, conformément à la résolution 1995/85 de la Commission des droits de l'homme. – s.l.: Nations Unies, 1996. – 51 S.

Engl. Ausg. siehe Signatur Fg 067 / Qb.
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Internationale Organisationen
 Fg 068 / Qb

Council of Europe (ed.): Final report of activities of the EG-S-VL including a plan of action for combating violence against women. – Strasbourg: Council of Europe, 1997. – 106 S.

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 140
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 139

Council of Europe (Hrsg.): Violence against women: compilation of the main texts of the Council of Europe since 1995. – Strasbourg: Council of Europe, 1999. – 55 S.

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 103 / Qb
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 102 / Qb

Decurtins, Lucio; Gerber, Matthias: Grundlagen für den Aufbau einer Fach- und Beratungsstelle «Männergewalt»: im Auftrag der Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern. – Bern: Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern, 1999. – 159 S.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Männer; inl. Frauenstellen; Schweiz
 Fg 150

Dohnal, Johanna (Hrsg.): Test the West : Geschlechterdemokratie und Gewalt. – Wien: Bundesministerin für Frauenangelegenheiten Bundeskanzleramt, 1993. – 191 S.

Enthält Artikel über das Domestic Abuse Intervention Project (DAIP) von Duluth.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Gleichstellungsrecht; ausl. Frauenstellen
 Fg 102

Eggenberger, Marlene: Neue Interventionsstrategien im Umgang mit Gewalt gegen Frauen : das Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP. – Artikel aus: Soziale Arbeit : die Fachzeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik, soziokulturelle Animation, (1998) Nr. 15, S. 16–22.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Schweiz
 Fg 089 / Qb

Egger, Renate [et al.]: Gewalt gegen Frauen in der Familie. – Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1996. – 309 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Familie; Strafrecht
 Fg 104

Ernst, Marie-Louise; Kantonale Frauenkommission Bern (Hrsg.): Auf dem Weg, das Schweigen zu brechen : Massnahmen gegen Gewalt von Männern an Frauen im Kanton Bern : eine Standortbestimmung der Kantonalen Frauenkommission. – Bern: Kantonale Frauenkommission, 1995. – 55 S.

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 060 / Qb.
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
 Fg 059 / Qb

Ernst, Marie-Louise; Commission cantonale pour les questions féminines Berne (éd.): Rompre le silence : mesures pour combattre la violence des hommes contre les femmes dans le canton de Berne : un état des lieux de la Commission cantonale pour les questions féminines. – Berne: Commission cantonale pour les questions féminines, 1995. – 57 S.

Deutsche Ausg. siehe Signatur Fg 059 / Qb.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
 Fg 060 / Qb

Europäische Kommission (Hrsg.): Die Mauer des Schweigens durchbrechen : europäische Kampagne gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft. – Luxembourg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften, 2000. – 15 S.: Ill.

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 041 / C
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 040 / C

European Commission (Hrsg.); Kotarakos, Christine (Autorin): Europeans and their opinion about domestic violence against women : a Eurobarometer survey carried out at the request of the European Commission in the framework of the european campaign against domestic violence : executive summary. – Bruxelles: European Commission, 1999. – 20 S.: Ill. – (Eurobarometer 51.0)

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 104 / Qb
 Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Europa
 Fg 105 / Qb

Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann (Hrsg.): Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft : Tätigkeitsbericht und Grobevaluation der regionalen Kampagne vom 28. Oktober 1997 bis 3. Dezember 1997. – Bern: Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann, 1998. – 17 S.: Ill.



Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 082 / Qb

Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern; Fachstelle für die Gleichstellung von Frauen und Männern des Kantons Bern (Hrsg.); Aeschlimann, Margret; Knoll, Sonja (Autorinnen): Modul zum Thema Halt Gewalt in Ehe und Partnerschaft. – Bern: Fachstelle für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Bern, 1998. – Mappe mit 100 losen Seiten

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Lehrmittel; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 131

Fachstelle Gewalt gegen Frauen und Kinder; Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich (Hrsg.): Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt ZIP : Mediendokumentation 23. November 1999. – Zürich: s.n., 1999. – div.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 098 / Qb

Gillioz, Lucienne: La violence domestique en Suisse : état des lieux. - Artikel aus: F-Frauenfragen, H. 1, 1997

Conférence, donnée à l'occasion du colloque «Tolérance zéro!», Berne, le 7 décembre 1996. – S. 5–11. –

Deskriptoren: Vergewaltigung; Miss-handlung; Gewalt gegen Frauen/Mädchen

Gillioz, Lucienne; De Puy, Jacqueline; Ducret, Véronique: Domination et violence envers la femme dans le couple. – Lausanne: Editions Payot, 1997. – 269 S.: Ill. Programme nationale de recherche PNR 35: femmes, droit et société

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Stellung der Frau in der Schweiz
Fg 119

Gleichstellungsbüro des Kantons Basel-Stadt (Hrsg.): Halt Gewalt : ein öffentliches-privates Interventionsmodell gegen Gewalt im sozialen Nahraum : ein Basler Forschungsprojekt im Rahmen des Schweizerischen Nationalfonds-Programms 40. – s.l.: s.n., 1997. – 8 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 075 / Qb

Gloor, Daniela; Meier, Hanna: Staatliche Intervention bei Gewalt im sozialen Nahraum : eine empirische Untersu-

chung zum Handeln der Polizei. In: Eisner, Manuel; Manzoni, Patrik (Hrsg.): Gewalt in der Schweiz: Studien zu Entwicklung, Wahrnehmung und staatlicher Reaktion. – Chur; Zürich: Rüegger, 1998. S. 161 – 184.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Schweiz
Fg 144

Gloor, Daniela; Meier, Hanna; Baeriswyl, Pascale; Büchler, Andrea: Interventionsprojekte gegen Gewalt in Ehe und Partnerschaft: Grundlagen und Evaluation zum Pilotprojekt Halt – Gewalt. – Bern; Stuttgart; Wien: Verlag Paul Haupt, 2000. – 213 S.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Strafrecht; Schweiz
Fg 159

Godenzi, Alberto: Gewalt im sozialen Nahraum. – Basel; Frankfurt a.M.: Helbing & Lichtenhahn, 1996. – 460 S. 3., erw. Aufl.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Feminismustheorie; Soziologie
Fg 117

Godenzi, Alberto: Arbeit mit gewalttätigen Männern: what works? Artikel aus: F-Frauenfragen, H. 1, 1997 S. 12–17.

Referat, gehalten an der Tagung «Tolérance Zéro!», Bern, 7. Dezember 1996.

Deskriptoren: Männer; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention

Godenzi, Alberto; Yodanis, Carrie: Erster Bericht zu den ökonomischen Kosten der Gewalt gegen Frauen. – Freiburg: Universität Freiburg, 1998. – 23 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Finanzfragen; Staat Schweiz
Fg 033 / C

Hagemann-White, Carol: Strategien gegen Gewalt im Geschlechterverhältnis. Bestandsanalyse und Perspektiven. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, 1992. – 145 S.

Forschungsberichte des BIS, hg. von Sabine Gensior & Carol Hagemann-White, Band 4. – Unter Mitarbeit von Heidi Lang/Jutta Lübbert / Birgitta Rennefeld.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Feminismustheorie; Texte aus der neuen Frauenbewegung
Fg 072

Hagemann-White, Carol; Kavemann, Barbara; Ohl, Dagmar: Parteilichkeit und Solidarität : Praxiserfahrungen und Streitfragen zur Gewalt im Geschlechterver-

hältnis. – Bielefeld: Kleine Verlag, 1997. – 260 S. – (Theorie und Praxis der Frauenforschung; Bd. 27)

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; sexuelle Ausbeutung von Kindern; Prävention/Intervention; Feminismustheorie
Fg 125

Heiliger, Anita; Hoffmann, Steffi (Hrsg.): Aktiv gegen Männergewalt : Kampagnen und Massnahmen gegen Gewalt an Frauen international. – München: Frauenoffensive, 1998. – 257 S.

Buch im Rahmen der «Münchner Kampagne gegen Männergewalt an Frauen und Mädchen/Jungen». Enthält auch einen Beitrag zum «Berliner Interventionsprojekt gegen häusliche Gewalt BIG» und zum DAIP-Projekt in Duluth/USA.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen
Fg 137

Heiliger, Anita: Täterstrategien und Prävention : sexueller Missbrauch an Mädchen innerhalb familialer und familienähnlicher Strukturen. – München: Verlag Frauenoffensive, 2000. – 198 S.

Deskriptoren: sexuelle Ausbeutung von Kindern; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention
Fg 136

Internationale Liga für Menschenrechte; Erbe, Brigitte (Hrsg.): Frauen fordern ihr Recht : Menschenrechte aus feministischer Sicht. – Berlin; Hamburg: Argument, 1998. – 136 S. – (Edition Philosophie und Sozialwissenschaften; 45)

Deskriptoren: Verfassungsrecht; Feminismustheorie; Migration; Prävention/Intervention
Jac 038

Köllner, Angela; Leutner, Barbara: Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Massnahmen der Städte. Köln: Deutscher Städtetag, 1994. – 193 S., ill.

DST-Beiträge zur Frauenpolitik, Reihe L, Heft 1.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; öffentlicher Raum; Wohnen
Fg 046/Qb

Merriam, Barbara: Preventing violence against women and children = prévenir la violence contre les femmes et les enfants = der Gewalt gegen Frauen und Kinder vorbeugen : the canadian experience = l'expérience canadienne [trad.] = die Erfahrungen Kanadas [trad.]. – Artikel aus: F-Frauenfragen, H. 1, 1997 S. 18–36. –

Präsentation given at the conference «Tolérance zéro!» in Bern, Switzerland, december 7, 1996. – Stichwort: Canada.



Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Stellung der Frau im Ausland

Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Gewalt gegen Frauen – Was tun mit den Tätern? Dokumentation einer Fachtagung. Düsseldorf: Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen, 1993. – 97 S.

Dokumente und Berichte 24.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Männer
Fg 043/Qb

Möller, Kurt (Hrsg.): Nur Macher und Macho? : geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit. – Weinheim; München: Juventa Verlag, 1997. – 320 S. – (Geschlechterforschung)

Enthält Artikel über die Gewaltberatungsstelle «Männer gegen Männer-Gewalt», Hamburg

Deskriptoren: Jungenbildung/Jungenarbeit; Männeremanzipation; Väter; Sexualität; Prävention/Intervention
Nb 096

Niedersächsisches Frauenministerium (Hrsg.): Männergewalt in der Familie : neue Wege staatlicher Interventionen : Dokumentation der Veranstaltung vom 31. Oktober 1996. – Hannover: Niedersächsisches Frauenministerium, 1997. – 28 S.: Ill.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; ausl. Frauenstellen
Fg 087 / Qb

Olympe (Hrsg.): Männer – Gewalt gegen Frauen : gesellschaftlich, grenzenlos, grauenhaft. – Zürich; München: Verlag der Autorinnen, 2000. – 144 S.: Ill. – (Olympe: feministische Arbeitshefte zur Politik; Heft 12)

Referate der Tagung «20 Jahre Frauenhaus Zürich», 2. Oktober 1999; Institutioneller Umgang mit Gewalt; NFP 40 «Gewalt im Alltag und organisierte Kriminalität».

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Schweiz
Zs

Schweikert, Birgit: Gewalt ist kein Schicksal: Ausgangsbedingungen, Praxis und Möglichkeiten einer rechtlichen Intervention bei häuslicher Gewalt gegen Frauen unter besonderer Berücksichtigung von polizei- und zivilrechtlichen Befugnissen. – Baden-Baden: Nomos, 2000. – 541 S. (Schriften zur Gleichstellung der Frau; 23)

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Strafrecht; Privatrecht
Fg 157

Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hrsg.): Beziehung mit Schlagseite : Gewalt in Ehe und Partnerschaft. – Bern: eFeF, 1997. – 157 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 118

Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hrsg.): Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft. – Bern: s.n., 1997

Diverses Material der Kampagne. – Nicht ausleihbar

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 086 / Qb

Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hrsg.): Die Kampagne Halt Gewalt der Schweizerischen Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten : Evaluationsbericht. – Zürich: Landert Farago Davatz & Partner, 1997. – 38 S.: Ill.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Staat Schweiz; Schweiz; inl. Frauenstellen
Fg 076 / Qb

Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hrsg.): Interventionsprojekte : Referate der Weiterbildung in Bern vom 13. November 1998. – s.l.: s.n., 1999. – div.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 091 / Qb

Senatsverwaltung für Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen (Hrsg.): Eingreifen bei häuslicher Gewalt : europäische Erfahrungen bei der Verbesserung von Hilfsangeboten für Frauen, die von Gewalt betroffen sind : Dokumentation der Fachtagung zu Interventionszentralen im Europäischen Raum am 30. 10. 1999 in Berlin. – Berlin: Verwaltungsdruckerei, 1999. – 87 S.: Ill.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; ausl. Frauenstellen
Fg 042 / C

Studer, Liliane (auteure); Conférence Suisse des déléguées à l'égalité (éd.): Halte à la violence contre les femmes dans le couple : rapport final de la campagne nationale commanditée par la Conférence Suisse des déléguées à l'égalité. – Berne: s.n., 1998. – 25 S.

Deutsche Ausg. siehe Signatur Fg 080/Qb. Stichworte: Evaluation

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 081 / Qb

Studer, Liliane (Autorin); Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten (Hrsg.): Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft : Schlussbericht zur nationalen Kampagne im Auftrag der Schweizerischen Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten. – Bern: s.n., 1998. – 29 S.

Franz. Ausg. siehe Signatur Fg 81/Qb. Stichworte: Evaluation.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 080 / Qb

Swedish Association for Sex Education (ed.): Rape and sexual abuse : a guide to victim care. - Stockholm: RFSU, 1998. – 65 S.

Deskriptoren: Vergewaltigung; sexuelle Ausbeutung von Kindern; Prävention/Intervention
Fgv 007 / C

United Nations: Strategies for Confronting Domestic Violence. A Resource Manual. New York: United Nations., 1993. – 122 S.

United Nations Office at Vienna, Centre for Social Development and Humanitarian Affairs.

Deskriptoren: Internationale Organisationen; Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Misshandlung
Fg 055/Qb

Vontobel, Susanne (Autorin); Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons Zürich (Hrsg.): Kampagnen-Evaluation «Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft» : Input-Output-Analyse. – Zürich: Universität Zürich, 1998. – 80 S.: Ill.

Siehe auch Input-Output-Analyse der Medienberichterstattung Signatur Fg 79/Qb

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Medien; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 128

Vontobel, Susanne (Autorin); Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons Zürich (Hrsg.): Kampagnen-Evaluation «Halt Gewalt gegen Frauen in Ehe und Partnerschaft» : Projektbericht Input-Output-Analyse der Medienberichterstattung. – Zürich: Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich, 1998. – 20 S.: Ill.

Kurzfassung; ausführlicher Bericht unter Signatur Fg 128

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; Medien; inl. Frauenstellen; Schweiz
Fg 079 / Qb



Women against violence europe WAVE (Hrsg.): 1st WAVE conference: 15–17 January 1998, Vienna. – Wien: s.n., 1998. – 123 S.

Stichworte: div. Länderberichte zum Thema häusliche Gewalt.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Prävention/Intervention; internationale Kongresse

Fg 141

Zentrale Informationsstelle für Autonome Frauenhäuser (ZIF) (Hrsg.): Film-Liste der Autonomen Frauenhäuser Gewalt gegen Frauen und Kinder. – Siegen: ZIF, 1997. – 134 S.

Deskriptoren: Gewalt gegen Frauen/Mädchen; Bibliographien

Fg 123

Zürcher Interventionsprojekt gegen Männergewalt, ZIP (Hrsg.): Unterstützungsangebote für von häuslicher Gewalt betroffene Frauen und ihre Kinder in der Stadt Zürich : aktuelle Situation, Bedarf und Empfehlungen. – Zürich: s.n., 1998. – 65 S.: Ill.

Deskriptoren: Prävention/Intervention; Gewalt gegen Frauen/Mädchen; inl. Frauenstellen; Schweiz

Fg 083 / Qb

Jedes Alter hat seine schönen Seiten

Gritli Olgiasi-Rüdlinger, Poschiavo, erzählt aus ihrem Leben

Aus: «Das Erzählen geht weiter. Frauenleben in Graubünden»¹

In der Rubrik «Passagen» finden Sie Ausschnitte aus Romanen, Erzählungen oder Lyriksammlungen, die wir zur Lektüre empfehlen. Diese literarischen Kostproben bilden einen Kontrapunkt zu den Fachtexten, die den Schwerpunkt unserer Zeitschrift «Frauenfragen» ausmachen. Sie sollen ein Hinweis darauf sein, dass neben Wissenschaft und Politik auch die Literatur einen wichtigen Zugang zu den Lebenswirklichkeiten von Frauen eröffnet.

Die Redaktion

Ich wurde in vielem sehr frei erzogen

Ich bin 1915 in Zuoz geboren. Die Mutter stammte aus dem Puschlav, der Vater aus dem Toggenburg. Von Beruf war er Spengler. Vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg war er aber oft ohne Arbeit, so dass er alles annahm, was er an Arbeit gerade bekam. Wie fast alle Engadiner damals besaßen auch wir Hühner, Geissen, Schafe und etwas Land. Mein Vater versuchte sich als Bauer, was ihm aber nicht so recht gelang.

Meine Mutter führte neben dem Haushalt mit fünf Kindern einen Lebensmittelladen. Sie war in England aufgewachsen und erzog uns Kinder in vielem sehr frei, in manchem war sie aber auch streng. Anders als die Engadinerinnen liess sie uns Kinder nach Lust und Laune im Winter ohne Mütze und im Sommer barfuss aus dem Haus. Sicher wurden wir auch manchmal bestraft, doch nur soweit es uns gut tat. Ohne Strafe funktioniert keine Erziehung. Auch Gott straft, wenn es nötig ist.

Im Haushalt mussten bei uns Mädchen und Buben alle gleich mithelfen. Natürlich fiel den Buben die schwerere Arbeit zu. Doch schon in der ersten Klasse musste ich einmal pro Woche alle Küchengeräte aus Messing und Kupfer polieren. Eine sehr anstrengende Arbeit. Von der Küche schleppte ich alles nach draussen auf die Bank, die vor keiner Engadiner Haustüre fehlt. Die Geräte rieb ich mit einem kupferfarbenen Pulver ein und polierte sie. Das Pulver nannten wir «Fritzolin», weil mein Vater Fritz es erfunden und selbst hergestellt hatte. Davon besaßen wir im Keller ein ganzes Fass.

Die Auswanderung prägte mein ganzes Leben

Weil mein Vater in Zuoz keine Arbeit mehr bekam, zogen wir in ein Nachbardorf, nach La Punt. Bald schon ermunterte eine Freundin meiner Mutter, die in Kanada wohnte, meine Eltern zur Auswanderung. Diese Entscheidung fiel ihnen gar nicht leicht. Ausschlaggebend war schliesslich die grosse Hoffnung meines Vaters, dort eine Arbeit zu finden. Ich war damals acht Jahre alt. Diese Auswanderung prägte mein ganzes Leben und das meiner Familie überhaupt. Wir wurden viel offener.

Als ausgebildeter Spengler bekam mein Vater in Kanada sofort eine Stelle. Doch sechs Monate später, im Dezember 1923, wurde er schwer krank und arbeitsunfähig. Was sollte meine Mutter tun? Mit fünf kleinen Kindern, das älteste erst neunjährig, konnte sie nicht auch noch den Lebensunterhalt verdienen. Wir bewohnten am Stadtrand von Winnipeg ein kleines, sehr einfaches Holzhaus, wie man sie in Wildwestfilmen sieht, einstöckig, mit zwei Schlafzimmern und einer Stube, die von der Küche mit einem Vorhang getrennt war. Das Wasser musste weit weg vom Haus aus der Erde gepumpt und hergetragen werden. Der Schulweg war sehr lang und führte durch Kornfelder, Herden von Büffeln und Tomatenplantagen. Dem Vater war ein kleines Stück Land zugeteilt worden, das er hätte roden und bebauen können. Doch so weit kam es nicht mehr.

Unter Vaters Krankheit litten wir alle schwer

Sieben Monate nach unserer Ankunft in Kanada kam unsere Familie völlig verarmt in die «Emigrationhall» in Montreal, wo wir zwei Monate lang auf ein Schiff warten mussten, das uns wieder in die Schweiz zurückbringen sollte.

Vorerst kamen wir ins Puschlav. In der Schweiz erholte sich der Vater in kurzer Zeit. Er fand dann eine Stelle im Unterland, und so zog die ganze Familie nach Winterthur. Nicht für lange. Drei Monate später erkrankte mein Vater erneut und musste in eine Psychiatrische Klinik eingeliefert werden. Weil wir mittellos waren, kam er nach Wil in die Klinik seines Heimatkantons, da seine Heimatgemein-

de für die Kosten aufzukommen hatte.

Dort blieb mein Vater, unheilbar geisteskrank, vierzehn Jahre lang, bis er an einem Hirnschlag starb. Da er im Unterland beigesetzt wurde, konnte unsere Familie nicht einmal an seiner Beerdigung teilnehmen, für die lange Reise fehlte uns damals das Geld. Keiner kondolierte uns zu seinem Tod, nicht einmal die engsten Verwandten. Unter Vaters Krankheit litten wir alle schwer, obwohl in unserer Familie nie ein Wort darüber gesprochen wurde. Jahrzehnte lang, eigentlich bis heute, brachte ich es nicht fertig, mit jemandem darüber zu reden, nicht einmal mit meiner Mutter und meinen Geschwistern. Nun, da ich es erzählen kann, fühle ich mich erleichtert.

Aus der kurzen Zeit in Winterthur ist mir eines in Erinnerung geblieben: Jeden Samstag wurden alle Schulkinder geduscht. Man kam in einen Raum mit grossen runden Metallbehältern am Boden und Brausen, die von der Decke herunterhingen. Da mussten wir uns ausziehen. Ja nicht ganz nackt, man musste immer die Schürze anlassen und so in die Waschbehälter steigen. Dann kam eine Frau mit einem Kübel voll Seifenschaum und einem grossen Pinsel, wie man ihn zum Weisseln der Küche braucht, und strich uns hinten und vorne mit dem Schaum ein. Alle Wasserhähne wurden aufgedreht, und wir wuschen uns ab. Nach der Prozedur gab es immer eine Tasse heisse Milch.

Meine Mutter lernte nun Handarbeitslehrerin

Die Krankheit meines Vaters zwang meine Mutter, sich mit ihrer Familie neu zu orientieren. Sie entschloss sich, an der Frauenschule in Chur eine halbjährige Ausbildung zur Handarbeitslehrerin zu machen. So wurden wir Kinder auf verschiedene Familien verteilt. Zwei Brüder kamen zu einem Onkel nach Uster, meine Schwester kam nach Poschiavo zu einer Freundin der Grossmutter, ein Bruder zu den Grosseltern in Privilasco und ich zu einer Tante nach Pontresina. Da fühlte ich mich gar nicht wohl. Ich hatte furchtbares Heimweh nach der Familie. Das war vielleicht die schwerste Zeit in meinem Leben.

Ein Jahr später kamen wir alle wieder in Poschiavo zusammen. Wohl wollten



meine Grosseltern, dass meine Mutter mit uns Kindern zu ihnen nach Privilasco zöge. Doch sie wollte selbständig bleiben. Nur einen meiner Brüder liess sie bei den Grosseltern. Er fehlte uns immer, selbst wenn er nach der Schule oft zu uns kam. Auch er hat sehr darunter gelitten, denn die Grosseltern waren streng und konservativ, und er musste viel arbeiten.

Meine Mutter hingegen war eine moderne, gebildete Frau, die oft las und auch uns Kinder lesen liess, so viel wir wollten, was damals gar nicht alle Kinder durften. Ich jedenfalls habe vieles aus den Büchern gelernt. Man konnte die Mutter fragen, was man wollte, sie wusste immer eine Antwort, immer eine Lösung für unsere kleineren und grösseren Probleme. Was nicht heisst, dass sie uns einfach gewähren liess. Wenn sie schimpfte, hatte das seine Wirkung. Ich erinnere mich, ihr einmal gesagt zu haben: «Es wäre besser, du hättest mir eine Kopfnuss gegeben statt zu schimpfen. Die tut nur kurze Zeit weh.» Meine Mutter blieb meine Mutter, bis sie mit 93 Jahren starb. Sie war eine starke Frau mit einer grossen Seele, sehr ruhig, aber auch sehr energisch.

Lehrer Pool war ein wunderbarer Lehrer

In Poschiavo konnte ich endlich vier Jahre lang zum gleichen Lehrer in die Schule gehen. Ich war inzwischen zehnjährig. War das ein Glück, nach dem steten Wechsel von Sprachen, Schulkameradinnen und Lehrern. In meiner frühen Kindheit im Engadin sprachen wir zuhause mit der Mutter Puschlaver Dialekt, mit dem Vater Deutsch, und in der Schule und auf der Strasse wurde Romanisch gesprochen. In Kanada hiess es Englisch lernen. Dann in Winterthur musste ich mich in der Schule auf Deutsch behaupten und in Pontresina wieder auf Romanisch. So war es für mich in Poschiavo vorerst nicht leicht, auf Italienisch umzustellen. Doch Silvio Pool war ein wunderbarer Lehrer, und meine Anfangsschwierigkeiten waren schnell überwunden. Er blieb immer ein Bezugspunkt in meinem Leben. Später als Kindergärtnerin fragte ich mich oft, was er wohl in dieser oder jener Situation gesagt oder getan hätte. Auch jetzt noch, im Alter, denke ich oft an ihn.

In besonderer Erinnerung ist mir eine Schulwanderung zum Lago dal Teo geblieben. Es war Mittag und furchtbar heiss. Wir befanden uns zwischen Val da Camp und Val dal Teo und sollten den Berg hinauf steigen. Die beiden Lehrer gingen voraus, die Schüler folgten, nur eine Mitschülerin und ich schleppten uns mit grossem Abstand keuchend hintennach. Doch niemand achtete auf uns,

und wir wollten die anderen nicht verlieren. So kamen wir beide völlig erschöpft am Bergsee an. Als mir Lehrer Pool viele Jahre später mein Schul-Tagebuch zurückgab, konnte ich nachlesen, wie schrecklich dieser Ausflug für mich und meine Kameradin gewesen war. Von da an fühlte ich mich nie mehr von den Bergen angezogen. Sie gefallen mir, damit hat sich. In der Höhe kann ich nicht richtig atmen und mag nicht sprechen. Wohl unternahm ich später hie und da mit meinem Mann eine Bergwanderung, doch dann liess er mich vorausgehen und das Tempo bestimmen.

In der Schule verstand ich mich mit allen, ich war aber nicht mit allen befreundet. Der Wechsel von einem Ort zum andern hatte mein Leben sehr geprägt. Kaum hatte ich eine Freundin, musste ich sie wieder verlassen. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb ich später nie enge freundschaftliche Beziehungen aufgebaut habe. Mir stehen alle Menschen gleich nahe.

Grossmutter war eine sehr strenge Frau

Am Sonntag spielten wir oft mit der Mutter, alle möglichen Spiele. Manchmal stickten wir auch, während die Mutter die Lieder mit uns sang, die sie von unserem Vater in deutscher Sprache gelernt hatte. Jeden Sonntag spazierten wir nach Privilasco, um die Grosseltern zu besuchen. Da versammelte sich jeweils die ganze Familie – Töchter und Söhne, Enkelinnen und Enkel – zum Nachmittagste. Die Schar vergrösserte sich mit jedem Jahr, manchmal waren wir um die 20 Leute. War das ein Vergnügen. Dass die Grossmutter eine sehr strenge Frau war, beeindruckte uns Kinder nicht sonderlich. Wir hatten trotzdem unseren Spass, sprangen herum, spielten mit dem Wasser, stiegen auf die Bäume und stahlen Kirschen. In der Stube gab es ein Grammophon. Die Grossmutter legte jeweils eine Platte auf, während sie den Tee zubereitete und servierte, wie sie es in England gelernt hatte. Wir Kinder durften den Tee allerdings nur in der Küche trinken. Vielleicht hatte sie Angst, dass wir etwas beschmutzen oder zerbrechen würden.

Manchmal besuchten wir am Sonntag mit der Mutter die Gräber auf dem Friedhof oder wir spazierten zum Bahnhof, um die Fremden zu sehen, die in die Züge ein- und ausstiegen. Im Winter gingen wir auf der Bernina-Passstrasse schlitteln oder standen auf dem Dorfplatz und schauten den Skifahrern nach, die vom Bernina herunterkamen. Sicher, man vergnügte sich mit wenig.

Ich betrachtete das nicht als Arbeit

Als ich vierzehn war, ging ich im Winter täglich nach der Schule für eine Familie Windeln waschen, um elf und um vier Uhr. Gewaschen wurde im «Puntunà», einem der Waschunterstände, die an mehreren Orten im Dorf an den Wasserkanälen gebaut waren. Dafür erhielt ich fünf Franken im Monat, die gab ich meiner Mutter. Als Handarbeitslehrerin bekam sie den Lohn nur zweimal im Jahr, an Weihnachten und Ende Juni. Da ihr Einkommen für die Familie kaum ausreichte, reinigte sie zusätzlich die Räume der Gemeindeverwaltung und servierte während der drei Sommermonate auf der Alp Grüm. In dieser Zeit gingen meine Brüder als Hirten auf die Alp. Ich, und später auch meine jüngere Schwester, ging als Kindermädchen in eine Familie. Das war nötig. Nicht so sehr aus finanziellen Gründen. So war man wenigstens versorgt. Am Ende erhielt man vielleicht ein Paar Schuhe oder einen Käselaub als Lohn. Ich betrachtete das nicht als Arbeit. Wir wurden gut behandelt.

Bevor ich nach Poschiavo kam, hatte ich nie etwas von Konfessionsschulen gehört. Erst hier in diesem katholischen Dorf kam ich als Reformierte in eine reformierte Schule. Noch zu Beginn der 60er Jahre wurde hier eine Initiative für eine überkonfessionelle Schule verworfen. Als wir in der ersten Zeit von Privilasco aus nach Poschiavo in die Schule mussten, standen auf dem Weg oft Kinder, die mit Schneebällen oder Steinen nach uns warfen. Ich versuchte mich zu schützen, indem ich mich vor ein Fenster stellte. Damals begriff ich nicht, warum sie das taten. Reformierte und Katholiken bekämpften und beschimpften sich mit hässlichen Ausdrücken und bösen Sprüchen. Ich habe diese Glaubensstretereien nie verstanden. Gottseidank hat sich dies inzwischen gebessert, Protestanten und Katholiken sprechen heute miteinander.

Wir durften alle eine Lehre machen

1930 fing ich eine zweieinhalbjährige Lehre als Damenschneiderin an. Nicht, dass meine Mutter das gewünscht hätte. Nach acht Jahren Primarschule hatte ich einfach von der Schule die Nase voll. Ich wollte in Poschiavo, in der Nähe meiner Mutter bleiben, um ihr zu helfen. Es war grossartig von ihr, dass sie allen meinen Geschwistern und mir eine Lehre ermöglichte, obwohl sie unsere finanzielle Unterstützung dringend gebraucht hätte. Damals gingen viele junge Frauen nach der Schule servieren oder als Dienstmädchen und die Burschen als Handlanger. Die allerwenigsten konnten es sich



leisten, ein Gymnasium zu besuchen.

Schneiderin war, soviel ich weiss, der einzige Beruf, den man damals hier in Poschiavo als Frau lernen konnte. Aber er gefiel mir. Damit meine Lehrmeisterin mich in die Lehre nahm, musste meine Mutter ihr 80 Franken bezahlen. Lohn gab es keinen. Manchmal steckten mir die Klientinnen 20 Rappen zu, wenn ich ihnen die Kleider brachte. Alles Geld gab ich immer meiner Mutter.

Für eine Hochzeit arbeiteten wir vier Wochen

In die Gewerbeschule, die damals in Poschiavo gerade neu eröffnet worden war, ging ich gern. Die Fächer fand ich sehr interessant. Einzig Zeichnen hatten wir an einem Nachmittag, alle anderen Fächer fanden am Abend statt, nachdem man bereits zehn Stunden im Einsatz war. Am Samstag arbeiteten wir immer, oft bis spät in den Abend hinein, wenn die Kleider, die man für den Sonntag versprochen hatte, noch nicht fertig waren. An Arbeit fehlte es nicht. Besonders viel zu tun gaben Hochzeiten. Da musste das Brautkleid genäht werden, das Kleid für die Brautführerin und für die geladenen Gäste. Für eine Hochzeit arbeiteten wir etwa einen Monat lang. Damals gab es wunderbare Stoffe. Viele Kleider nähten wir in Seide. Alle Arten von Seide waren sehr beliebt.

Am Anfang der Lehre musste man tagelang aus den feinsten Stoffen wie Crêpe de Chine, Chiffon oder Crêpe Georgette Schrägbänder schneiden. Solche heiklen Stoffe wurden immer von Hand genäht, nie mit der Maschine. Ich musste vor allem Säume nähen und bügeln. Dabei hatte ich ständig Angst, mit den damals so schweren Bügeleisen die schönen weissen Brautkleider zu verbrennen. Noch heute bügle ich ungerne. Einmal erhielten wir den Auftrag für ein wunderschönes Voile-Kleid mit Volants von der Taille bis zum Boden. Bei diesem Kleid habe ich alle Volants, die etwa sieben bis acht Zentimeter breit waren, von Hand gesäumt und eingereiht.

Das war womöglich der erste Streik hier

Unter den Kolleginnen verstanden wir uns sehr gut. Mit der Lehrmeisterin kam ich zurecht, obwohl sie sehr launisch war. «Ihr verdient nicht einmal das Wasser, das ihr trinkt», pflegte sie zum Beispiel zu sagen, obwohl sie uns keinen Rappen zahlte. Die anderen gaben manchmal frech zurück, ich aber nicht, das waren wir zuhause nicht gewohnt. Eines Tages beschlossen meine Kolleginnen zu streiken und überzeugten auch mich mitzumachen. Statt zur Arbeit gin-

gen wir nach S. Carlo und tanzten den ganzen Nachmittag in der Stube einer Kollegin. Das war womöglich der erste Streik in Poschiavo.

Am nächsten Tag erwarteten wir eine gehörige Predigt, doch die Lehrmeisterin sagte kein Wort. Vielleicht hatte sie gemerkt, dass sie im Unrecht war. Der Mutter erzählte ich nichts, sie hätte mich sicher bestraft. Für etwas bin ich meiner Lehrmeisterin aber heute noch dankbar. Sie lehrte uns, gerade zu sitzen und mit den Händen auf dem Tisch zu arbeiten. Diese Gewohnheit habe ich bis heute behalten.

Ich versuchte, soweit es ging, mich modisch zu kleiden. Allerdings konnte ich mir keine so teuren Seidenstoffe wie unsere Klientinnen leisten. Als ich im ersten Lehrjahr konfirmiert wurde, trug ich ein Kleid, das ich unter Anleitung meiner Lehrmeisterin selbst geschneidert hatte. Neben meinen eigenen Kleidern fertigte ich auch die meiner Mutter und meiner beiden Schwestern an.

Taggeld von 2.50 Franken

Ob es 1932 nach der Lehre für mich Stellenangebote gegeben hätte, weiss ich nicht. Ich suchte auch keine, weil ich bei meiner Mutter bleiben wollte, so konnte ich ihr am Abend helfen. Mit Ausnahme von St. Moritz, wo ich einmal drei Monate lang in einem Kleiderladen arbeitete, war ich nie auswärts.

Damals war es üblich, dass Schneiderinnen auf die Stör gingen. Man ging am Morgen früh zur Klientin ins Haus, frühstückte dort mit der Familie, arbeitete dann, ass zu Mittag und blieb dort bis am Abend. Musste eine Arbeit beendet werden, blieb man auch bis neun oder zehn, manchmal bis elf Uhr nachts. Der Tag war lang bei einem Taggeld von 2.50 Franken. In St. Moritz erhielt ich zwar 8.50 Franken pro Tag, nach Abzug der Kosten für Miete und Essen, blieb mir jedoch nicht sehr viel mehr übrig.

Da gab sie mir eine Ohrfeige

Am Sonntag gingen wir Jugendlichen schlitteln oder tanzen. Am Abend kamen oft die Mütter mit den Mädchen mit, auch meine Mutter begleitete mich hie und da. Man bestellte für 20 Rappen eine «Gazzosa», eine Limonade, die für den ganzen Abend reichte. Beim Tanz gab es bestimmte ungeschriebene Regeln, die man beachten musste. Wehe, wenn ein Mädchen, das einen Kavalier abgewiesen hatte, mit einem anderen Mann tanzte. Einmal weigerte ich mich, mit einem Jungen zu tanzen, der betrunken war, und tanzte mit einem anderen. Da drohte der Betrunkene, mich die Treppe hin-

unter zu stossen. Zum Glück brachten ihn die anderen weg. Man tanzte Walzer, Mazurken, Märsche, Foxtrott, Tango, einfach was so kam.

Ich durfte als junges Mädchen auch allein ausgehen. Was die anderen durften, weiss ich nicht. Zu einer bestimmten Stunde musste ich allerdings daheim sein. Eines Abends, ich stand unter einer Strassenlaterne und plauderte mit einem Mädchen und einem Burschen, da kam zufällig meine Grossmutter vorbei. Sie war auf dem Weg zu ihrer neu geborenen Enkelin. Sie sah mich, rief mich zu sich, zog mich nach Hause und sagte der Mutter: «Weisst du, wen ich getroffen habe unter einer Laterne? Das Gritli mit einem Schatz.» Ich konterte: «Das ist nicht wahr.» Da gab sie mir eine Ohrfeige. Die letzte in meinem Leben. Ich war damals sechzehn oder siebzehn Jahre alt. Meine Mutter hätte das nie getan, sie war grosszügiger.

Was die Sexualaufklärung betrifft, erfuhr auch ich keine offenere Erziehung als die anderen. Das war damals nicht üblich. Alles war tabu. Es ging auch von selbst, ich weiss nicht, von wem ich es gelernt habe. Das beschäftigte mich nicht. Ich stellte mir diesbezüglich keine grossen Fragen. Nur einmal erinnere ich mich, meine Mutter gefragt zu haben, was ein Schwangerschaftsabbruch sei, sie antwortete: «Eine Verschüttung.» Dieses Wort hatte ich schon einmal gehört, wusste aber nicht, was es bedeutete. Trotzdem fragte ich nicht weiter.

Das Geld fehlte für eine Zeitung

Für die Politik begann ich mich erst nach dem Krieg zu interessieren. In unserer Familie war das kein Thema. Was ich in der Staatskunde in der Gewerbeschule gelernt hatte, war mein ganzes Wissen damals. Ich glaube, dass es in Poschiavo eine einzige Partei gab und die hatte alles in der Hand. An den Faschismus erinnere ich mich zwar, aber er beschäftigte mich nicht.

Vom Krieg erfuhr man aus der einzigen Puschlaver Wochenzeitung «Il Grigione Italiano». Einige besaßen auch ein Radio, wir jedenfalls nicht. Wir hatten, soviel ich weiss, nicht einmal eine Zeitung abonniert. Dazu fehlte uns das Geld. Informiert waren wir schon. Gewisse Sachen hörte man ja. Man wusste, was in Deutschland passierte, aber man glaubte es nicht, weil es so furchtbar war.

Mit dem Krieg kam die Rationierung, nicht nur der Lebensmittel, sondern auch von Wolle und anderem. Ich erinnere mich, dass schon vor Kriegsausbruch etwas in der Luft lag. Jedenfalls hatten wir vorgesorgt und einen Vorrat an Wolle und Seife, der berühmten Mar-



seiller-Seife, angelegt. Aus heimat-schützerischen Gründen wurden die Schweizer Produkte mit der Armbrust versehen.

Wir lernten mit Kartoffeln waschen

Die jungen Männer wurden alle zum Aktivdienst in der Armee einberufen, auch meine Brüder. Ihre Unterstützung fehlte nun zuhause. Die Verdienner waren weg. Die Frauen mussten auch ihre Arbeit erledigen. Während der Anbauschlacht waren alle verpflichtet, Kartoffeln und Gemüse anzupflanzen. Wer keinen Garten vor oder um das Haus besass, bekam ein Stück Land an einem anderen Ort zugeteilt. Auch wir erhielten etwas Land von der Gemeinde, das wir während des Krieges nutzten.

Schon vor Kriegsausbruch besuchte ich gegen Ende der Dreissigerjahre alle Samariter-, Krankenpflege- und Kochkurse, die angeboten wurden. Vielleicht weil es schon nach Krieg roch. Im ersten Kriegsjahr erschien dann ein Büchlein mit 100 Kochrezepten mit Kartoffeln. Ich besitze es heute noch. Es gab verschiedene Kurse, die zeigten, was sich alles mit Kartoffeln machen liess, zum Beispiel Socken und Strümpfe waschen. Dazu kochte man die Schalen in Wasser, daraus entstand eine Brühe, die weich und seifig war und sich gut zum Waschen eignete.

Es gab noch andere sogenannte Kriegszusätze, z.B. Risotto aus Gerste und Hirse. Mit Hirse wurde er furchtbar trocken und mit Gerste schleimig. Man ass ihn trotzdem, weil man froh war, überhaupt genug zu essen zu haben. Wer Hühner besass, hatte eigene Eier und konnte auch Eier verkaufen. Die anderen mussten sich mit Eipulver begnügen. Die Lebensmittelmarken wurden auch ausgetauscht. Da wir Schokolade und Schokoladenpulver nicht brauchten, tauschten wir diese gegen notwendiger Lebensmittel wie Käse und Milch ein. Als mir der Doktor bei einer Nierenentzündung eine Milchkur verschrieb, erhielt ich eine Zusatzration.

Auch Frauen wurden zum Militärdienst aufgerufen

Beim Kriegsausbruch wurden auch die Frauen zum Militärdienst aufgerufen. Ich erachtete es als meine Bürgerpflicht, mich für den Frauenhilfsdienst zu melden, aber nur für den Kriegsfall. So besuchte ich 1941 zusammen mit vielen Deutschschweizerinnen in Sedrun in der Surselva einen zweiwöchigen Erste-Hilfe-Kurs. Da war auch eine Frau aus dem Bergell, Emilia Gianotti, sie sang immer und überall. Selbstverständlich war es eine Militärschule mit allem Drum und Dran, mit der entsprechenden Disziplin und

Ordnung. Wir mussten auch militärische Übungen machen, zum Beispiel marschieren. Es konnte vorkommen, dass um Mitternacht Übungsalarm geschlagen wurde, wir aufstehen, uns schnell in die Uniform werfen und zu einem Marsch aufbrechen mussten. Das erste, was wir lernten, war das Entladen des Gewehrs.

Im Oktober 1944 nahm ich an einem Hygiene- und Desinfektionskurs im Berner Oberland teil. Dies, weil in Campocologno, an der Grenze zu Italien, eine Desinfektionsstation eingerichtet werden sollte. Viele Flüchtlinge kamen mit Ungeziefer und allen möglichen Krankheiten dort an. Zusammen mit drei anderen jungen Frauen aus Poschiavo reiste ich ins Berner Oberland. Gemäss Marschbefehl hatten wir uns in Kandersteg einzufinden. Untergebracht waren wir in einem alten Hotel.

Weil es so schrecklich kalt war, hatten wir oft eine solche Lust nach warmem Kaffee. Den machten wir uns abends in einem der Schlafzimmer. Mit heissem Wasser aus der Küche füllten wir eine Gummi-Bettflasche, die eine unserer Kameradinnen von zuhause hatte kommen lassen. Wir gaben etwas Nescafé dazu und verrührten das Pulver mit dem Stiel einer Zahnbürste. Der Kaffee war zwar lauwarm und hatte einen grausigen Gummigeschmack, wir tranken ihn aber trotzdem.

Im Kurs lernten wir die verschiedensten Desinfektionsmittel kennen und je nach Krankheit oder Objekt das richtige Mittel in der richtigen Dosierung anzuwenden. In Gruppen desinfizierten wir Räume, in denen zum Beispiel Fälle von Typhus vorgekommen waren. Ein anderes Mal mussten wir Pferdemit und gefärbtes Wasser desinfizieren, als ob es sich um menschliche Exkrememente und Urin gehandelt hätte. Das war immer eine grosse Rechnerei. Für die Desinfektion eines Raumes musste die Kubatur berechnet, dann das richtige Desinfektionsmittel gewählt und danach die Menge ermittelt werden. Die Details habe ich vergessen, aber es war interessant. Anwenden mussten wir unsere Kenntnisse zum Glück nie, denn der Krieg ging zu Ende, bevor die Desinfektionsstation in Campocologno gebaut war.

Kinder kamen zur Erholung

Wie die Atmosphäre während des Krieges bei uns im Dorf war, kann ich eigentlich nicht sagen. Vermutlich war sie aber ähnlich wie bei der Überschwemmung von Poschiavo 1987. Bei einer Katastrophe fühlen sich alle verbrüdet und befreundet und man hilft sich gegenseitig. Hie und da kamen Kinder aus den Kriegsländern zur Erholung ins Dorf. Ich

erinnere mich an eine Gruppe von italienischen Judenkindern aus Milano, die halb verhungert angekommen waren. Sie blieben ein, zwei Monate. Viele Kinder kamen auch aus Frankreich hierher. Meistens wurden sie in Familien untergebracht. Einmal nahmen auch die Schwestern unseres Klosters eine Gruppe von etwa dreissig Kindern auf und betreuten sie. Den Kindern tat die Puschlaver Luft sehr gut. Sie wurden ernährt und gewaschen und konnten ein normales Leben führen. Viele Familien pflegten den Kontakt mit diesen Kindern noch lange Zeit danach.

Damals begegnete man in den Bergen hie und da Menschen, die auf der Flucht waren. Oft waren sie ohne geeignete Schuhe über die Berge gekommen und kamen völlig strapaziert und in einem erbärmlichen Zustand an. Viele waren das Bergsteigen nicht gewohnt. Auch ausgewanderte Puschlaver kamen zurück. Ich erinnere mich an eine Puschlaverin, die mit feinen Strümpfen, in Halbschuhen und mit einem einjährigen Kind auf dem Arm über die Berge geflohen kam.

Als ich eines Tages vom Maiensäss, wo ich für eine Familie die Kinder betreute, zum Einkaufen ins Dorf hinunterstieg, da begegnete ich einem deutschen Soldaten in Uniform, mit Gewehr, Sack und Pack. Das war im Sommer 1943, der Tag, als die Alliierten auf Sizilien landeten. Er fragte mich nach dem Pfarrhaus. Danach sah ich ihn nie mehr. Ich glaube, dass man alle Flüchtlinge aufnahm, etwas anderes wäre ihr Tod gewesen, sie wurden aber sofort in die übrige Schweiz weitergeschickt.

Ich heiratete eine Familie

Mit 30 Jahren heiratete ich einen Witwer mit vier Kindern. Er sang mit mir im gemischten Chor und ich kannte ihn, wie man sich im Dorf so kennt. Auch seine verstorbene Ehefrau hatte ich gut gekannt. Er brauchte eine Mutter für seine Kinder. Zwei Kinder übernahm seine Schwester, ein zwölfjähriges Mädchen und ein neunjähriger Knabe blieben beim Vater. Das Hochzeitsfest war sehr schlicht und fand im allerengsten Familienkreis statt. Selbst meine Brüder fehlten. Sie waren im Militärdienst. Es war Kriegszeit und niemandem war nach Festen zumute.

Bald wurde mir bewusst, dass ich nicht nur einen Mann, sondern eine Familie geheiratet hatte. Einen Haushalt zu führen, war ich überhaupt nicht gewohnt. Das hatte immer meine Mutter getan. Nun musste ich kochen, waschen und alles machen, was einer Hausfrau und Mutter zukommt. Weil mein Mann im Militärdienst war, musste ich auch



noch seine Arbeiten erledigen. Das fiel mir nicht leicht, obwohl ich die Hausarbeit nicht ungern machte. Später, als wir mit meiner Schwiegermutter und der Schwägerin zusammenzogen, bekam ich eine Haushalthilfe. Meine Schwiegermutter war schwer an Parkinson erkrankt und benötigte ständige Pflege. Sie konnte fast nichts mehr selber tun, nicht einmal essen. Zudem musste man für sie Diät kochen. Die Haushalthilfe war allerdings eine schwache Unterstützung, das Mädchen war sehr jung und ohne Erfahrung. Befehlen konnte ich auch nicht, das lag mir einfach nicht. Ich liess mich nie gern bedienen. Ich diene lieber.

So blieben wir für immer getrennt

Mein Mann und ich hatten eine gute Beziehung. Er half mir überall im Haushalt, vielleicht zu viel, so dass er nicht das tat, was er eigentlich hätte tun müssen, nämlich für die Familie verdienen. Neben seinem Beruf als selbständiger Sattler war er auch Fischereiaufseher. Das tat er viel lieber als in der Werkstatt zu arbeiten. Man musste ihn immer ein bisschen stossen. Das war vielleicht die einzige Schwäche, die er hatte, denn er war ein guter Mann.

Durch die für mich ungewohnt schwere körperliche Arbeit im Haushalt und Garten bekam ich es mit dem Rücken zu tun. Als die Schmerzen unerträglich wurden und man nicht mehr wusste, was mit mir machen, kam ich ins Spital. Drei Monate musste ich dort bleiben. Während dieser Zeit machte mein Mann eine Bekanntschaft mit einer anderen Frau. Am Anfang sah es so aus, als ob es nichts wäre. Als ich ihn eines Tages aber danach fragte, wurde er wütend. Da wusste ich, was los war. Von da an tat er alles, um mich aus dem Haus zu ekeln. Zuletzt wies er mir die Tür, fünf Jahre nach der Hochzeit. Als er die Scheidung forderte, vielleicht weil er die andere Frau heiraten wollte, sagte ich nein. Denn ich sah keinen Grund dazu. So blieben wir für immer getrennt.

Ich weiss nicht, wie es die anderen machen, aber für mich war das eine sehr, sehr schwere Zeit. Das ganze Haus, alle Schränke und Kisten mussten ausgeräumt und die Sachen aufgeteilt werden, da entschied sich, was ihm, was den Kindern, was mir gehörte. Bevor ich das Haus für immer verliess, bat ich den Pfarrer zu kommen, um zu schauen, wie ich es zurückliess. Ich wollte einen Zeugen haben. Er sprach ein Gebet und sagte, was Pfarrherren damals so sagten. Von den Dorfbewohnern hörte ich nie etwas. Ich weiss nicht, was sie dachten und redeten. So eine Trennung wünsche ich niemandem. Noch heute kann ich es nicht vergessen. Scheidungsdiskussio-

nen hätte ich nicht ertragen.

Da wir im gleichen Dorf wohnten, begegneten mein Mann und ich uns hie und da. Ich grüsste ihn immer, wie man sich im Dorf grüsst. Er antwortete nie. Mit seinen Verwandten konnte ich immer ganz normal sprechen. Als getrennte Frau ist man im Dorf eine «Kategorie» für sich, man gehört weder zu den ledigen noch zu den verheirateten Frauen. Trotzdem sagte ich mir: «Du musst dein Leben weiter leben.» Ich blieb in allen Vereinen und Chören, denen ich bereits angehörte, während mein Mann überall seinen Austritt gab.

Im Auftrag meines Mannes erhielt ich eines Tages einen Brief von einem Rechtsanwalt aus St. Moritz. Darin wurde ich wie eine Hexe dargestellt. Wahrscheinlich hatte mein Mann mich so geschildert. Ich schrieb dem Anwalt zurück und stellte die Dinge so dar, wie ich sie sah. Danach hörte ich von beiden nie mehr etwas. Nach der Trennung hätte ich von meinem Mann 100 Franken im Monat erhalten sollen. Da er aber nie zahlte und ich ihn mehrmals betreiben musste, einigten wir uns schliesslich auf 60 Franken im Monat. Eigentlich lebte ich immer in der Hoffnung, einmal zu meinem Mann zurückkehren zu können. Aber dazu kam es nie.

Mit 48 übernahm ich den Kindergarten

Nach der Trennung zog ich zu meiner Mutter und arbeitete wieder als Schneiderin. Ich nahm auch Lehrlinge. Aber als Schneiderin verdiente man so wenig. Als 1963 die Stelle einer Kindergärtnerin für den evangelischen Kindergarten in Poschiavo frei wurde, bewarb ich mich und wurde auch gewählt. Da verdiente ich am Anfang immerhin zwischen 350 bis 450 Franken im Monat, was viel mehr war als mein früheres Einkommen.

Da ich keine Ausbildung hatte, liess mir meine Vorgängerin, Anita Scopacasa, ihr eigenes Lehrmaterial zum Studium. Darunter war auch ein grosser Ordner über Psychologie. Um die Wahrheit zu sagen: Ich las das nie. Ich dachte, wenn du mit 48 Jahren nicht so viel psychologisches Geschick hast, solltest du lieber die Finger von einer solchen Arbeit lassen. Ich führte den Kindergarten immer nach meiner Art, und alle waren glücklich, meine Vorgesetzten und die Eltern. Das war eine Arbeit, die wie auf mich zugeschnitten war.

Wie aufmerksam Kinder doch sind

Es gefiel mir, mich den Kindern hinzugeben und sie zu beobachten. Ich sah den Kindergarten als eine Brücke, auf der die Kinder zwischen Unabhängigkeit von zu-

hause und Integration in die Gesellschaft standen. Das hatte ich immer vor Augen, und das half mir. Als mich einmal eine Kollegin fragte, nach welcher Methode ich mit den Kindern arbeite, ob nach Fröbel oder Montessori, antwortete ich: «Nach Gritli.» Sie staunte nur, denn diese Methode war ihr unbekannt.

Ich ging oft mit den Kindern spazieren, auch im Winter. Es ist wichtig, dass die Kinder den Winter spüren. Im Garten konnten sie sich durch den Schnee wälzen oder mit Schnee etwas bauen. In der Natur können die Kinder sehr viel lernen. Auf den Spaziergängen gab ich ihnen jeweils eine Aufgabe, zum Beispiel sollten sie Spuren beobachten, kleine und grosse, solche von Menschen und Tieren. Wie aufmerksam Kinder doch sind. Im Herbst liess ich sie durchs Laub laufen, damit sie hören, wie die Blätter «singen», welche schöne Musik sie machen. Ich kaufte mir sogar ein paar Stiefel, um mit ihnen in den Tümpeln herumzuwaten. Auch die Wassergeräusche, das Plätschern und Klatschen tönte in meinen Ohren wie Musik. Am Morgen wurde immer zuerst zwanzig Minuten geturnt. Am Nachmittag liess ich die Kinder spielen. Nach dem Spaziergang waren sie meistens müde und spielten viel ruhiger.

Beide Konfessionen sollten sich kennen lernen

Im Kindergarten hatte ich zwischen 30 und 37 Kinder, das jüngste war zweieinhalb, das älteste siebenjährig. Die Altersunterschiede waren zu gross, und manche Kinder blieben zu viele Jahre im Kindergarten. Aber ich bereitete mich immer gut vor und versuchte, mein Bestes zu geben. Einmal waren mir sogar vier Kinder derselben Familie anvertraut. Ich hatte grosse Freude an meiner Arbeit.

Ich hatte immer den Eindruck, von den anderen Kindergärtnerinnen im Tal isoliert zu sein und führte das darauf zurück, dass ich reformiert war. So fing ich an, die Klosterfrauen – sie waren es, die die katholischen Kindergärten führten – an unsere Kindergartenfeste einzuladen. Im Gegenzug luden auch sie mich ein. Danach begann ich, Kurse für Kindergärtnerinnen zu erteilen, so dass sich zwischen uns allmählich eine Beziehung entwickelte. Diese baute ich noch aus, indem ich mit meinen Kindern die anderen Kindergärten des Puschlavs besuchte. Wir gingen zum Beispiel zu Schwester Elisa nach Brusio, machten dort Picknick, während sie für uns beide Risotto kochte. Es schien mir wichtig, dass die Kinder der beiden Konfessionen einander kennen lernten. So sahen sie, dass es keine Gründe gab, getrennt zu sein.



Nackte Beine, ein Skandal

Schon früh und mein ganzes Leben lang war ich in vielen Vereinen aktiv. 1931 trat ich dem gemischten Chor bei und sang dort 54 Jahre lang. Ich war auch im Kirchenchor. 18 Jahre war ich bei den Madrigalisti, einem Chor von zehn, elf Leuten, wo wir in fünf Stimmen sangen. Auch im Theaterverein machte ich mit. Am Anfang auf der Bühne, da ich jedoch für die Schauspielerlei nicht sonderlich begabt war, half ich später hinter den Kulissen. Bereits in den Dreissigerjahren gründete ich mit anderen Frauen zusammen den Frauenturnverein Poschiavo. Das wurde zum Skandal im Tal, bloss weil wir Frauen mit kurzen Röcken und nackten Beinen turnten.

Mit dem Trachtenverein Poschiavo, dem ich seit dessen Gründung 1939 angehöre, bin ich besonders verbunden. Gleich am Anfang stellte ich mich als Lehrerin für Volkstanz zur Verfügung und blieb es 29 Jahre lang. 26 Jahre war ich im Vorstand des Kantonalverbands und 17 Jahre Mitglied der kantonalen Trachtenkommission. Über 20 Jahre lang betreute ich im Sommer die Ausstellungen der Pro Grigioni Italiano, der Sprach- und Kulturvereinigung Italienisch Bündens. Während ich tagelang in diesen Ausstellungen herumsass, konnte ich wunderbar für den Kindergarten vorbereiten. Im Einsatz für die Gemeinschaft fühlte ich mich immer wohl. Heute bin ich Ehrenmitglied verschiedener Vereine.

Ich lernte das Leben unserer Ahnen besser kennen

1976, ich war noch immer Kindergärtnerin, wurde ich Konservatorin des volkskundlichen Museo poschiavino. Bereits vorher hatte ich das Museum nach dem Kindergarten stundenweise betreut, weil sich sonst niemand für diese Aufgabe finden liess. Nach dem Tod der damaligen Konservatorin Elisa Zala, ersuchte man mich um ihre Nachfolge. Beim Zügel der Sammlung in den Palazzo Mengotti half ich, die Objekte zu ordnen. Mit Signor Pozzy, dem Präsidenten der Museumskommission, durfte ich mitentscheiden, in welche Räume was kam. Ich bestand darauf, dass alle Objekte gereinigt wurden, bevor man sie ausstellte, was man nicht so gründlich vorgesehen hatte. Zudem wollte ich, dass jedes Ausstellungsobjekt durch meine Hände ging, damit ich es kannte. Eines Tages hörte ich Signor Pozzy sagen: «Nein, rührt dies nicht an, sonst bekommt ihr es mit Gritli zu tun.» Die Arbeit faszinierte mich. Anhand der Gegenstände und Werkzeuge lernte ich das Leben, unserer Vorfahren viel genauer kennen. Erst

1996 kündigte ich, aber noch immer kommt man zu mir, wenn man beim Erstellen des Inventars nicht weiter weiss.

Am liebsten möchte ich nie anhalten

Ich reise fürs Leben gern. Sobald ich fahre, möchte ich am liebsten nie anhalten. Mir gefallen organisierte Reisen, weil ich nicht gerne alleine entscheide. Vor der Reise schaue ich immer nach, in welche Richtung der Hauptfluss fliesst und wie er heisst. Die weiteste Reise, die ich je gemacht habe, führte mich nach Russland. Ich habe verschiedene Städte besucht. In Italien war ich mehrmals, und zweimal war ich auf Sardinien. Beim Reisen interessieren mich besonders die Volkskultur, Musik und Tänze. In Meissen besuchte ich die berühmte Porzellanmanufaktur und in Dresden das grosse Museum mit der Keramik, die während des Krieges nach Russland transportiert worden war. In Zypern wurde ich an die Reisen des Apostels Paulus erinnert, vor allem jene nach Paphos. Ich war auch in London und sah dort das wunderbare Musical «Cats» und die herrlichen Museen. Das einzige, was mir nicht gefiel, ist die U-Bahn, auch jene von Moskau nicht, so schön sie auch sein mag.

Mein Traum wäre eine Ballonfahrt

Mein Traum wäre es, eine Ballonfahrt zu machen, ziellos. Ich könnte dann in aller Ruhe Länder, Seen und Flüsse betrachten und wüsste nicht, wo ich ankäme. Überhaupt reise ich gern in der Fantasie. Ich schlage einen Atlas oder ein Reisebuch auf, und schon geht die Fahrt los. Das machte mir schon immer viel Spass. Bei meinem ersten Besuch in Rom war mir, als wäre ich schon einmal da gewesen. Bei meiner Pensionierung 1979 schwebte mir so viel vor, was ich alles machen wollte, so viel, dass ich heute noch kein Ende sehe. Im Moment bin ich vor allem mit Patchwork und Porzellanmalen beschäftigt. Vor einigen Jahren habe ich sogar einen eigenen Brennofen gekauft. Hin und wieder verkaufe ich auch etwas in unserem kleinen, ganz bescheiden Laden, den eine Bekannte und ich gemeinsam gemietet haben. Eine besondere Liebe habe ich ausserdem für Handarbeiten wie Häkeln, Sticken und Stricken.

Vieles hat sich verändert

Pläne machte ich in meinem Leben nie. Es kommt sowieso anders als geplant. Wie sich die Welt doch verändert hat. Der Zweite Weltkrieg brachte auch Positives, zum Beispiel die AHV. Das hat damit begonnen, dass man den Männern, die im Militärdienst waren und eine Fa-

milie unterhalten mussten, einen Ausgleich zahlte. Heute lebe ich von der AHV, sonst müsste ich weiter arbeiten. Pensionskasse haben meine Schwester, die mit mir wohnt, und ich keine. Auch die Löhne wurden besser, was ich allerdings von meiner Entlohnung nicht sagen konnte. Als ich 1979 als Kindergärtnerin aufhörte, verdiente ich 850 Franken im Monat. Ausserdem stand im Arbeitsvertrag, ich dürfe keine andere Arbeit annehmen. Dafür hätte ich auch die Zeit nicht gehabt.

Die Frauen sind viel selbstbewusster und freier geworden als sie einmal waren. Auch das ist eine Folge des Zweiten Weltkrieges, weil die Frauen sich da weitgehend alleine durchschlagen mussten und auch begannen, alleine auszugehen. Da entwickelte sich auch ihr politisches Bewusstsein. Die Frau bekam eine stärkere Stellung in der Gesellschaft und gegenüber den Männern. Der Kampf der Frauen ist aber noch nicht abgeschlossen. Es gibt immer noch Männer, die die Frauen als etwas Minderwertiges betrachten. Zum Abschluss möchte ich noch sagen: Das Leben ist schön. Man muss dem Herrn danken für alles, was er gibt, auch für die Prüfungen, die er einem schickt. Die machen uns reifer und helfen, uns und andere besser zu verstehen. Es ist schön, älter zu werden. Ich finde, dass jedes Alter seine schönen Seiten hat.

Erzählerin: Gritli Olgiati-Rüdlinger, Poschiavo. Geboren 1915 in Zuoz, aufgewachsen im Engadin und in Poschiavo. Damenschneiderin, Kindergärtnerin. Getrennt, verwitwet.

Tonbandaufnahme: 1996/97. Originalsprache: Italienisch und Puschlaver Dialekt. Interview: Marina Bondolfi. Text: Rita Cathomas-Bearth.

1 Die hier abgedruckte Lebensgeschichte wurde im Rahmen des Projekts «Frauenleben in Graubünden» aufgezeichnet. Sie ist eine von neun ursprünglich mündlich erzählten Bündner Frauenbiografien aus dem Band:

Das Erzählen geht weiter. Frauenleben in Graubünden

Hrsg. Cathomas, Fischbacher, Schmid u.a. Octopus Verlag Chur. 1999. 272 Seiten, 27 Franken. ISBN 3-279-00535-3.

Im Buchhandel erhältlich ist auch ein erster Band mit sieben weiteren Biografien:

Erzählen hören. Frauenleben in Graubünden

Hrsg. Cathomas, Fischbacher, Jecklin u.a. Octopus Verlag Chur. 1998. 221 Seiten, 27 Franken. ISBN 3-279-00532-9.



Neuerscheinungen

Auf dem Weg zur Lohngleichheit? Vergleich der Frauen- und Männerlöhne anhand der Lohnstrukturerhebungen (LSE) von 1994 und 1996. Kurzfassung.

Herausgeberinnen: Bundesamt für Statistik, Neuenburg und Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, Bern 2000. 27 Seiten. 5 Franken (ab 10 Exemplaren). Bestellungen: BFS, 2010 Neuchâtel. Tel. 032 713 60 60, Fax 032 713 60 61. Bestellnummer: 374-0000.

Der Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit ist seit 1981 in der Bundesverfassung verankert, dennoch ist die Lohngleichheit von Frau und Mann in der Praxis noch lange nicht verwirklicht. Die Broschüre zeigt: Rund 60 Prozent der durchschnittlichen Lohn-differenz von 29.6 Prozent zwischen Frauen- und Männerlöhnen sind auf diskriminierendes Verhalten zurückzuführen, der Rest lässt sich mit persönlichen Merkmalen (z.B. Ausbildung, Erfahrung, Zivilstand) erklären. – Die vollständige, wissenschaftliche Fassung dieses Berichts ist ausschliesslich auf französisch erhältlich, siehe Rubrik «Nouvelles Publications».

paso doble. Publikation zur Gleichstellung im Erwerbsleben

Herausgeberin: Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, Bern 2000. 8 Seiten. Gratis. Bestellungen: BBL-EDMZ-Vertrieb, 3003 Bern (paso doble, Ausgabe 2000, Bestellnummer 301.960.00d).

Das Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann gibt zum zweiten Mal die Jahreszeitung «paso doble» heraus, die sich mit den praktischen Auswirkungen des Gleichstellungsgesetzes im Erwerbsleben befasst.

Die ansprechende und informative Publikation richtet sich insbesondere an EntscheidungsträgerInnen in Wirtschaft und Gesellschaft, an ArbeitgeberInnen, an Verantwortliche im Personal- und Ausbildungsbereich, an Politikerinnen und Politiker. Sie alle finden darin Hinweise und Anregungen, wie Gleichstellungsfor-derungen real umgesetzt werden können.

«paso doble» erscheint im Jahr 2000 auf deutsch, französisch und italienisch. Die Nummern sind gratis und erscheinen jährlich im November.

Die Rote Zora 2000

Der Kinder- und Jugendmedienpreis «Die Rote Zora» ging im Oktober 2000 ins Tessin: Das Teatro Pan in Lugano erhielt den mit 10 000 Franken dotierte Preis, der jährlich vom Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann verliehen wird. Das Teatro Pan wirkt in differenzierter Weise für Mädchen und Jungen emanzipatorisch, indem es Solidarität und Differenz gerade in einem multi-kulturellen Kanton thematisiert, wo das Zusammenleben von Kindern, Frauen und Männern in hohem Mass von unterschiedlichen Migrationserfahrungen geprägt ist.

Nouvelles publications

Analyse comparative des salaires entre les hommes et les femmes sur la base de la LSE 1994 et 1996

Auteurs: Yves Fluckiger et José Ramirez. Mandat du Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes et de l'Office fédéral de la statistique. Université de Genève, Observatoire Universitaire de l'Emploi, Mai 2000. 116 pages. Commandes: Tél. 032 713 60 60, Fax 032 713 60 61.

Vers l'égalité des salaires? Analyse comparative des salaires entre les hommes et les femmes sur la base des enquêtes sur la structure des salaires (LSE) 1994 et 1996.

Résumé.

Edition: Office fédéral de la statistique et Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes, Berne 2000. 27 pages. 5 francs (dès 10 exemplaires). Commandes: OFS, 2010 Neuchâtel. Tél. 032 713 60 60, Fax 032 713 60 61. Numéro de commande: 375-0000.

Depuis 1981, l'exigence d'un salaire égal pour un travail de valeur égale est inscrite dans la Constitution fédérale. Pourtant, l'égalité des salaires entre femmes et hommes est encore loin d'être réalité. Le rapport de Fluckiger/Ramirez et le résumé démontrent: Entre les salaires féminins et les salaires masculins persiste une différence moyenne de 19.6%. Sur cet écart, quelque 60% sont dus à un comportement discriminatoire, le reste s'expliquant par des caractéristiques personnelles (p.ex. formation, expérience, état civil).

paso doble. Publication sur l'égalité dans la vie professionnelle

Edition: Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes, Berne 2000. 8 pages. Gratuit. Commandes: BBL-EDMZ-Diffusion, 3003 Berne (paso doble, édition 2000, no. de commande 301.960.00f)

Le Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes publie pour la deuxième fois le journal annuel «paso doble», qui traite des effets concrets, dans la vie professionnelle, de la loi sur l'égalité.

Les informations publiées dans «paso doble» s'adressent tout particulièrement aux décideurs et décideuses du monde économique et social, aux employeurs et employeuses, aux responsables du personnel et de la formation, et au monde politique. Toutes et tous y trouveront des conseils et des recommandations pratiques sur les possibilités d'une réelle mise en oeuvre de l'exigence d'égalité.

«paso doble» paraît chaque année au mois de novembre en français, allemand et italien. La publication est gratuite.

En allemand, le commentaire a été publié en 1997 chez Helbing & Lichtenhahn, Bâle.



Zora la Rousse 2000

C'est dans le canton du Tessin que le Prix des médias pour l'enfance et la jeunesse «Zora la Rousse» a été attribué en octobre 2000. Plus précisément, c'est le Teatro Pan à Lugano qui a reçu les 10'000 francs dont est doté ce prix, décerné chaque année par le Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes.

Le Teatro Pan exerce indiscutablement une influence libératrice, quoique de façon différente sur les jeunes gens et sur les jeunes filles. Il prend en effet pour thèmes la solidarité et la différence dans un canton multiculturel, où la vie en commun des enfants, des femmes et des hommes est empreinte des expériences infiniment diverses que donne à connaître la migration.

Nuove pubblicazioni

paso doble. Pubblicazione sulla parità nella vita professionale

A cura dell'Ufficio federale per l'uguaglianza fra donna e uomo, Berna 2000. 8 pagine. Gratuito. Per ordinazioni: UFCL-EDMZ-Distribuzione, 3003 Berna (paso doble, edizione 2000, numero di ordinazione 301.960.00i).

Esce per la seconda volta la rivista annuale «paso doble». Essa tratta le ripercussioni pratiche della legge sulla parità dei sessi nella vita professionale.

La pubblicazione, agile e informativa, si indirizza soprattutto alle esponenti e agli esponenti con responsabilità decisionali del mondo economico e della società, alle datrici e ai datori di lavoro, alle responsabili e ai responsabili dei settori risorse umane e formazione, alle donne e agli uomini in politica. Tutte e tutti loro troveranno in «paso doble» indicazioni e stimoli su come tradurre concretamente nei fatti la rivendicazione delle pari opportunità.

«paso doble» esce in italiano, tedesco e francese. I numeri sono gratuiti e sono disponibili ogni anno in novembre.

Zora la Rossa 2000

Il premio per i media infantili e giovanili «Zora la Rossa» ha preso nell'ottobre 2000 la via del Ticino. Dotato di 10 000 franchi, esso viene assegnato ogni anno dall'Ufficio federale per l'uguaglianza fra donna e uomo. Questa volta è stato conferito al Teatro Pan di Lugano.

Alle ragazze e ai ragazzi il Teatro Pan fa un discorso emancipatorio differenziato, tematizzando la solidarietà e la differenza in un cantone multiculturale, nel quale la convivenza tra giovani, donne e uomini è altamente condizionata dalle più diverse esperienze migratorie.

Chronik der laufenden Ereignisse: März bis August 2000

VON ANNE SCIAVILLA

8. März 2000

Erster Weltfrauenmarsch und internationaler Tag der Frau

An verschiedenen dezentralen Veranstaltungen feiern Frauen den Internationalen Tag der Frau. Damit findet gleichzeitig der Auftakt zum ersten Frauenweltmarsch gegen Gewalt und Armut statt. Weltweit beteiligen sich über 3000 Frauenorganisationen an diesem Marsch; er versteht sich als stiller Protest und soll Entscheidungsträger in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft zu Sofortmassnahmen motivieren. Beendet wird die globale Aktion am 17. Oktober in New York mit der Übergabe von weltweit gesammelten Unterschriften für die Anliegen des Weltmarsches an UNO-Generalsekretär Kofi Annan.

In der Schweiz sind dazu die verschiedensten Aktivitäten geplant: Beispielsweise findet in Zürich am Frauenstreiktag (14. Juni) ein Demonstrationszug statt; im Kanton Bern soll die Idee des Weltmarschs mit einer Karawane in die Regionen getragen werden; in Neuenburg wollen Grossmütter mit ihren Enkelinnen marschieren, und die Aargauerinnen wollen ihre Forderungen per Flaschenpost Richtung New York schicken.

12. März 2000

Nein zur Quoten-Initiative

Mit 82.3% Nein-Stimmen spricht sich das Volk gegen die Quoten-Initiative aus. Die Initiative, die eine ausgewogene Vertretung von Frauen und Männern in allen Bundesbehörden vorsieht, wird in allen Kantonen deutlich abgelehnt. Im Verhältnis von mehr als vier zu eins wird sie in der deutschen Schweiz verworfen. Et was höher liegt der Ja-Stimmen-Anteil in der französischen Schweiz: Hier wird die Initiative im Verhältnis von drei zu eins abgelehnt.

12. März 2000

Prix Egalité

Der Schweizerische Kaufmännische Verband (SKV) verleiht erstmals den Prix Egalité, der Gleichstellungsaktivitäten in Verwaltungen und Unternehmen auszeichnet. Die drei Preisträger wurden unter 266 Bewerbungen aus der ganzen Schweiz ermittelt, es sind zwei öffentliche Ämter und eine private Firma: das

Amt für Hochbauten und das Tiefbau- und Entsorgungsdepartement der Stadt Zürich, die Erziehungsdirektion des Kantons Bern sowie die Krankenkasse PKK.

Die Erziehungsdirektion (ED) des Kantons Bern beispielsweise wird für ihr Engagement gewürdigt, vermehrt Frauen einzustellen. Das Amt beschäftigt derzeit 984 MitarbeiterInnen, davon 560 Frauen. Der hohe Frauenanteil ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass das Amt seit 1982 ein beratendes Organ für Gleichstellungsfragen hat, welches bei der Einstellung neuer Mitarbeitender über ein Mitspracherecht verfügt.

12./13. März 2000

Rita Roos tritt nicht mehr an

CVP-Regierungsrätin Rita Roos (SG), die vor einem Jahr beinahe Bundesrätin geworden wäre, beendet ihre politische Karriere: Nachdem sie bei den St. Galler Regierungsratswahlen das schlechteste Resultat aller zehn Kandidierenden erzielt hat, tritt sie nicht mehr zum zweiten Wahlgang an.

15. März 2000

Massnahmen gegen Frauenhandel

In einer Petition fordern rund 7500 Einzelpersonen, 100 Organisationen und mehr als 30 Nationalrätinnen und Nationalräte den Bundesrat und die eidgenössischen Räte dazu auf, ein Schutzprogramm für Opfer von Frauenhandel einzuführen. Die Unterzeichnenden möchten den Frauen rechtlichen Schutz sowie Sicherheit und Zugang zu fundamentalen Menschenrechten garantieren. Sie regen an, die geltende strafrechtliche Definition des Frauenhandels der heutigen Realität anzupassen und kritisieren vor allem den Umstand, dass in der Schweiz der Kampf gegen Frauenhandel mit jenem gegen illegale Migration gleichgesetzt wird.

SP-Nationalrätin Ruth-Gaby Vermot (BE) unterstützt die Forderungen der Petition mit einer Motion.

15. März 2000

Abzug von Betreuungskosten

Kinderbetreuungskosten sollen künftig bei den Steuern berücksichtigt werden. Der Ständerat spricht sich damit oppositionslos für die parlamentarische Initiative von FDP-Ständerätin Vreni

Spoerry (ZH) aus. Danach sollen die Kantone für die berufsbedingten Betreuungskosten einen pro Kind begrenzten Abzug zulassen können. Spoerry will mit ihrem Vorstoss eine Lücke im geltenden Steuerharmonisierungsgesetz schliessen, der diese Abzugsmöglichkeit nicht vorsieht. Die kantonalen Steuergesetze müssen sich aber an die Vorgaben der Steuerharmonisierung halten.

20. März 2000

Gleichstellungsprojekt «Frau am Bau» auch in anderen Städten

Nach einer dreijährigen Pilotphase im Raum Bern wird das Konzept für eine frauengerechte Personalentwicklung in der Bauplanungsbranche auch in Zürich, Basel und Solothurn gestartet. Das Gleichstellungsprojekt «Frau am Bau» wurde vor drei Jahren lanciert und will den Frauenanteil in verantwortungreichen Positionen in Planungsbüros erhöhen.

30. März 2000

Immer mehr Frauen suchen Hilfe

Seit der Gründung des Winterthurer Frauen-Nottelefons im Jahre 1990 hat sich die Zahl der Hilfe suchenden Frauen mehr als verfünffacht; auch wurden rund zehn Mal mehr Beratungen (ca. 4000) durchgeführt als noch vor zehn Jahren. Die Hälfte der Hilfe suchenden Frauen sind unter 30 Jahre alt und beklagen vor allem sexuelle Gewalt; meist wurden sie vergewaltigt, missbraucht oder geschlagen. In neun von zehn Fällen ist ihnen der Täter bekannt.

Diese Bilanz wurde den Medien anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Frauen-Nottelefons präsentiert.

1. April 2000

CVP droht mit Referendum gegen Fristenlösung

Parteipräsident Adalbert Durrer droht an der Delegiertenversammlung der CVP mit dem Referendum gegen die Fristenlösung. Für diesen Schritt sprechen sich insbesondere die männlichen Parteivertreter aus, sollte das von der CVP vorgeschlagene Schutz- und Beratungsmodell von den eidgenössischen Räten abgelehnt werden. Dieses Modell sieht eine straffreie Abtreibung in den ersten zwölf Wochen der Schwangerschaft vor,



sofern die betroffene Frau eine staatlich anerkannte Beratungsstelle konsultiert hat.

Liberaler präsentiert sich die Gesetzesvorlage der nationalrätlichen Kommission für Rechtsfragen: Der Abbruch ist während den ersten 14 Wochen der Schwangerschaft möglich, und ist an keine Zwangsberatung gekoppelt. 1998 hatte sich der Nationalrat für diese Variante ausgesprochen.

1. April 2000

Universitätsförderungsgesetz soll Frauenanteil erhöhen

Der Bundesrat hat auf den 1. April das Universitätsförderungsgesetz in Kraft gesetzt. Das neue Gesetz dient als Grundlage für eine gesamtschweizerisch koordinierte Hochschulpolitik. Die Schweizerische Universitätskonferenz – als gemeinsames Organ von Bund und Kantonen – erhält dabei zusätzliche Entscheidungskompetenzen; neu kann sie unter anderem Bundesprojekte mitfinanzieren. Dazu gehört die Nachwuchsförderung im universitären Bereich, wo der Frauenanteil im oberen Mittelbau von derzeit 33 auf 40% erhöht werden soll. Weiteres Ziel ist es, bis zum Jahr 2006 den Anteil Professorinnen zu verdoppeln; im Moment liegt dieser zwischen 6 und 7%.

7. April 2000

Fristenlösung ohne Zwangsberatung

Die Rechtskommission des Ständerates bringt einen neuen Vorschlag in die Diskussion der Fristenlösung: Der straffreie Schwangerschaftsabbruch soll von keiner Zwangsberatung abhängig gemacht werden. Jedoch muss die abtreibende Fachperson die schwangere Frau auf die Möglichkeit einer unabhängigen und unentgeltlichen Beratungsstelle aufmerksam machen. Die Frau soll aber selbst entscheiden können, ob sie davon Gebrauch machen will oder nicht.

Mit 7 gegen 5 Stimmen folgt die Kommission damit weder dem Beschluss des Nationalrates noch dem Schutzmodell der CVP (siehe oben, 1. April 2000).

10. April 2000

Verschiedene Vorstösse zur Lohnfortzahlung bei Mutterschaft

Die Nationalratskommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK-NR) heisst eine Einzelinitiative von FDP-Nationalrätin Christine Egerszegi (AG) gut, die durch eine Revision des Obligationenrechts die Lohnfortzahlung während acht Wochen nach der Geburt eines Kindes vorsieht. Mit einem Votum von 13 zu 10 Stimmen spricht sie sich damit für eine Minimalforderung aus. Gleichzeitig

aber engagiert sich die Kommission für eine grosszügigere Lösung: Mit 15 zu 8 Stimmen verabschiedet sie eine eigene Motion, wonach der Bundesrat zu einem Modell mit einer gemischt finanzierten Lohnfortzahlung von 14 Wochen Stellung nehmen soll. Danach wäre in den ersten acht Wochen nach der Niederkunft der Arbeitgeber für die Lohnfortzahlung zuständig. Für die verbleibende Zeit schlägt die Kommission vor, den Lohn aus der Kasse der Erwerbsersatzordnung zu finanzieren.

Im Parlament liegen derzeit noch zwei andere Vorstösse zur Behandlung bereit. Die Motion von FDP-Ständerätin Vreni Spoerry (ZH) deckt sich inhaltlich mit dem Vorstoss von Nationalrätin Egerszegi. Einen anderen Inhalt weist die Motion von SP-Ständerätin Christiane Brunner (GE) und der ehemaligen SP-Nationalrätin Ursula Hafner (SH) – nach ihrer Abwahl wurde die Motion von der Zürcher SP-Nationalrätin Christine Goll übernommen – auf: Diese verlangt einen Mutterschaftsurlaub von 14 Wochen mit Lohnfortzahlung ausschliesslich durch den Arbeitgeber.

10. April 2000

11. AHV-Revision

Die nationalrätliche Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK-NR) tritt auf die 11. AHV-Revision ein. Bevor sie sich definitiv dazu äussert, verlangt sie Zusatzberichte zur Situation der Frauen und zur Lage älterer ArbeitnehmerInnen. Zudem möchte sie mehr über mögliche Finanzierungsszenarien und zur finanziellen Entwicklung der AHV wissen. Gleichstellungspolitisch brisant sind u.a. die im Gesetzesentwurf vorgesehene Erhöhung des Frauenrentenalters auf 65 Jahre, die Kürzungen bei den Witwenrenten und die Flexibilisierung des Rentenalters.

13. April 2000

Mehr Frauen an universitären Hochschulen

Die Zahl der Studierenden an den Schweizer Hochschulen im Wintersemester 1999/2000 hat wieder zugenommen. Laut Bundesamt für Statistik ist der leichte Anstieg gegenüber dem Vorjahr vor allem auf die Anzahl studierender Frauen zurückzuführen: Ihr Anteil ist von 43.8 auf 44.6% angewachsen.

16. April 2000

Rücktritt von Ursula Koch

Ursula Koch gibt ihren sofortigen Rücktritt als SP-Präsidentin und Nationalrätin bekannt. Die 46-jährige Kantonsrätin Barbara Marty Kälin (SP, ZH) aus Gossau wird sie im Nationalrat ersetzen. Ihr Kantonsratsmandat wird Marty

Kälin im Herbst abgeben.

10. Mai 2000

Längere Verjährungsfrist bei Kindsmisbrauch

Der Bundesrat will den Kampf gegen den Kindsmisbrauch mit gesetzgeberischen Mitteln unterstützen. So soll künftig bei schweren Sexualdelikten an Kindern unter 16 Jahren die Verjährungsfrist erst dann zu laufen beginnen, wenn das Opfer das 18. Lebensjahr vollendet hat. Eine analoge Regelung fordert der Bundesrat in seiner Botschaft über die Änderung des Schweizerischen Strafgesetzbuches und des Militärstrafgesetzes auch für den Inzest: Hier soll die Verjährungsfrist von zwei auf fünf Jahre hinaufgesetzt werden. Künftig soll auch der Besitz von Kinderpornographie sowie von sexuellen Gewaltdarstellungen strafbar sein; bis anhin war nur die Verbreitung harter Pornographie (Hardcore) von strafrechtlicher Relevanz.

17. Mai 2000

Ehepaare und Familien gerechter besteuern

Ehepaare und Familien sollen künftig steuerlich entlastet werden. Zur Reform der direkten Bundessteuer schickt der Bundesrat fünf Varianten in die Vernehmlassung. Zur Debatte steht die gleiche Besteuerung von Ehe- und Konkubinatspaaren, die Steuerbefreiung von Familien mit einem Einkommen unter dem Existenzminimum, ein Haushaltsabzug für Alleinerziehende sowie ein Abzug für familienexterne Kinderbetreuung. Die Umsetzung der Modelle würde bei Bund und Kantonen einen Steuerausfall von voraussichtlich 1.3 Milliarden Franken bewirken. Der Bundesrat will die Botschaft zur Reform der Familienbesteuerung noch vor Jahresende ans Parlament verabschieden.

19. Mai 2000

100 Jahre Bund Schweizerischer Frauenorganisationen

Der Bund Schweizerischer Frauenorganisationen feiert sein 100-jähriges Bestehen. An einer Medienkonferenz präsentiert sich das grösste Frauennetzwerk der Schweiz mit neuem Namen und neuem Schwerpunkt: «Alliance F» will sich künftig der wirtschaftlichen Integration von Frauen widmen. Dazu wird der «Prix alliance F» lanciert. Damit soll alle zwei Jahre ein Unternehmen ausgezeichnet werden, das sich insbesondere für Wiedereinstiegshilfen, flexible Arbeitszeitmodelle, Krippenangebote und Weiterbildungsmöglichkeiten einsetzt. Dieser mit 10 000 Franken dotierte Preis wird erstmals am 22. September verliehen.



30. Mai 2000

Kampf gegen Frauenhandel

In einer veröffentlichten Stellungnahme beantragt der Bundesrat die Motion der Berner SP-Nationalrätin Ruth-Gaby Vermot zum Frauenhandel (siehe oben, 15. März 2000) in ein Postulat umzuwandeln. Gleichzeitig beauftragt er das Justiz- und Polizeidepartement mit der Einsetzung einer Arbeitsgruppe von Sachverständigen aus verschiedenen Departementen. Diese soll abklären, ob das Strafgesetz ergänzt werden soll, ob es zusätzliche Massnahmen zum Schutz der Opfer und allenfalls neue Institutionen braucht.

5. Juni 2000

Vergewaltigung in der Ehe

Das Bundesgericht bringt in einem neuen Urteil deutlich zum Ausdruck, dass die Vergewaltigung in der Ehe nach den gleichen Kriterien beurteilt werden muss, wie jeder andere Vergewaltigungsfall auch. Es braucht keinen besonderen heftigen (physischen) Widerstand von Seiten der Ehefrau, damit der Tatbestand der Vergewaltigung erfüllt ist. Es genügt dass sie sich in einer (psychisch) ausweglosen Zwangssituation befindet und nicht in der Lage ist, sich (physisch) zu wehren.

5.-10. Juni 2000

UNO-Sonderkonferenz «Frauen 2000»

An der Sondersitzung der Generalversammlung der UNO in New York vom 5. bis 10. Juni haben Staaten, Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und die Vereinten Nationen über die Beschlüsse der Pekinger Weltfrauenkonferenz von 1995 Bilanz gezogen. Dabei sind gewisse Fortschritte verzeichnet worden. Ernüchtert wird aber festgehalten, dass die meisten, der vor fünf Jahren beschlossenen Massnahmen nicht über das Stadium guter Absichten hinausgekommen sind. Beendet wird die Sonderkonferenz mit einem Abschlussdokument, in dem die Staaten ihre in Peking eingegangenen Verpflichtungen bekräftigen. Als Fortschritte zu verzeichnen sind u.a. die Thematisierung der Gesundheit von Mutter und Kind, von AIDS sowie der «crimes d'honneur» und Mitgiftmorde als Menschenrechtsverletzungen.

14. Juni 2000

Aktionen zum Frauenstreiktag

Anlässlich des Frauenstreiktages vom 14. Juni 1991 machen Frauen in der ganzen Schweiz auf ihre Forderungen aufmerksam. Mit zahlreichen Aktionen und Veranstaltungen werden grundsätzlich die tiefen Frauenlöhne kritisiert. Gefordert wird gleicher Lohn für gleiche Arbeit sowie eine Mutterschaftsversicherung.

Vor dem Berner Frauenspital etwa protestieren rund 300 Frauen und wenige Männer gegen ungleiche Löhne für gleichwertige Arbeit und für höhere Löhne in typischen Frauenberufen wie im Gesundheitswesen.

22. Juni 2000

Keine Ergänzungsleistungen für arme Familien und allein Erziehende

Der Nationalrat lehnt mit 84 zu 83 Stimmen eine Einzelinitiative von SP-Nationalrätin Jacqueline Fehr (ZH) ab, wonach Eltern mit tiefem Einkommen mit Ergänzungsleistungen unterstützt werden sollen. Mit diesem Entscheid hat die grosse Kammer das Votum der nationalrätlichen Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK-NR) vom vergangenen Februar korrigiert.

Der Ständerat wird sich voraussichtlich in der Herbstsession 2000 dazu äussern müssen.

23. Juni 2000

Nationalrat für grosszügigeren Mutterschaftsurlaub

Mit 114 zu 62 Stimmen spricht sich der Nationalrat für die grosszügigere Variante der Sozialkommission des Nationalrates (SGK-NR) aus: Damit setzt er sich für einen 14-wöchigen bezahlten Mutterschaftsurlaub für berufstätige Mütter ein. Den Vorstoss von FDP-Nationalrätin Christine Egerszegi (AG) lehnt die grosse Kammer mit 99 zu 75 Stimmen ab (siehe dazu oben, 10. April 2000).

Der Ständerat hat sich noch nicht mit den beiden Vorstössen befasst.

25. Juni 2000

Kinderbetreuung: Tessiner Modell als Vorbild

Die FDP Schweiz will das Betreuungsangebot für Kinder verbessern: An einer Tagung in Solothurn fordert sie die Kantonsparlamente dazu auf, Vorstösse für familienunterstützende Tagesstrukturen an Volksschulen zu initiieren. Als Vorbild wird das «Tessiner Modell» angeführt: Seit 150 Jahren können im Kanton Tessin Kinder ab drei Jahren freiwillig den Kindergarten besuchen, wo sie zwischen 9 und 16 Uhr betreut werden. Dieses Prinzip gilt dort auch für die Primarschule mit Blockzeiten und Aufgabenhilfe.

27. Juni 2000

Lohn: Frauen weiterhin diskriminiert

60% der Lohnunterschiede zwischen Frau und Mann sind auf reine Geschlechterdiskriminierung zurückzuführen. Zu diesem Schluss kommt eine Studie, die im Auftrag des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann und des Bundesamtes für Statistik beim Genfer Professor Yves Flückiger und sei-

nem Mitarbeiter José Ramirez in Auftrag gegeben worden ist. Aufgezeigt wird die Entwicklung der Lohnunterschiede zwischen Frauen und Männern in den letzten dreissig Jahren. Dabei kommt die Studie zum Schluss, dass sich die Löhne mit der Zeit angenähert haben: Frauen verdienen 1960 im Schnitt 32% weniger als Männer, 1996 waren es 29.6% und heute sind es 28%.

Die geschlechterspezifische Lohndifferenz führen die Autoren auf die unterschiedliche Anwendung persönlicher Bewertungskriterien zurück: Ist ein Mann etwa verheiratet, verdient er nicht nur mehr als sein unverheirateter Kollege, sondern auch mehr als eine verheiratete Frau. Auch die Berufserfahrung nützt Frauen in ihrem beruflichen Fortkommen weniger als Männern. Hingegen wirken sich Anzahl geleisteter Dienstjahre im gleichen Betrieb für eine Frau tendenziell positiver aus als für einen Mann. (Auf dem Weg zur Lohngleichheit? Vergleich der Frauen- und Männerlöhne anhand der Lohnstrukturerhebungen LSE von 1994 und 1996. Kurzfassung. Hrsg. Eid. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann / Bundesamt für Statistik. 27 S. Bestellungen: Tel. 032 713 60 60 / Fax 032 713 60 61. Preis: 5 Franken.)

4. Juli 2000

Ständeratskommission für minimalen Mutterschaftsurlaub

Nach dem Willen der Ständeratskommission für Sicherheit und Gesundheit (SGK-SR) sollen erwerbstätige Frauen nicht mehr als acht Wochen bezahlten Mutterschaftsurlaub erhalten. Oppositionslos befürwortet die Kommission damit die Motion der Zürcher FDP-Ständerätin Vreny Spoerry. Die angenommene Vorlage – identisch mit dem Vorstoss von FDP-Nationalrätin Christine Egerszegi (AG) – wurde vom Nationalrat in der Sommersession verworfen (siehe oben, 23. Juni 2000).

20. Juli 2000

Aargauer Fachstelle für Gleichstellung soll bleiben

Der Aargauer Regierungsrat setzt sich für die Weiterführung der Kantonalen Fachstelle für Gleichstellung ein. Er stellt bei der tatsächlichen Gleichstellung nach wie vor einen dringenden Handlungsbedarf fest. Aufgelöst und durch ein einziges Gremium ersetzt werden, sollen dagegen die Fachkommission für die Gleichstellung von Frauen und Männern als Beratungsgremium der Regierung sowie das Begleitgremium. Die Fachstelle wurde 1995 für fünf Jahre provisorisch in Betrieb genommen. Darüber entscheiden wird der Grosse Rat.



21. Juli 2000

Unternehmen und Gleichstellungsziele

Eine Umfrage des Schweizerischen Kaufmännischen Verbandes (SKV) kommt zum Schluss, dass die Gleichstellung von Mann und Frau vermehrt in Unternehmen thematisiert wird. Bei der Umsetzung hingegen sieht es anders aus: Von den befragten 266 Unternehmen, verfügen knapp die Hälfte über Richtlinien oder Zielsetzungen zur beruflichen Gleichstellung; bei grossen Unternehmen und in der Verwaltung sind es zwei Drittel. Ob diese Ziele auch erreicht werden, überprüft aber nur ein Viertel regelmässig. Defizite ortet die Studie auch bei den Massnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Nur die Hälfte der Unternehmen hat auf allen Hierarchiestufen flexible Arbeitszeitmodelle eingeführt.

Weiter hält die Studie fest, dass rund 75% der befragten Unternehmen sich an den Grundsatz «gleicher Lohn für gleiche Arbeit» halten. In zwei Drittel der befragten Unternehmen setzt sich die Geschäftsleitung aus Frauen und Männern zusammen. (Sabina Littmann-Wernli/SKV (Hg.): Fit in Sachen Gleichstellung? Vom Esprit d'Egalité zum «Prix d'Egalité». 48 S. Bestellungen: SKV, Tel. 01 283 45 45, Fax 01 283 45 65, info@skv.ch.)

1. August 2000

Neues Arbeitsgesetz

Am Bundesfeiertag tritt das neue Arbeitsgesetz in Kraft. Bei den Arbeits- und Ruhezeiten werden die Frauen künftig den Männern gleichgestellt. Neu sind sie auch in der Industrie zu Nacht- und Sonntagsarbeit zugelassen. Wer aber in der Nacht arbeitet oder schwanger ist, wird besser geschützt. ArbeitnehmerInnen, die dauernd oder regelmässig Nachtarbeit leisten, kommen in den Genuss eines Zeitzuschlages von 10% und haben Anspruch auf medizinische Betreuung. Eine weitere wichtige Änderung für schwangere Frauen betrifft die Schonfrist: Bisher bestand für Mütter nach der Niederkunft ein Arbeitsverbot von acht Wochen; neu können sie von der Möglichkeit Gebrauch machen, weitere acht Wochen (unbezahlt) zu Hause zu bleiben. Ausserdem haben schwangere Frauen und stillende Mütter bei gesundheitsgefährdenden Arbeitsbedingungen einen Anspruch auf Zuteilung gleichwertiger Ersatzarbeit. Dies gilt bei Nachtarbeit in den acht Wochen vor der Niederkunft (sie ist während dieser Zeit verboten) oder wenn Frauen stundenlang stehen müssen oder gefährlichen Strahlen ausgesetzt sind. Kann der Arbeitgeber keine adäquate Ersatzarbeit anbieten, hat die Arbeitnehmerin Anspruch auf 80% des Lohnes und kann zu Hause bleiben.

15. August 2000

Chronik zur schweizerischen Frauenbewegung

Marthe Gosteli macht in zwei Bänden längst vergriffene Jahrbücher der Schweizer Frauenbewegung zwischen 1914 und 1963 einer breiten Öffentlichkeit wieder zugänglich. In der neu aufgelegten und reich illustrierten Chronik zur Geschichte der Schweizer Frauen berichten Zeitzeuginnen über den Kampf um Anerkennung und Gleichstellung. Zu finden sind darin auch Zusammenfassungen über die Tätigkeit der verschiedensten Frauenorganisationen.

Die 83-jährige Marthe Gosteli gilt als Pionierin der Schweizer Frauenbewegung. Sie war unter anderem Präsidentin diverser Frauenorganisationen und Gründerin des Archivs zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung in Worblafen. (Marthe Gosteli, Hg.: Vergressene Geschichte. Illustrierte Chronik der Frauenbewegung 1914–1963. Stämpfli-Verlag AG, Bern 2000.)

18. August 2000

Frauenanteil in Gemeindeexekutiven

Der Frauenanteil in der Schweizer Politik ist nirgends so tief wie in den Gemeinde- und Stadtratssitzen in der Schweiz sind ungefähr 3300 von Frauen besetzt; dies entspricht einem Anteil von etwa 19%. Zu diesem Schluss kommen Urs Meuli und Andreas Ladner vom Soziologischen Institut der Universität Zürich. Die beiden Autoren präsentieren erstmals umfassende Angaben zur Entwicklung der Frauenpräsenz in kommunalen Exekutiven. (Urs Meuli und Andreas Ladner: Frauen in den Gemeindeexekutiven 1988 bis 1998. Soziologisches Institut der Universität Zürich: Kleine Zürcher Gemeindestudien, Zürich 2000.)

22. August 2000

PR-Kurse für angehende Politikerinnen

Im Hinblick auf die kommenden Kommunal- und Kantonswahlen im Dezember 2000 und Frühling 2001 bietet das Walliser Gleichstellungsbüro interessierten Frauen einen Intensivkurs in Öffentlichkeitsarbeit an. Damit möchte es Frauen Mut machen, sich für ein politisches Mandat zu bewerben.

23. August 2000

Aufenthaltsbewilligung ausländischer EhepartnerInnen

Auch wenn eine ausländische Ehepartnerin nicht mit ihrem Schweizer Ehemann im selben Haushalt lebt, hat sie einen Anspruch auf eine Aufenthaltsbewilligung. Das gleiche gilt für den ausländischen Ehemann. Zu diesem Schluss kommt das Bundesgericht in einem ver-

öffentlichten Urteil. Darin wird aufgezeigt, dass der Gesetzgeber einen Rechtsanspruch auf die Erteilung der Aufenthaltsbewilligung auch dann vorsieht, wenn die Ehegatten wegen ehelicher Schwierigkeiten getrennt leben.

Anne Scivilla ist Juristin.



Chronique des événements au féminin de mars à août 2000

par ANNE SCIAVILLA

8 mars 2000

Première Marche mondiale des femmes et Journée internationale des femmes

Les femmes célèbrent la Journée internationale des femmes par différentes manifestations décentralisées. C'est aussi l'occasion du lancement de la Marche mondiale des femmes contre la violence et la pauvreté. Plus de 3000 associations féminines sur l'ensemble de la planète s'associent à cette protestation silencieuse censée amener les décideurs et les décideuses politiques, économiques et sociaux à prendre des mesures immédiates. L'action s'est terminée le 17 octobre à New York avec la remise au Secrétaire général de l'ONU Kofi Annan d'une pétition signée par des femmes du monde entier soutenant les revendications de la Marche.

En Suisse, différentes activités sont organisées. A Zurich, par exemple, une manifestation a lieu le 14 juin, jour de célébration de la grève des femmes de 1991. Dans le canton de Berne, une caravane doit apporter l'idée de la Marche mondiale dans les différentes régions. Les grand-mères neuchâteloises prévoient de marcher avec leurs petites-filles et les Argoviennes veulent jeter des bouteilles à la mer - direction New York - portant leurs revendications.

12 mars 2000

Non à l'initiative des quotas

Le peuple rejette l'initiative des quotas avec 82.3% de non. Tous les cantons sans exception opposent un refus net à l'initiative, qui prévoyait une représentation équilibrée des femmes et des hommes dans toutes les autorités fédérales. En Suisse alémanique, moins d'une personne sur quatre dépose un oui dans l'urne. Elles sont un peu plus nombreuses en Suisse romande, où une personne sur trois a voté en faveur de l'initiative.

12 mars 2000

Prix Egalité

Pour la première fois, la Société suisse des employés de commerce attribue le Prix Egalité, qui récompense des activités menées en faveur de l'égalité dans les entreprises et les administrations. Les trois lauréats ont été distingués parmi 266 candidatures en provenance de toute la Suisse. Il s'agit de deux administrations publiques - l'Office des travaux publics et

le département des canalisations et de la voirie de la Ville de Zurich ainsi que la Direction de l'instruction publique du canton de Berne - et d'une entreprise privée, la caisse maladie PKK.

La Direction de l'instruction publique du canton de Berne, par exemple, a été récompensée pour son engagement en faveur d'une augmentation du nombre de femmes. Le département emploie pour l'heure 984 personnes dont 560 femmes. Il faut, entre autres facteurs, attribuer cette remarquable proportion au fait que le département dispose depuis 1982 d'un organe consultatif en matière d'égalité qui a voix au chapitre lors de l'engagement de nouveaux collaborateurs ou collaboratrices.

12-13 mars 2000

Rita Roos se retire

La conseillère d'Etat saint-galloise Rita Roos (PDC), qui avait failli, l'année dernière, devenir conseillère fédérale, met fin à sa carrière politique: lors des élections au Conseil d'Etat de Saint-Gall, elle a obtenu le plus mauvais résultat parmi les dix candidats et ne s'est pas présentée au second tour.

15 mars 2000

Des mesures contre la traite des femmes

Une pétition signée par quelque 7500 particuliers, 100 organisations et plus de 30 conseillères et conseillers nationaux demande au Conseil fédéral et aux Chambres d'adopter un programme de protection des victimes de la traite des femmes. Les signataires veulent garantir aux femmes sécurité, protection juridique et l'accès aux droits humains fondamentaux. Ils et elles demandent d'adapter à la réalité d'aujourd'hui la définition pénale de la traite des femmes. Surtout, les signataires critiquent le fait qu'en Suisse, la lutte contre la traite des femmes est mise dans le même panier que celle de l'immigration clandestine.

La conseillère nationale socialiste bernoise Ruth-Gaby Vermot appuie les revendications de la pétition par le biais d'une motion.

15 mars 2000

Déduction des frais de prise en charge des enfants

L'administration fiscale devra doréna-

vant prendre en considération les frais de prise en charge des enfants. Le Conseil des Etats se prononce en effet sans opposition en faveur d'une initiative parlementaire de la conseillère aux Etats radicale Vreni Spoerry (ZH) aux termes de laquelle les cantons doivent fixer un montant maximum de déduction par enfant des frais liés à l'exercice d'une activité lucrative. Par cette initiative, Vreni Spoerry veut combler une lacune existant dans la loi actuelle sur l'harmonisation fiscale, qui ne prévoit pas cette possibilité de déduction. Les lois fiscales cantonales doivent cependant s'en tenir aux prescriptions de l'harmonisation fiscale.

20 mars 2000

Le projet «Frau am Bau» s'étend en Suisse

Après une phase pilote de trois ans dans la région bernoise, le projet «Frau am Bau» (Edifier avec les femmes) s'étend maintenant aux villes de Zurich, Bâle et Soleure. Démarré il y a trois ans dans le cadre des aides financières selon la loi sur l'égalité, le projet vise à augmenter le nombre de femmes dans des postes à responsabilités dans les branches de la planification de la construction.

30 mars 2000

Les femmes sont toujours plus nombreuses à chercher de l'aide

Depuis sa fondation en 1990, la centrale téléphonique d'aide aux femmes de Winterthur a vu quintupler le nombre d'appels à l'aide. Quant au nombre de consultations (env. 4000), il a pratiquement décuplé en dix ans. La moitié des femmes en quête d'aide ont moins de 30 ans et se plaignent avant tout de violences sexuelles; la plupart ont été violées, maltraitées ou battues. Dans 9 cas sur 10, elles connaissent l'auteur des faits.

Ce bilan a été présenté aux médias à l'occasion du dixième anniversaire de la centrale téléphonique de Winterthur.

1er avril 2000

Le PDC menace de lancer un référendum contre la solution du délai

Lors de l'assemblée des délégués du parti démocrate-chrétien (PDC), le président du parti Adalbert Durrer menace de lancer un référendum contre la solution du délai. Ce sont surtout les délégués



masculins qui prônent cette action si le modèle dit de protection et de conseil proposé par le PDC était refusé par les Chambres fédérales. Le modèle prévoit un avortement non punissable pendant les douze premières semaines de la grossesse pour autant que la femme ait consulté un service de consultation reconnu par l'Etat.

Le projet de loi de la commission des affaires juridiques du Conseil national est plus libéral: l'avortement est possible pendant les quatorze premières semaines de la grossesse et n'est pas lié à une consultation obligatoire. En 1998, le Conseil national s'était prononcé en faveur de cette variante.

1er avril 2000

La loi sur l'aide aux universités devrait permettre d'augmenter le nombre de femmes

Sur décision du Conseil fédéral, la loi sur l'aide aux universités entre en vigueur le 1er avril. La nouvelle loi sert de base à une politique universitaire coordonnée au niveau suisse. La Conférence universitaire suisse, organe commun de la Confédération et des cantons, reçoit plus de compétences en matière décisionnelle; elle peut par exemple cofinancer des projets de la Confédération. La loi contient aussi des dispositions relatives à la promotion de la relève universitaire: le nombre de femmes dans le corps intermédiaire supérieur devrait passer de 33% à 40% et d'ici 2006, il faudra avoir doublé le nombre de professeures. Celui se situe aujourd'hui entre 6 et 7%.

7 avril 2000

La solution du délai sans consultation médicale obligatoire

La commission des affaires juridiques du Conseil des Etats amène une nouvelle proposition dans le débat sur la solution du délai: la possibilité légale d'avorter ne doit pas dépendre de l'obligation de consulter un médecin. Le ou la spécialiste qui pratique l'avortement, cependant, doit auparavant attirer l'attention de la femme enceinte sur la possibilité d'obtenir une consultation indépendante et gratuite. La femme doit néanmoins rester libre de décider si elle veut en faire usage ou non.

Ainsi, par 7 voix contre 5, la commission ne suit ni la décision du Conseil national ni le modèle de protection du PDC (voir ci-dessus, 1er avril 2000).

10 avril 2000

Initiatives en faveur du paiement du salaire pendant le congé maternité

La commission de la sécurité sociale et de la santé publique du Conseil national accepte une initiative individuelle de la

conseillère nationale radicale Christine Egerszegi (AG) qui prévoit, par le biais d'une révision du Code des obligations, le paiement du salaire pendant huit semaines après la naissance de l'enfant. En votant en faveur de cette proposition par 13 voix contre 10, la commission s'est ainsi prononcée en faveur d'une solution minimaliste. Parallèlement, cependant, la commission s'est aussi prononcée en faveur d'une solution plus généreuse: par 15 voix contre 8, elle a accepté une motion selon laquelle le Conseil fédéral devrait prendre position sur un modèle de financement mixte de paiement du salaire pendant 14 semaines. Le modèle de la commission prévoit que c'est l'employeur qui est responsable du paiement du salaire pendant les huit premières semaines après l'accouchement et que pour le temps restant, ce soit la caisse d'allocations pour perte de gain.

Deux autres initiatives attendent d'être traitées par le Parlement. La motion de la conseillère aux Etats radicale Vreni Spoerry (ZH) recouvre en gros celle de la conseillère nationale Egerszegi. En revanche, la motion de la conseillère aux Etats socialiste Christiane Brunner (GE) et de l'ancienne conseillère nationale socialiste Ursula Hafner (SH) – après le départ de cette dernière la motion fut reprise par la conseillère nationale socialiste zurichoise Christine Goll – exige un congé maternité de 14 semaines avec un salaire payé exclusivement par l'employeur.

10 avril 2000

11e révision de l'AVS

La commission de la sécurité sociale et de la santé publique du Conseil national entre en matière sur la 11e révision de l'AVS. Avant de se prononcer de façon définitive, elle demande des rapports complémentaires sur la situation des femmes et sur celle des travailleuses plus âgées. En outre, elle désire en savoir plus sur les scénarii possibles de financement de même que sur l'évolution financière de l'AVS. Elle fait remarquer que certaines mesures du projet de loi ont un caractère très problématique par rapport à la politique de l'égalité, notamment le relèvement à 65 ans de l'âge de la retraite des femmes, la diminution de la rente de veuve et la retraite à la carte.

13 avril 2000

Plus de femmes à l'université

Au cours du semestre d'hiver 1999/2000, le nombre d'étudiants et d'étudiantes dans les universités et hautes écoles suisses a de nouveau augmenté. D'après l'Office fédéral de la statistique, il faut attribuer cette légère hausse par rapport à l'année précédente à l'aug-

mentation du nombre d'étudiantes: leur proportion est passée de 43.8 à 44.6%.

16 avril 2000

Ursula Koch se retire

Ursula Koch rend public son retrait immédiat en tant que présidente du parti socialiste suisse et en tant que conseillère nationale. C'est la députée Barbara Marty Kälin, une socialiste zurichoise de 46 ans de Gossau, qui lui succède au Conseil national. Mme Marty Kälin a abandonné son mandat de députée au Grand Conseil à l'automne 2000.

10 mai 2000

Prolongation du délai de prescription pour abus commis sur des enfants

Le Conseil fédéral veut renforcer par des moyens juridiques la lutte contre les abus d'enfants. Ainsi, en cas de délits sexuels graves sur des enfants de moins de 16 ans, le délai de prescription ne devrait commencer à courir que lorsque l'enfant a atteint l'âge de 18 ans. Dans son message sur la modification du Code pénal suisse et du Code pénal militaire, le Conseil fédéral prévoit une réglementation analogue en cas d'inceste: ici, le délai de prescription devrait passer de deux à cinq ans. A l'avenir, la possession de matériel de pornographie enfantine ou de représentations de violences sexuelles devrait être punissable. Jusqu'à présent, seule la diffusion de pornographie dure relevait du droit pénal.

17 mai 2000

Une imposition plus juste du couple et de la famille

Les couples et la famille devraient à l'avenir bénéficier d'un allègement fiscal. A cet effet, le Conseil fédéral lance une procédure de consultation sur un projet de réforme des impôts directs qui propose cinq variantes. Parmi les points forts soumis au débat, citons: la mise sur un pied d'égalité sur le plan fiscal des couples mariés et non mariés, l'exemption fiscale des familles à un seul revenu en dessous du seuil d'existence minimal, une déduction de ménage pour les familles monoparentales et une déduction pour la prise en charge extérieure des enfants. La mise en œuvre de ces modèles conduirait à une baisse des recettes fiscales de la Confédération et des cantons de l'ordre de 1.3 milliards de francs. Le Conseil fédéral souhaiterait soumettre au Parlement le message sur la réforme de l'imposition familiale encore avant la fin de l'an 2000.

19 mai 2000

100 ans d'Alliance de sociétés féminines suisses

L'Alliance de sociétés féminines suisses



fête ses 100 ans d'existence. Lors d'une conférence de presse, la plus grande association féminine de Suisse a présenté son nouveau nom, «Alliance F», et sa nouvelle priorité: l'intégration des femmes dans le tissu économique. Elle a aussi annoncé la création du «Prix Alliance F». Ce Prix doit récompenser tous les deux ans une entreprise qui s'est particulièrement engagée en faveur de la réinsertion professionnelle des femmes, de modèles de temps de travail flexible, possibilités de crèches ou de formation continue. Le Prix est doté de 10 000 francs et a été attribué pour la première fois le 22 septembre 2000.

30 mai 2000

Lutte contre la traite des femmes

Dans une prise de position publique, le Conseil fédéral recommande de transformer en postulat la motion de la conseillère nationale bernoise Ruth-Gaby Vermot (PS) sur la traite des femmes (voir ci-dessus 15 mars 2000). Parallèlement, le Conseil fédéral charge le Département de justice et police de mettre sur pied un groupe de travail composé d'experts de différents départements. Le groupe de travail devra clarifier la question de savoir si le Code pénal doit être complété, si de nouvelles mesures sont nécessaires pour assurer la protection des victimes et s'il faut créer de nouvelles institutions dans ce but.

5 juin 2000

Viol entre époux

Dans un jugement, le Tribunal fédéral fait clairement état du fait qu'un viol entre époux doit être jugé selon les mêmes critères que n'importe quel autre cas de viol. Il n'est pas impératif que l'épouse ait manifesté des signes d'une extrême résistance (physique) pour que l'acte délictueux soit reconnu comme un viol. Il suffit que la femme se trouve dans une situation sans issue de contrainte (psychique) et qu'elle ne soit pas en mesure de se défendre (physiquement).

5-10 juin 2000

Session spéciale de l'ONU «Femmes 2000»

Lors de la session spéciale de l'Assemblée générale de l'ONU tenue du 5 au 10 juin à New York, les Etats, les organisations non gouvernementales et les Nations Unies ont fait le bilan de l'application des décisions de la Conférence mondiale sur les femmes de Pékin tenue en 1995. Ils ont enregistré un certain nombre de progrès mais ils ont aussi dû constater avec déception que la plupart des mesures adoptées il y a cinq ans en sont restées au stade des bonnes intentions. La session spéciale s'est terminée par l'adoption d'un document final dans

lequel les Etats renforcent encore les engagements pris à Pékin. Il reste encore notamment de grands progrès à faire dans les questions de santé de la mère et de l'enfant, du Sida et des «crimes d'honneur» et meurtres pour dot en tant que violations des droits humains.

14 juin 2000

Commémoration de la grève des femmes

A l'occasion de la grève des femmes du 14 juin 1991, les femmes organisent différentes manifestations dans toute la Suisse pour attirer l'attention sur leurs revendications. De nombreuses actions s'en prennent aux salaires féminins nettement plus bas que les salaires masculins et revendiquent un salaire égal pour un travail égal ainsi qu'une assurance maternité.

Devant le Frauenspital de Berne, quelque 300 femmes et quelques hommes protestent contre les différences de salaires entre travaux de même valeur et réclament des salaires plus élevés dans les métiers typiquement féminins comme ceux dans le domaine de la santé.

22 juin 2000

Pas de prestations complémentaires pour les familles pauvres et les familles monoparentales

Par 84 voix contre 83, le Conseil national rejette une initiative individuelle de la conseillère nationale zurichoise Jacqueline Fehr (PS) selon laquelle les parents disposant des plus bas revenus doivent être soutenus par des prestations complémentaires. Cette décision de la Chambre basse est venue corriger le vote de la commission de la sécurité sociale et de la santé publique du Conseil national intervenu en février 2000.

Le Conseil des Etats doit probablement se prononcer sur cette question à la session d'automne.

23 juin 2000

Le National en faveur d'une assurance maternité plus généreuse

Par 114 voix contre 62, le Conseil national (CN) s'est prononcé en faveur de la variante la plus généreuse proposée pour l'assurance maternité par la commission de la sécurité sociale et de la santé publique: un congé maternité payé durant 14 semaines aux femmes exerçant une activité lucrative. Le CN rejette l'initiative de la conseillère nationale radicale Christine Egerszegi (AG) par 99 voix contre 75 (voir ci-dessus 10 avril 2000).

Le Conseil des Etats doit encore se prononcer sur les deux initiatives.

25 juin 2000

Prise en charge des enfants: le modèle tessinois

Le parti radical suisse veut améliorer la

prise en charge des enfants. Lors d'une journée d'étude à Soleure, il demande aux parlements cantonaux de prendre des initiatives en matière de structures scolaires de jour pour les enfants afin de décharger les familles et présentent à cet effet le «modèle tessinois»: depuis 150 ans, les enfants de ce canton peuvent dès l'âge de trois ans fréquenter le jardin d'enfants, qui les prend en charge de 9 heures à 16 heures. Ce principe vaut aussi pour l'école primaire où la prise en charge se fait par différents moyens: blocs de temps et aide pour les devoirs.

27 juin 2000

Salaires: les femmes encore discriminées

60% des différences de salaires entre les femmes et les hommes «s'expliquent» uniquement par la discrimination entre les sexes. Telle est la conclusion d'une étude réalisée par le professeur Yves Fluckiger et son collaborateur José Ramirez de l'Université de Genève, étude mandataée par le Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes et l'Office fédéral de la statistique. Les auteurs décrivent l'évolution de la différence de salaires entre femmes et hommes au cours des trente dernières années et montrent comment, au fil du temps, les différences de salaires entre les deux sexes se sont amenuisées: en 1960, les femmes gagnaient en moyenne 32% de moins que les hommes, une différence réduite à 29.6% en 1996 et à 28% aujourd'hui.

Pour les auteurs de l'étude, les différences entre les salaires masculins et féminins sont surtout dues à une application différenciée des critères d'évaluation par rapport à des données personnelles: un homme marié gagne non seulement plus qu'un collègue célibataire mais aussi plus qu'une femme mariée. L'expérience professionnelle profite aussi plus aux hommes qu'aux femmes dans la suite de leur carrière. En revanche, le nombre d'années de service dans une même entreprise semble tendanciellement être plus positif pour une femme que pour un homme. ((Vers l'égalité des salaires? Analyse comparative des salaires entre les hommes et les femmes sur la base des enquêtes sur la structure des salaires (LSE) 1994 et 1996. Résumé. Edité par le Bureau fédéral de l'égalité entre femmes et hommes et l'Office fédéral de la statistique. Commandes: tél. 032 713 60 60 / fax 032 713 60 61. Prix: 5.- francs).

4 juillet 2000

La commission du Conseil des Etats en faveur d'une assurance maternité minimaliste

Selon la commission de la sécurité sociale et de la santé publique du Conseil



des Etats (CE), les femmes ayant une activité lucrative ne devraient pas bénéficier d'un congé maternité payé de plus de huit semaines. La commission accepte ainsi, sans opposition, la motion de la conseillère aux Etats radicale Vreni Spoerry (ZH). La proposition acceptée par la commission du CE – identique à l'initiative de la conseillère nationale radicale Christine Egerszegi (AG) – a été rejetée par le Conseil national à sa session d'été (voir ci-dessus, 23 juin 2000).

20 juillet 2000

Le Bureau argovien de l'égalité doit continuer d'exister

Le Conseil d'Etat argovien s'engage en faveur du maintien du Bureau cantonal de l'égalité entre femmes et hommes. Il constate en effet que l'égalité de traitement entre les sexes nécessite aujourd'hui comme hier des mesures immédiates. Le Conseil d'Etat souhaite dissoudre la Commission de l'égalité entre femmes et hommes en tant qu'organe consultatif du gouvernement ainsi que la commission dite d'accompagnement pour les remplacer par un organe unique. Le Bureau avait été mis en place en 1995 pour une période provisoire de cinq ans. Le Grand Conseil doit encore décider sur la question.

21 juillet 2000

Entreprises et égalité

Une enquête de la Société suisse des employés de commerce (SSEC) arrive à la conclusion que l'égalité entre femmes et hommes devrait constituer un thème plus présent dans les entreprises. En effet, sur les 266 entreprises interrogées, à peine la moitié dispose de lignes directrices ou d'objectifs en matière d'égalité au travail. Dans les grandes entreprises et dans les administrations, la proportion se monte à deux tiers. Quant à la réalisation des objectifs, seul un quart des entreprises y arrive de façon régulière. L'étude montre aussi l'insuffisance du nombre de mesures permettant de concilier vie professionnelle et vie familiale: seule la moitié des entreprises a introduit des modèles de travail flexible à tous les niveaux de la hiérarchie.

L'enquête constate encore qu'environ trois quarts des entreprises interrogées s'en tiennent au principe «à travail égal, salaire égal». Dans deux tiers des entreprises interrogées, la direction se compose de femmes et d'hommes. (Sabina Littmann-Wernli/SSEC (éd.): *Fit in Sachen Gleichstellung? Vom Esprit d'Egalité zum «Prix d'Egalité»*, 48 p. Commandes: SSEC, tél. 01 283 45 45, fax 01 283 45 65, info@skv.ch).

1er août 2000

Nouvelle loi sur le travail

Le nouvelle loi sur le travail est entrée

en vigueur le jour de la fête nationale. Les femmes sont maintenant sur un pied d'égalité avec les hommes par rapport aux temps de travail et de repos. La loi innove en permettant aux femmes de travailler la nuit et le dimanche dans l'industrie. Mais les personnes qui travaillent de nuit et les femmes enceintes sont mieux protégées. Les travailleurs et les travailleuses qui accomplissent régulièrement ou sur une longue durée un travail de nuit bénéficient d'une prime temporelle de 10% et ont droit à un suivi médical. Une autre modification importante concernant les femmes enceintes a trait au temps de repos: jusqu'à présent, les mères avaient l'interdiction de travailler pendant les huit semaines suivant l'accouchement. Maintenant, elles ont le droit de rester à la maison encore huit semaines supplémentaires, non payées. En outre, les femmes enceintes et les mères qui allaitent qui sont soumises à des conditions de travail pouvant se révéler dangereuses pour la santé ont le droit d'accomplir un autre travail de même valeur. Ceci vaut pour le travail de nuit durant les huit semaines précédant l'accouchement (le travail de nuit est interdit durant cette période), de même que pour les femmes enceintes travaillant de longues heures debout ou pour celles qui sont exposées à des rayons dangereux. Si l'employeur ne peut pas offrir un travail de remplacement qui convient, la travailleuse a droit à 80% de son salaire et peut rester à la maison.

15 août 2000

Chronique du mouvement féministe suisse

Marthe Gosteli rend accessibles au grand public les *Annuaire féminins suisses du mouvement féministe publiés entre 1914 et 1963*. La réimpression de ces chroniques, en deux volumes richement illustrés, permet de revivre avec des témoins de l'époque la lutte pour l'égalité au cours du siècle. On y trouve aussi des résumés des activités de nombreuses associations féminines.

Marthe Gosteli, 83 ans, est une pionnière du mouvement féministe suisse. Elle fut notamment présidente de diverses associations féminines et fonda les Archives de l'histoire du mouvement des femmes en Suisse à Worblaufen, près de Berne. (Marthe Gosteli (éditrice): *Histoire oubliée. Chronique illustrée du mouvement féministe 1914-1963*, Stämpfli-Verlag AG, Berne 2000).

18 août 2000

Participation des femmes aux exécutifs des communes

C'est au niveau des exécutifs communaux que la proportion de femmes dans

la politique suisse est la plus basse. Sur les quelque 17500 sièges communaux et municipaux, environ 3300 sont occupés par des femmes, ce qui correspond à quelque 19%. C'est du moins la conclusion de deux sociologues de l'Institut de sociologie de l'Université de Zurich, Urs Meuli et Andreas Ladner. Pour la première fois, les auteurs présentent des données globales sur l'évolution de la présence féminine dans les exécutifs communaux. (Urs Meuli et Andreas Ladner: *Frauen in den Gemeindeexekutiven 1988 bis 1998*. Soziologisches Institut der Universität Zürich: Kleine Zürcher Gemeindestudien, Zurich 2000).

22 août 2000

Cours RP pour les futures politiciennes

En prévision des prochaines élections communales et cantonales de décembre 2000 et du printemps 2001, le Bureau valaisan de l'égalité entre femmes et hommes propose aux femmes intéressées un cours intensif de relations publiques. Les femmes pourraient ainsi se sentir plus encouragées à se présenter pour un mandat politique.

23 août 2000

Permis de séjour pour le conjoint étranger

Même si elle ne vit pas avec son mari suisse sous le même toit, une épouse étrangère a droit à une autorisation de séjour, et inversement. Telle est la conclusion du Tribunal fédéral dans un jugement rendu public qui montre que le législateur a prévu un droit à l'obtention du permis de séjour même quand les époux vivent séparés pour cause de difficultés conjugales.

Traduction: Martine Chaponnière

Anne Scialliva est juriste.



Cronaca della parità da marzo ad agosto 2000

di ANNE SCIAVILLA

8 marzo 2000

Prima marcia mondiale e giornata internazionale della donna

Con varie manifestazioni decentralizzate il mondo femminile festeggia la giornata internazionale della donna. Nel contempo prende avvio la prima Marcia mondiale delle donne contro la violenza e la povertà. A questa marcia, che rappresenta una protesta pacifica e vuole motivare le detentrici e i detentori di cariche di responsabilità nel mondo politico, nel mondo economico e nella società a decretare misure urgenti, partecipano oltre 3'000 le organizzazioni femminili sparse nel mondo. Quest'azione globale si concluderà il 17 ottobre a New York con la consegna al segretario generale dell'ONU Kofi Annan delle firme raccolte in tutto il mondo a favore delle rivendicazioni della Marcia mondiale.

In questo ambito sono previste in Svizzera varie attività: a Zurigo si terrà per esempio nel giorno dello «sciopero delle donne» (14 giugno) un corteo di protesta, nel Canton Berna una carovana vuole portare il messaggio della Marcia mondiale nelle regioni periferiche, a Neuchâtel le nonne vogliono marciare con le nipotine, le argoviesi vogliono inviare a New York le loro rivendicazioni con l'aiuto di un messaggio in bottiglia, mentre in Ticino sono in programma fino a ottobre marce, dibattiti, spettacoli, una mostra e un'installazione artistica.

12 marzo 2000

No all'iniziativa sulle quote

Con l'82.3% di voti contrari il popolo respinge l'iniziativa delle quote. Questa iniziativa, che chiedeva una rappresentanza paritaria di donne e uomini in tutte le autorità federali, viene respinta a larga maggioranza in tutti i cantoni. Nella Svizzera tedesca e in Ticino lo è con un rapporto di quattro contro uno; un po' più alta è l'adesione della Svizzera romanda, dove l'iniziativa è respinta con tre voti contro uno.

12 marzo 2000

Prix Egalité

La Società svizzera degli impiegati di commercio (SSIC) assegna per la prima volta il Prix Egalité, un riconoscimento destinato alle attività in materia di pari opportunità realizzate nelle imprese e nelle amministrazioni pubbliche. I tre laureati

sono stati selezionati fra 266 candidature provenienti da tutta la Svizzera. Si tratta di due uffici pubblici e di una ditta privata: l'Ufficio degli stabili erariali e il Dipartimento delle costruzioni e dello smaltimento della Città di Zurigo, la Direzione della pubblica educazione del Canton Berna, nonché la cassa malati PKK.

La Direzione della pubblica educazione del Canton Berna, per esempio, ottiene il riconoscimento per l'impegno profuso nell'assunzione di un maggior numero di donne. La Direzione occupa attualmente 984 persone, tra cui 560 donne. L'elevata quota femminile è dovuta tra l'altro all'introduzione, avvenuta nel 1982, di un organismo consultivo in materia di pari opportunità, il quale ha la facoltà di esprimere il suo parere sull'assunzione di nuovo personale.

12/13 marzo 2000

Rita Roos non si ricandida più

La consigliera di Stato Rita Roos (PPD/SG), che un anno fa stava quasi per diventare consigliera federale, conclude la sua carriera politica: dopo aver ottenuto il minor numero di voti nelle elezioni sangallesi al Consiglio di Stato non si ripresenta al ballottaggio.

15 marzo 2000

Misure contro la tratta delle donne

Circa 7'500 persone, 100 organizzazioni e oltre 30 consigliere e consiglieri nazionali sollecitano il Consiglio federale e le Camere federali con una petizione affinché venga avviato un programma di tutela per le vittime della tratta delle donne. Le firmatarie e i firmatari vorrebbero che alle donne si garantisse protezione legale, sicurezza e accesso ai diritti umani fondamentali. Suggestiscono di adeguare alla realtà odierna la definizione della tratta sancita nel diritto penale e criticano in particolare il fatto che la Svizzera assimili la lotta contro la tratta delle donne a quella contro l'immigrazione illegale.

La consigliera nazionale Ruth-Gaby Vermot (PS/BE) sostiene le rivendicazioni della petizione con una mozione.

15 marzo 2000

Deducibilità dei costi di cura

I costi causati dalla sorveglianza extrafamiliare della prole devono essere ri-

conosciuti a livello di imposizione fiscale. Il Consiglio degli Stati approva in tal modo senza opposizione l'iniziativa parlamentare della senatrice Vreni Spoerry (PLR/ZH), la quale chiedeva che i cantoni ammettessero per ogni figlio una deduzione limitata, intesa a compensare i costi di sorveglianza dovuti alle assenze per motivi professionali dei genitori. Con il suo atto parlamentare Spoerry voleva colmare una lacuna nella legge sull'armonizzazione delle imposte dirette già in vigore, la quale non prevede la possibilità di effettuare questa deduzione. Le leggi fiscali cantonali devono però comunque rispettare le prescrizioni relative all'armonizzazione fiscale.

20 marzo 2000

Il progetto per le pari opportunità «Donne nell'edilizia» si estende ad altre città

Conclusa la fase pilota triennale nella regione di Berna, il progetto per lo sviluppo del personale nel ramo della pianificazione edilizia viene esteso anche a Zurigo, Basilea e Soletta. «Donne nell'edilizia» è stato lanciato tre anni fa e si prefigge di aumentare la presenza femminile nelle funzioni di responsabilità in seno agli uffici di progettazione.

21 marzo 2000

«Lei lo fa!»

Esce in Ticino il CD-ROM interattivo sul mondo delle professioni e delle formazioni «Lei lo fa!», destinato alle ragazze che sono in procinto di effettuare la prima scelta professionale. Esso vuole sollecitarle a orientarsi verso una professione magari anche insolita, evitando la rassegnata imitazione dei modelli tradizionali. Il CD-ROM rientra in un progetto più vasto che comprende anche un filmato e l'agenda intitolata «La Sfogliatina». (Ordinazioni: Ufficio dell'orientamento scolastico e professionale, tel. 091 814 40 80/84, e-mail: dic.uosp@ti.ch)

30 marzo 2000

Sempre più donne in cerca d'aiuto

Dalla fondazione del Telefono d'emergenza per le donne a Winterthur nel 1990 il numero delle donne in cerca di aiuto è più che quintuplicato. Rispetto a dieci anni fa sono inoltre aumentate di dieci volte anche le consulenze offerte (circa 4'000). La metà delle donne che ri-



chiedono aiuto hanno meno di 30 anni e denunciano soprattutto la violenza sessuale: in genere sono state stuprate, violentate o battute. In nove casi su dieci conoscono l'attore della violenza.

Questo è il bilancio presentato ai mass media per sottolineare la ricorrenza del 10° anno di attività del Telefono d'emergenza delle donne.

1° aprile 2000

Il PPD minaccia di lanciare il referendum contro la soluzione dei termini

In occasione dell'assemblea dei delegati del PPD, il presidente del partito Adalbert Durrer minaccia di lanciare un referendum contro la soluzione dei termini. Un simile passo trova sostegno soprattutto tra gli esponenti di sesso maschile del partito. Esso verrebbe concretizzato qualora il modello di tutela e consulenza proposto dal PPD dovesse essere respinto dalle Camere federali. Questo modello prevede l'aborto depenalizzato nelle prime 12 settimane di gravidanza, purché la donna interessata si sia rivolta a un consultorio riconosciuto dallo Stato.

Più liberale si configura il disegno di legge della Commissione degli affari giuridici del Consiglio nazionale. L'interruzione sarebbe possibile nelle prime 14 settimane di gravidanza e non richiederebbe alcuna consulenza obbligatoria. Nel 1998 il Consiglio nazionale si era già espresso a favore di questa variante.

1° aprile 2000

La legge sull'aiuto alle università dovrebbe incrementare la presenza femminile

Il Consiglio federale ha messo in vigore il 1° aprile la legge sull'aiuto alle università. La nuova legge rappresenta la base per una politica universitaria coordinata a livello nazionale. Alla Conferenza universitaria svizzera – in quanto organismo comune della Confederazione e dei cantoni – conferisce ulteriori competenze decisionali. Nuovo è il fatto che essa può tra l'altro cofinanziare progetti federali. Tra questi rientrano la promozione delle giovani leve in ambito universitario, dove la presenza femminile fra i quadri di livello medio dovrebbe aumentare dall'attuale 33% al 40%. Un ulteriore obiettivo è quello di raddoppiare entro il 2006 la percentuale delle docenti, che attualmente si varia dal 6 al 7%.

7 aprile 2000

Soluzione dei termini senza obbligo di consulenza

La Commissione degli affari giuridici del Consiglio degli Stati alimenta il dibattito sulla soluzione dei termini con una nuova proposta secondo la quale l'interruzione legale della gravidanza non dovrebbe dipendere da nessun obbligo di

consulenza. Tuttavia la specialista o lo specialista chiamato a effettuare l'intervento deve rendere attenta la donna incinta sulla possibilità di avvalersi dei servizi di un consultorio indipendente e gratuito. La donna deve in seguito decidere da sé se vuole avvalersi di questa opportunità oppure no.

Approvata con 7 voti contro 5, la decisione della Commissione si scosta così sia da quella del Consiglio nazionale, sia dal modello di tutela del PPD (v. sopra, 1° aprile 2000).

10 aprile 2000

Vari atti parlamentari sulla continuazione del pagamento del salario in caso di maternità

La Commissione della sicurezza sociale e della sanità Consiglio nazionale (CSS-CN) approva un'iniziativa individuale della consigliera nazionale Christine Egerszegi (PLR/AG) che, mediante una revisione del Codice delle obbligazioni, prevede di assicurare la continuazione del pagamento del salario per 8 settimane dopo la nascita di un figlio. Con 13 voti contro 10 la Commissione sostiene così l'introduzione di una rivendicazione minima. Nel contempo si impegna anche a promuovere una soluzione più generosa: con 15 voti contro 8 approva una propria mozione, mediante la quale sollecita il Consiglio federale a prendere posizione su un modello che prevede la continuazione del pagamento del salario per 14 settimane. Secondo tale modello, per le prime 8 settimane dopo il parto spetterebbe al datore di lavoro assicurare il salario. Per le 6 settimane rimanenti la Commissione propone di finanziare il salario con i fondi dell'assicurazione per la perdita di guadagno.

In Parlamento sono pronti per essere trattati anche altri due atti parlamentari. La mozione della consigliera agli Stati Vreni Spoerry (PLR/ZH) concorda con la proposta della consigliera nazionale Egerszegi. Di altro tenore è la mozione della consigliera agli Stati Christiane Brunner (PS/GE) e dell'ex consigliera nazionale Ursula Hafner (PS/SH) – dopo la sua mancata rielezione il dossier è stato ripreso dalla consigliera nazionale Christine Goll (PS/ZH): questa chiede un congedo maternità di 14 settimane, con il pagamento del salario interamente a carico del datore di lavoro.

10 aprile 2000

11a revisione dell'AVS

La Commissione della sicurezza sociale e della sanità del Consiglio nazionale (CSS-CN) decide l'entrata in materia sull'11a revisione dell'AVS. Prima di esprimersi definitivamente in merito, richiede l'allestimento di rapporti complementari

sulla situazione delle donne e sulla situazione delle lavoratrici e dei lavoratori anziani. Inoltre vorrebbe conoscere meglio i possibili scenari di finanziamento e l'evoluzione delle finanze dell'AVS. Critici sotto il profilo della politica delle pari opportunità sono tra l'altro alcune norme previste nel disegno di legge: l'innalzamento dell'età di pensionamento delle donne a 65 anni, le riduzioni da apportare alle rendite per vedove, e la flessibilizzazione dell'età pensionabile.

13 aprile 2000

Più donne nelle università

Il numero di studentesse e studenti nelle università svizzere è aumentato anche nel semestre invernale 1999/2000. Stando all'Ufficio federale di statistica il leggero incremento rispetto all'anno precedente è dovuto soprattutto all'aumento delle donne agli studi: la loro presenza è passata dal 43.8% al 44.6%.

16 aprile 2000

Dimissioni di Ursula Koch

Ursula Koch annuncia le sue dimissioni con effetto immediato dalle cariche di presidente del PS e di consigliera nazionale. La sostituirà alla Camera bassa la 46enne deputata Barbara Marty Kälin (PS/ZH) di Gossau, che cederà per questo in autunno il proprio mandato di gran-consigliera zurighese.

10 maggio 2000

Termini di prescrizione più lunghi per gli abusi sui minori

Il Consiglio federale vuole sostenere con gli strumenti legali la lotta contro gli abusi perpetrati ai danni dei minori. Per questo, in presenza di gravi delitti sessuali contro giovani sotto i 16 anni, il termine di prescrizione inizia a decorrere solo dal momento in cui la vittima avrà compiuto i 18 anni. Una regolamentazione analoga è richiesta dal Consiglio federale, nel suo messaggio sulla modificazione del Codice penale svizzero e del Codice penale militare, anche per l'incesto: in questo caso il termine di prescrizione verrebbe prolungato da due a cinque anni. In futuro dovrebbe essere punibile anche il possesso di materiale pornografico raffigurante minori, nonché di raffigurazioni di violenza a sfondo sessuale. Finora aveva rilevanza penale solo la diffusione della pornografia dura (hardcore).

17 maggio 2000

Imposizione fiscale più equa per coppie e famiglie

Le coppie e le famiglie dovrebbero vedersi alleggerire il carico fiscale. Per la riforma delle imposte federali dirette il Consiglio federale ha sottoposto in consultazione cinque varianti. In discussione



sono l'imposizione uguale per le coppie coniugate e concubine, l'esenzione per le famiglie con un reddito sotto la soglia di povertà, una deduzione per l'economia domestica a favore delle famiglie monoparentali, nonché una deduzione per i costi di sorveglianza extrafamigliare della prole. L'attuazione di queste proposte comporterebbe presumibilmente, per la Confederazione e i cantoni, una perdita di introiti dell'ordine di 1.3 miliardi di franchi. Il Consiglio federale intende trasmettere al Parlamento il messaggio sulla riforma dell'imposizione delle famiglie ancora prima della fine dell'anno.

19 maggio 2000

Centenario dell'Alleanza delle società femminili svizzere

L'Alleanza delle società femminili svizzere festeggia i cent'anni di attività. Nel corso di una conferenza stampa la principale rete femminile del paese si presenta con un nuovo nome e una nuova priorità: «Alliance F» intende dedicarsi d'ora innanzi all'integrazione economica della donna. A questo scopo viene lanciato il «Prix Alliance F». Esso viene assegnato a scadenze biennali a un'impresa distintasi in particolare per l'aiuto al reinserimento, l'introduzione di schemi del tempo di lavoro flessibili, l'offerta di strutture di accoglienza per i bambini e le possibilità di perfezionamento professionale. Questo premio, dotato di 10'000 franchi, sarà assegnato per la prima volta il 22 settembre.

30 maggio 2000

Lotta contro la tratta delle donne

In una presa di posizione pubblica il Consiglio federale chiede di tradurre in postulato la mozione della consigliera nazionale socialista Ruth-Gaby Vermot sulla tratta delle donne (v. sopra: 15 marzo 2000). Nel contempo incarica il Dipartimento di giustizia e polizia di creare un gruppo di lavoro con specialiste e specialisti di vari dipartimenti, con lo scopo di chiarire se sia necessario completare il Codice penale e se siano richieste ulteriori misure ed eventualmente anche nuove istituzioni per tutelare le vittime.

5 giugno 2000

Violenza carnale nella coppia

In una recente sentenza, il Tribunale federale ammette esplicitamente che la violenza carnale nella coppia coniugata deve essere giudicata secondo gli stessi criteri adottati per qualsiasi altro stupro. Non occorre una resistenza (fisica) particolarmente forte da parte della moglie affinché si concretizzi la fattispecie della violenza carnale. È sufficiente che essa si trovi in una situazione di costrizione che non offre via d'uscita (a livello psichico) e

che non sia in grado di difendersi (a livello fisico).

5-10 giugno 2000

Conferenza straordinaria dell'ONU «Donne 2000»

In occasione della sessione straordinaria dell'Assemblea dell'ONU, che si tiene a New York dal 5 al 10 giugno, gli Stati, le organizzazioni non governative (ONG) e le Nazioni Unite stilano un bilancio delle decisioni prese a Pechino nel 1995 durante la Conferenza mondiale sulle donne. Si constatano alcuni progressi. D'altro canto si prende anche atto del fatto che la maggior parte delle misure decise cinque anni fa non ha mai superato lo stadio delle buone intenzioni. La Conferenza straordinaria si conclude con un documento finale nel quale gli Stati ribadiscono gli impegni assunti a Pechino. Tra i progressi registrati figurano tra l'altro il fatto d'aver sollevato il tema della salute di madre e bambino, dell'aids, nonché dei crimini d'onore e degli omicidi per la dote in quanto lesivi dei diritti della persona.

13 giugno 2000

Violenza e lavoro in due nuove pubblicazioni

In Ticino, la Commissione consultiva per la condizione femminile presenta le sue nuove indagini: «La violenza contro la donna nella coppia», una radiografia del fenomeno e delle forme di intervento, con proposte volte ad accrescere l'efficacia del sostegno offerto alle donne; e «Donna, lavoro: come?», che attraverso una serie di rilevamenti, con particolare attenzione al fenomeno del mobbing, propone misure per migliorare la qualità del lavoro e, pertanto, la qualità di vita. (Ordinazioni: Consulente del Consiglio di Stato per la condizione femminile, tel. 091 814 43 09, fax 091 814 44 15, e-mail: marilena.fontaine@ti.ch)

14 giugno 2000

Azioni per la giornata dello «sciopero delle donne»

In occasione dell'anniversario dello «sciopero delle donne», tenutosi il 14 giugno 1991, le donne richiamano in tutto il paese l'attenzione sulle loro rivendicazioni. Con numerose azioni e manifestazioni criticano i magri salari femminili. Esigono un salario uguale per un lavoro di pari valore e un'assicurazione maternità.

Davanti al Frauenspital (ospedale ginecologico) di Berna, per esempio, circa 300 donne e qualche uomo protestano contro le disparità salariali che sussistono per il lavoro di pari valore e a favore di salari più elevati nelle professioni tipicamente femminili, quali quelle del settore sani-

tario. Scegliendo la ricorrenza dello sciopero per la manifestazione principale nell'ambito della Marcia mondiale, il tema del salario è stato sollevato anche in Ticino, dove si è chiesta inoltre un'assicurazione maternità, rendite AVS dignitose, miglioramenti per le donne immigrate e maggiori sforzi nella lotta alla violenza contro le donne.

14 giugno 2000

Accesso all'«asilo» minacciato

In Ticino, nell'ambito della Marcia mondiale, il Coordinamento donne della sinistra presenta alle autorità cantonali la petizione «Girogirotondo, com'è bello il mondo – se anche a 3 anni si può fare il girotondo», corredata da quasi 3'000 firme. L'obiettivo è quello di mantenere l'accesso reale alle scuole dell'infanzia per le bimbe e i bimbi più piccoli malgrado i tempi di austerità finanziaria, affinché le mamme possano continuare a lavorare o reinserirsi in condizioni di tranquillità famigliare.

22 giugno 2000

Nessuna prestazione complementare per le famiglie povere e le famiglie monoparentali

Il Consiglio nazionale respinge con 84 voti contro 83 un'iniziativa individuale della deputata Jacqueline Fehr (PS/ZH) che chiedeva di sostenere i genitori con un basso reddito mediante il versamento di prestazioni complementari. Con questo voto la Camera bassa corregge la decisione presa lo scorso febbraio dalla Commissione della sicurezza sociale e della sanità del Consiglio nazionale (CSS-CN).

Il Consiglio degli Stati si dovrà pronunciare in merito presumibilmente nel corso della sessione autunnale 2000.

23 giugno 2000

Il Consiglio nazionale sostiene un congedo maternità più lungo

Con 114 contro 62 voti il Consiglio nazionale ha accolto la variante più generosa della Commissione sociale del Consiglio nazionale (CSS-CN): per le madri attive professionalmente ha scelto così un congedo di maternità pagato di 14 settimane. La Camera bassa respinge per contro l'atto parlamentare presentato dalla deputata Christine Egerszegi (PLR/AG) con 99 voti contro 75 (v. sopra: 10 aprile 2000).

Il Consiglio degli Stati non si è ancora chinato su questi due atti parlamentari.

25 giugno 2000

Sorveglianza extrafamigliare: l'esempio del modello ticinese

Il PRL svizzero vuole migliorare l'offerta di strutture d'accoglienza per i bambini. In occasione di un convegno tenutosi



a Soletta invita le sue deputazioni nei parlamenti cantonali a chiedere mediante opportuni atti parlamentari l'apertura di strutture diurne a sostegno delle famiglie presso le scuole dell'obbligo. Quale esempio viene addotto il «modello ticinese»: da 150 anni nel Canton Ticino le bambine e i bambini dai tre anni in poi possono infatti frequentare facoltativamente la scuola dell'infanzia, dove vengono assistiti dalle ore 9 alle 16. Questo principio si applica anche alla scuola elementare con i suoi orari a blocchi e il doposcuola per i compiti

27 giugno 2000

Salari: le donne sono sempre ancora discriminate

Il 60% delle differenze di salario tra donne e uomini sono imputabili alla pura e semplice discriminazione sessuale: questa è la conclusione a cui giunge uno studio sperito su mandato dell'Ufficio federale per l'uguaglianza fra donna e uomo e dell'Ufficio federale di statistica dal professor Yves Flückiger dell'Università di Ginevra e dal suo collaboratore José Ramirez. Esso illustra l'evoluzione delle differenze salariali tra donne e uomini negli ultimi trent'anni. Lo studio giunge così alla conclusione che con l'andare del tempo i salari si sono avvicinati: nel 1960 le donne guadagnavano mediamente il 32% in meno degli uomini, nel 1996 il divario era del 29%, mentre oggi è del 28%.

Gli autori riconducono la differenza salariale imputabile al sesso all'applicazione di criteri di valutazione della persona diversi. Se un uomo è coniugato non solo guadagna più del suo collega celibe, ma anche più di una donna coniugata. Anche l'esperienza professionale frutta meno alle donne che agli uomini in sede di avanzamenti. Per contro, il numero degli anni spesi al servizio di una stessa azienda tende ad avere ricadute più positive per la donna che per l'uomo (*Vers l'égalité des salaires? risp. Auf dem Weg zur Lohn-gleichheit?* Analisi comparativa dei salari maschili e femminili in base ai rilevamenti della struttura dei salari (LSE) del 1994 e 1996. Sintesi. A cura dell'Ufficio federale per l'uguaglianza fra donna e uomo e dell'Ufficio federale di statistica. 27 p. Ordinazioni: tel. 032 713 60 60 / fax 032 713 60 61. Prezzo: 5 franchi.)

4 luglio 2000

La Commissione del Consiglio degli Stati si pronuncia a favore di un congedo maternità minimo

Stando alla Commissione della sicurezza sociale e della sanità del Consiglio degli Stati (CSS-CS) le donne attive professionalmente dovrebbero fruire di un congedo maternità pagato di sole 8 settimane. La Commissione approva così senza

opposizione la mozione della senatrice liberale-radicala zurighese Vreni Spoerry. L'atto parlamentare approvato – identico a quello della deputata al Nazionale Christine Egerszegi (PLR/AG) – era stato respinto dal Consiglio nazionale nella sessione estiva (v. sopra: 23 giugno 2000).

20 luglio 2000

L'Ufficio argoviese per la parità rimane aperto

Il governo argoviese si pronuncia a favore della continuazione dell'attività dell'Ufficio cantonale per la parità, constatando che permane l'urgente necessità di promuovere la parità effettiva. Da sciogliere e sostituire con un unico consesso sono invece la Commissione per la parità tra donne e uomini, in quanto organo consultivo del governo, nonché il consesso d'accompagnamento. L'Ufficio era stato creato nel 1995 a titolo provvisorio per cinque anni. La decisione in merito spetta al Gran Consiglio argoviese.

21 luglio 2000

Imprese e obiettivi di parità

Un'indagine condotta dalla Società svizzera degli impiegati di commercio (SSIC) giunge alla conclusione che la parità tra donna e uomo è un argomento sul quale si discute sempre più spesso anche nelle imprese. Ma quando si tratta di concretizzarla, il discorso cambia. Delle 266 imprese intervistate poco meno della metà dispone di direttive o obiettivi per la parificazione a livello professionale; fra le grandi imprese e le pubbliche amministrazioni si tratta dei due terzi. Il fatto che questi obiettivi vengano anche raggiunti è controllato regolarmente solo da un quarto di esse. Lo studio rileva delle carenze anche riguardo alle misure per promuovere la conciliabilità tra famiglia e professione: solo la metà delle imprese ha reso flessibili a tutti i livelli gerarchici i tempi di lavoro.

Lo studio constata inoltre che circa il 75% delle imprese intervistate si attiene al principio del «salario uguale per un lavoro di pari valore». Nei due terzi delle imprese intervistate la direzione di compone sia di donne che di uomini (Sabina Littmann-Wernli / SKV (a cura di): *Fit in Sachen Gleichstellung? Vom Esprit d'Egalité zum «Prix d'Egalité»*. 48 p. Ordinazioni: SKV, tel. 01 283 45 45, fax 01 283 45 65, info@skv.ch.)

1° agosto 2000

Nuova legge sul lavoro

Con la ricorrenza del natale della patria entra in vigore la nuova legge sul lavoro. Essa parifica le donne agli uomini per quanto concerne i tempi di lavoro e di riposo. Nuovo è pure il fatto che nell'industria le donne possono ora svolgere

lavoro notturno e domenicale. Tuttavia, le persone che lavorano di notte e le donne incinte vengono tutelate meglio. Le lavoratrici e i lavoratori impiegati costantemente o regolarmente di notte beneficiano di un supplemento salariale del 10% e hanno diritto all'assistenza sanitaria. Un'ulteriore importante modifica per le donne incinte concerne il periodo di protezione: dopo il parto vigeva finora il divieto di lavorare per 8 settimane; nuova è la possibilità di rimanere a casa per ulteriori 8 settimane (senza salario). A ciò si aggiunge che, quando sono incinte o allattano, le donne esposte a condizioni di lavoro pregiudizievoli per la salute hanno il diritto di farsi assegnare un lavoro sostitutivo equivalente. Questa regola si applica nelle 8 settimane prima del parto al lavoro notturno (che è vietato durante tale periodo), oppure laddove le donne sono costrette a rimanere in piedi per ore o sono esposte a radiazioni pericolose. Se il datore di lavoro non è in grado di offrire un lavoro sostitutivo equivalente, la dipendente ha il diritto di rimanere a casa percependo l'80% del salario.

15 agosto 2000

Cronaca del movimento femminista svizzero

Con la pubblicazione di due volumi, Marthe Gosteli rende accessibili a un vasto pubblico gli annuari del movimento femminista svizzero tra il 1914 e il 1963, che da tempo erano esauriti. In questa cronaca, fresca di stampa è riccamente illustrata, della storia delle donne svizzere le testimonianze dell'epoca parlano della lotta per il riconoscimento e la parità. Vi si trovano anche delle sintesi delle attività svolte dalle varie organizzazioni femminili.

L'ottantatreenne Marthe Gosteli è una delle pioniere del movimento femminista svizzero. » stata tra l'altro presidente di varie organizzazioni femminili ed è la fondatrice dell'archivio storico del movimento femminista svizzero a Worblaufen (Marthe Gosteli, a cura di: *Vergessene Geschichte. Illustrierte Chronik der Frauenbewegung 1914-1963*, Stämpfli, Berna, 2000.)

18 agosto 2000

Presenza femminile negli esecutivi comunali

La presenza femminile nella politica elvetica raggiunge il suo livello più basso negli esecutivi comunali. Dei circa 17'500 seggi comunali e municipali che si contano in Svizzera solo circa 3'300 sono occupati da donne. Ciò corrisponde a una quota di circa il 19%. A questa conclusione giungono Urs Meuli e Andreas Ladner dell'Istituto di sociologia dell'Università di Zurigo. Gli autori presentano per la pri-



ma volta dei dati comprensivi sull'evoluzione della presenza femminile negli esecutivi comunali. (Urs Meuli e Andreas Ladner: Frauen in den Gemeindeexekutiven 1988 bis 1998. Soziologisches Institut der Universität Zürich: Kleine Zürcher Gemeindestudien, Zurigo, 2000.)

22 agosto 2000

Corsi di PR per le future donne politiche

In vista delle prossime elezioni comunali e cantonali del dicembre 2000 e della primavera 2001 l'Ufficio vallesano per la parità propone alle donne interessate un corso intensivo in materia di pubbliche relazioni. Con ciò intende incoraggiare le donne a candidarsi per un mandato politico.

23 agosto 2000

Permesso di dimora per coniugi stranieri

Anche se una moglie straniera non coabita con il marito svizzero nella stessa economia domestica ha diritto a un permesso di dimora. Lo stesso vale per il marito straniero. A questa conclusione giunge il Tribunale federale in una sentenza che è stata pubblicata. Essa dimostra che il legislatore prevede il diritto alla concessione di un permesso di dimora anche se i coniugi vivono separati in seguito alle difficoltà coniugali.

28 agosto 2000

Promozione della donna all'USI

È costituito in seno all'Università della Svizzera italiana il Gruppo di lavoro per le pari opportunità.

*Traduzione e informazioni sul Ticino:
Romana Camani-Pedrina*

Anne Scivilla è giurista.



Übersicht über die frauen- und gleichstellungsrelevanten Verhandlungen der Bundesversammlung

Frühjahrssession 2000

2. Tagung der 46. Legislaturperiode / Montag, 6. bis Freitag 24. März 2000

Sommersession 2000

3. Tagung der 46. Legislaturperiode / Montag, 5. bis Freitag, 23. Juni 2000

Das Internet hat die Medienlandschaft verändert. Viele amtliche Dokumente, die früher schwer zugänglich waren, sind heute jederzeit per Knopfdruck auf dem Web verfügbar. So auch die Übersicht über die Verhandlungen der Bundesversammlung, die wir hier jeweils auszugsweise dokumentieren. Die vollständigen Angaben zu allen Geschäften sind im Internet zugänglich und aktueller, als wir mit unserer zweimal pro Jahr erscheinenden Zeitschrift sein können. Dies hat uns bewogen, diese Rubrik von «Frauenfragen» auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Dabei legen wir Wert darauf, dass unser Grundangebot erhalten bleibt: Sie finden hier weiterhin eine Zusammenstellung der in den letzten Sessionen aktuellen oder hängigen frauen- und gleichstellungsrelevanten Geschäfte des Parlaments – sozusagen als Gleichstellungswegweiser durch den Dschungel der vielfältigen Geschäfte von National- und Ständerat.

Zu den einzelnen Parlamentsgeschäften drucken wir folgende Angaben ab: Geschäftsnummer, Titel / Thema, UrheberIn, Einreichungsdatum, behandelnder Rat (National- oder Ständerat), Stand der Beratung. Wenn Sie zu einem Thema oder Vorstoss mehr wissen möchten, finden Sie mit diesen Daten die gewünschten Informationen in «Curia Vista», der Parlamentarischen Geschäftsdatenbank der Parlamentsdienste. Sie ist verfügbar unter: www.parlament.ch

Die direkte Adresse von «Curia Vista» lautet:
http://www.parlament.ch/afs/toc/d/gesch/d_mainFrameSet.htm

Ein Suchtipp: Am schnellsten geht es, wenn Sie auf der Begrüssungsseite von «Curia Vista» die Option «Kombinierte Suche» anklicken und die Geschäftsnummer des gewünschten Dokuments eingeben. Diese Geschäftsnummern der gleichstellungsrelevanten Vorstösse finden Sie auf den folgenden Seiten von «Frauenfragen».



Standesinitiativen

00.312

Unterzeichnung des IAO-Übereinkommens 103 (Mutterschutz)

Eingereicht von: Neuenburg
Einreichungsdatum: 29. Mai 2000
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.310

Unterzeichnung des IAO-Übereinkommens 103 (Mutterschutz)

Eingereicht von: Freiburg
Einreichungsdatum: 26. Mai 2000
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.309

Unterzeichnung des IAO-Übereinkommens 103 (Mutterschutz)

Eingereicht von: Genf
Einreichungsdatum: 26. Mai 2000
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.306

BG über den Erwerb und Verlust des Schweizer Bürgerrechts

Eingereicht von: Genf
Einreichungsdatum: 25. April 2000
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.302

Lohngarantie bei Mutterschaftsurlaub

Eingereicht von: Jura
Einreichungsdatum: 22. Februar 2000
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.303

Lohngarantie bei Mutterschaftsurlaub

Eingereicht von: Genf
Einreichungsdatum: 5. Juli 1999
Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

95.303

Kinderzulagen

Eingereicht von: Solothurn
Einreichungsdatum: 22. Mai 1995
Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

Parlamentarische Initiativen

00.430

Familienunterstützung, Systemwechsel

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
Einreichungsdatum: 23. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.419

Schutz vor Gewalt im Familienkreis und in der Partnerschaft

Eingereicht von: Vermot Ruth-Gaby
Einreichungsdatum: 14. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.418

Anerkennung für gemeinnützige Arbeit

Eingereicht von: Zisyadis Josef
Einreichungsdatum: 4. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.406

Verbot der Forschung an Embryonen und imprägnierten Eizellen

Eingereicht von: Schmied Walter
Einreichungsdatum: 4. März 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.403

Anstossfinanzierung für familienergänzende Betreuungsplätze

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
Einreichungsdatum: 22. März 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.461

Erwerbsersatzleistungen bei Mutterschaft

Eingereicht von: Beerli Christine
Einreichungsdatum: 20. Dezember 1999
Eingereicht im: Ständerat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.459

Arbeitsrecht, Kündigungsschutz

Eingereicht von: Thanei Anita
Einreichungsdatum: 5. Dezember 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.454

Familienstimmrecht bei Abstimmungen und Wahlen

Eingereicht von: Zwygart Otto
Einreichungsdatum: 7. Oktober 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

99.451

Zwangssterilisationen, Entschädigung für Opfer

Eingereicht von: Felten Margrith
Einreichungsdatum: 5. Oktober 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

99.434

Elternurlaub, Ein Schritt hin zu einer partnerschaftlichen Kinderbetreuung

Eingereicht von: Teuscher Franziska
Einreichungsdatum: 18. Juni 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

99.429

OR-Revision, Lückenschliessung im Mutterschutz

Eingereicht von: Egerszegi-Obrist Christine
Einreichungsdatum: 17. Juni 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt



99.426

Steuerliche Entlastung der Familien durch höhere Kinder- und Ausbildungskostenabzüge

Eingereicht von: Christlichdemokratische Fraktion (C)
Sprecher/in: Zapfl Rosmarie
Einreichungsdatum: 16. Juni 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

99.424

Lohnfortzahlung während des Mutterschaftsurlaubes

Eingereicht von: Brunner Christiane
Einreichungsdatum: 15. Juni 1999
Eingereicht im: Ständerat
Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.417

Berücksichtigung der berufsbedingten Kinderbetreuungs-kosten

Eingereicht von: Spoerry Vreni
Einreichungsdatum: 22. April 1999
Eingereicht im: Ständerat
Stand der Beratung: Folge gegeben

99.405

Ergänzungsleistungen für Eltern

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
Einreichungsdatum: 17. März 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

98.448

Zivilstandsunabhängige Besteuerung

Eingereicht von: Vallender Dorle
Einreichungsdatum: 14. Dezember 1998
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

98.443

Registrierung der zusammenlebenden Paare

Eingereicht von: Gros Jean-Michel
Einreichungsdatum: 30. November 1998
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

98.406

Krankenversicherung. Verbot der Benachteiligung von Frauen

Eingereicht von: Teuscher Franziska
Einreichungsdatum: 16. März 1998
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

97.457

Klärung des Erbrechts des überlebenden Ehegatten

Eingereicht von: Suter Marc F.
Einreichungsdatum: 8. Dezember 1997
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

97.414

Teilzeitbeschäftigung. Koordinationsabzug

Eingereicht von: Zapfl Rosmarie
Einreichungsdatum: 21. März 1997
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

97.411

Förderung der Teilzeitbeschäftigung

Eingereicht von: Roth-Bernasconi Maria
Einreichungsdatum: 20. März 1997
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

96.465

Sexuelle Gewalt in der Ehe als Officialdelikt. Revision von Art. 189 und Art. 190 StGB

Eingereicht von: von Felten Margrith
Einreichungsdatum: 13. Dezember 1996
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

96.464

Gewalt gegen Frauen als Officialdelikt. Revision von Art. 123 StGB

Eingereicht von: von Felten Margrith
Einreichungsdatum: 13. Dezember 1996
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

96.461

Rechte für Migrantinnen

Eingereicht von: Goll Christine
Einreichungsdatum: 12. Dezember 1996
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Behandelt vom Nationalrat

96.412

Öffnung der Säule 3a für nichterwerbstätige Personengruppen

Eingereicht von: Nabholz Lili
Einreichungsdatum: 21. März 1996
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

95.405

Verbot für den Besitz von Kinderpornographie

Eingereicht von: Felten Margrith
Einreichungsdatum: 22. März 1995
Eingereicht im Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

94.441

Sexuelle Ausbeutung von Kindern. Verbessertes Schutz

Eingereicht von: Goll Christine
Einreichungsdatum: 16. Dezember 1994
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

94.434

Familiennamen der Ehegatten

Eingereicht von: Sandoz Suzette
Einreichungsdatum: 14. Dezember 1994
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Behandelt vom Nationalrat

93.434

Schwangerschaftsabbruch: Revision des Strafgesetzbuches

Eingereicht von: Haering Binder Barbara
Einreichungsdatum: 29. April 1993
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Behandelt vom Nationalrat



91.411

Leistungen für die Familie

Eingereicht von: Fankhauser Angeline
Einreichungsdatum: 13. März 1991
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Folge gegeben

Motionen

00.3365

Kampf gegen Mädchenbeschneidung

Eingereicht von: Gadiant Brigitta M.
Einreichungsdatum: 23. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3262

Arbeitslosigkeit und Mutterschaft

Eingereicht von: Menétrey-Savary Anne-Catherine
Einreichungsdatum: 8. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3254

AHV. Anzahl Beitragsjahre

Eingereicht von: Berger Michèle
Einreichungsdatum: 7. Juni 2000
Eingereicht im: Ständerat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3251

Gesetzliche Grundlagen zur Bekämpfung der Scheinehe

Eingereicht von: Fraktion der Schweiz. Volkspartei (V)
Sprecher/in: Föhn Peter
Einreichungsdatum: 7. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3240

Steuerlicher Abzug der Kinderhütkekosten

Eingereicht von: Mugny Patrice
Einreichungsdatum: 5. Juni 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3231

Stärkung der Familien mit Kindern

Eingereicht von: Kommission 00.016-00.016-NR Minderheit
Leutenegger Oberholzer (00.016-00.016-NR Minderheit
Leutenegger Oberholzer)
Einreichungsdatum: 29. Mai 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3224

Existenzsicherndes Grundeinkommen

Eingereicht von: Kommission 00.016-NR (00.016-NR)
Einreichungsdatum: 29. Mai 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

00.3223

Stärkung der Familie

Eingereicht von: Kommission 00.016-NR (00.016-NR)
Einreichungsdatum: 29. Mai 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Motion an 2. Rat

00.3222

Gleichstellung von Frau und Mann

Eingereicht von: Kommission 00.016-NR (00.016-NR)
Einreichungsdatum: 29. Mai 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

00.3211

Freiwilligenarbeit

Eingereicht von: Kommission 00.016-NR (00.016-NR)
Einreichungsdatum: 29. Mai 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

00.3182

Mutterschutz und Mischfinanzierung

Eingereicht von: Kommission für soziale Sicherheit und
Gesundheit NR (99.429) (SGK-NR (99.429))
Einreichungsdatum: 7. April 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Motion an 2. Rat

00.3156

Humanitäre Aktion 2000. Regelung des Familiennachzuges

Eingereicht von: Baumann J. Alexander
Einreichungsdatum: 24. März 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3082

Krankenversicherung. Prämienfreiheit für Jugendliche

Eingereicht von: Robbiani Meinrado
Einreichungsdatum: 21. März 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3055

Frauenhandel. Schutzprogramm für Betroffene

Eingereicht von: Vermot Ruth-Gaby
Einreichungsdatum: 15. März 2000
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

99.3641

Gesundheitsvorsorge für alle

Eingereicht von: Zisyadis Josef
Einreichungsdatum: 22. Dezember 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Erledigt

99.3627

UNO-Konvention über die Rechte des Kindes. Aufhebung der Vorbehalte

Eingereicht von: Berberat Didier
Einreichungsdatum: 22. Dezember 1999
Eingereicht im: Nationalrat
Stand der Beratung: Noch nicht behandelt



99.3610

Zeitbudgeterhebung zur unbezahlten Arbeit

Eingereicht von: Goll Christine
 Einreichungsdatum: 1. Dezember 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3549

Direkte Bundessteuer. Besserstellung der Familien

Eingereicht von: Christlichdemokratische Fraktion (C)
 Sprecher/in: Raggenbass Hansueli
 Einreichungsdatum: 8. Oktober 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3512

Betreuungsgutschriften bei Pflege von Hilflosen

Eingereicht von: Hubmann Vreni
 Einreichungsdatum: 7. Oktober 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3482

Einelternfamilien. Gerechtere Besteuerung

Eingereicht von: Vermot Ruth-Gaby
 Einreichungsdatum: 29. September 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3447

Finanzierung der Pflege sichern

Eingereicht von: Gross Jost
 Einreichungsdatum: 3. September 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3378

Steuerliche Entlastung für Familien

Eingereicht von: Simmen Rosemarie
 Einreichungsdatum: 18. Juni 1999
 Eingereicht im: Ständerat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3312

Erwerbsausfall bei Mutterschaft

Eingereicht von: Wittenwiler Milli
 Einreichungsdatum: 17. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3273

Öffentliche Finanzen. Frauenverträglichkeitsprüfung

Eingereicht von: Goll Christine
 Einreichungsdatum: 16. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3269

Lücken schliessen beim Mutterschutz

Eingereicht von: Spoerry Vreni
 Einreichungsdatum: 15. Juni 1999
 Eingereicht im: Ständerat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3257

Verursacherprinzip bei Mutterschaftsurlaub

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
 Einreichungsdatum: 14. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3256

Keine Frauengelder mehr für Wehrmänner

Eingereicht von: Goll Christine
 Einreichungsdatum: 14. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3255

Mutterschaftsurlaub. Lohnfortzahlung

Eingereicht von: Hafner Ursula
 Übernommen von: Goll Christine
 Einreichungsdatum: 14. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.3199

Schutz für Beschäftigte in flexibilisierten Arbeitsverhältnissen

Eingereicht von: Keller Christine
 Übernommen von: Thanei Anita
 Einreichungsdatum: 22. April 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.3087

Eidgenössische Erbschafts- und Schenkungssteuer

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
 Einreichungsdatum: 17. März 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

98.3684

Lebenshaltungskosten. Einkommens- und Verbrauchsstatistiken

Eingereicht von: Cottier Anton
 Einreichungsdatum: 18. Dezember 1998
 Eingereicht im: Ständerat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3655

Lebenshaltungskosten. Einkommens- und Verbrauchsstatistiken

Eingereicht von: Egerszegi-Obrist Christine
 Einreichungsdatum: 18. Dezember 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3638

Revision des Arbeitslosenversicherungsgesetzes

Eingereicht von: Widrig Hans Werner
 Einreichungsdatum: 17. Dezember 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3564

Gesetzlicher Minimallohn von 3000 Franken im Monat

Eingereicht von: Borel François
 Übernommen von: Rennwald Jean-Claude
 Einreichungsdatum: 10. Dezember 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt



98.3437

Verfassungsreformpaket «Gleichstellung von Frau und Mann»

Eingereicht von: Grüne Fraktion (G)
 Sprecher/in: Teuscher Franziska
 Einreichungsdatum: 6. Oktober 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3409

Asylbewerber. Familienrechtliche Unterstützungspflicht

Eingereicht von: Föhn Peter
 Einreichungsdatum: 29. September 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3388

Sozialabzüge bei der Einkommenssteuer

Eingereicht von: Hafner Ursula
 Übernommen von: Goll Christine
 Einreichungsdatum: 23. September 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3199

Erziehungsgutschriften. Ergänzung von Art. 13 Abs. 2bis AVIG

Eingereicht von: Baumann J. Alexander
 Einreichungsdatum: 29. April 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Motion an 2. Rat

98.3187

Nachholbildungsoffensive

Eingereicht von: Sozialdemokratische Fraktion (S)
 Sprecher/in: Weber Agnes
 Einreichungsdatum: 29. April 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3103

Steuerharmonisierungsgesetz. Zivilstandsunabhängige Besteuerung

Eingereicht von: Baumann Ruedi
 Einreichungsdatum: 16. März 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3084

Alimente für minderjährige Kinder. Ermässigte Besteuerung

Eingereicht von: Keller Christine
 Einreichungsdatum: 9. März 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3082

Schaffung einer Zentralstelle für Frauengesundheit beim Bund

Eingereicht von: Vermot Ruth-Gaby
 Einreichungsdatum: 9. März 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

Postulate

00.3364

Beratungsangebot für Fragen der sexuellen und reproduktiven Gesundheit

Eingereicht von: Genner Ruth
 Einreichungsdatum: 23. Juni 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3363

KVG. Übernahme der Kosten bei Sterilisation

Eingereicht von: Maury Pasquier Liliane
 Einreichungsdatum: 23. Juni 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3362

Ärztlich verschriebene Verhütungsmittel. Übernahme der Kosten durch die Krankenversicherung

Eingereicht von: Dormann Rosmarie
 Einreichungsdatum: 23. Juni 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3278

Bericht zum Stand der Gleichstellung

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
 Einreichungsdatum: 14. Juni 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3064

Opferhilfegesetz

Eingereicht von: Leuthard Hausin Doris
 Einreichungsdatum: 16. März 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

00.3002

Arbeitsverteilung

Eingereicht von: Kommission für Wirtschaft und Abgaben NR (00.2001) Minderheit Goll (WAK-NR (00.2001) Minderheit Goll
 Einreichungsdatum: 31. Januar 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3522

Geschlechtsneutrale Formulierungen. Umsetzung der Empfehlungen

Eingereicht von: Maury Pasquier Liliane
 Einreichungsdatum: 7. Oktober 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3504

Eheschliessungen zwecks Erlangung des Aufenthaltsrechtes

Eingereicht von: Heim Alex
 Einreichungsdatum: 6. Oktober 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt



99.3282

Revision der Sozialversicherungen

Eingereicht von: Imhof Rudolf
 Einreichungsdatum: 16. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

98.3202

Vermittlungsfähigkeit im Rahmen der Erziehungsgutschriften

Eingereicht von: Hasler Ernst
 Einreichungsdatum: 29. April 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

Interpellationen

00.3243

ILO-Konvention zum Schutz der Mutterschaft

Eingereicht von: Sozialdemokratische Fraktion (S)
 Sprecher/in: Garbani Valérie
 Einreichungsdatum: 6. Juni 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3167

Familiennachzug. Strenge Bedingungen

Eingereicht von: Bühlmann Cécile
 Einreichungsdatum: 24. März 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3112

KVG. Zusatzversicherungen

Eingereicht von: Robbiani Meinrado
 Einreichungsdatum: 23. März 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.3059

Internetaktivitäten des Bundes im Rahmen der Strafverfolgung

Eingereicht von: Freund Jakob
 Einreichungsdatum: 16. März 2000
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3613

Armut in Familien muss nicht sein

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
 Einreichungsdatum: 21. Dezember 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3477

Erhaltung der Berufsfähigkeit von Frauen in der Familienphase

Eingereicht von: Vallender Dorle
 Einreichungsdatum: 27. September 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

99.3368

Abstimmung über die Mutterschaftsversicherung und nationaler Zusammenhalt

Eingereicht von: Rennwald Jean-Claude
 Einreichungsdatum: 18. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3322

Krankenkassen. Gynäkologische Kontrollen

Eingereicht von: Grobet Christian
 Einreichungsdatum: 18. Juni 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3124

Zulassung der Abtreibungspille RU-486?

Eingereicht von: Zwygart Otto
 Einreichungsdatum: 19. März 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Noch nicht behandelt

99.3061

Umsetzung des Berufsbildungsartikel

Eingereicht von: Hollenstein Pia
 Einreichungsdatum: 10. März 1999
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3609

Sexuelle Übergriffe in Auslandseinsätzen

Eingereicht von: Hollenstein Pia
 Einreichungsdatum: 16. Dezember 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3173

Studie «Kinder, Zeit und Geld»

Eingereicht von: Fehr Jacqueline
 Einreichungsdatum: 28. April 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3139

Sportclubs. Sexuelle Ausbeutung und Gewalt

Eingereicht von: Bühlmann Cécile
 Einreichungsdatum: 20. März 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt

98.3122

Kindesentführungen

Eingereicht von: Aepli Wartmann Regine
 Einreichungsdatum: 19. März 1998
 Eingereicht im: Nationalrat
 Stand der Beratung: Erledigt



Geschäfte des Bundesrates

00.046

**«Gesundheit muss bezahlbar bleiben» (Gesundheitsinitiative).
Volksinitiative**

Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.041

**StGB und MStG. Strafbare Handlungen gegen die sexuelle
Integrität**

Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.027

1. BVG-Revision

Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

00.014

11. AHV-Revision

Stand der Beratung: Im Plenum noch nicht behandelt

99.038

AHVG. Revision der freiwilligen Versicherung

Stand der Beratung: Erledigt

99.031

**Überstellung von Straftätern. Vertrag zwischen der Schweiz
und Thailand**

Stand der Beratung: Erledigt

99.022

«Umverteilungsinitiative». Volksinitiative

Stand der Beratung: Erledigt

98.075

Haager Übereinkommen über den Schutz von Kindern

Stand der Beratung: Behandelt vom Ständerat

Quelle: Parlamentarische Geschäftsdatenbank der Parlamentsdienste.

Internet: www.parlament.ch (Link: Curia Vista)

Résumé des délibérations de l'assemblée fédérale sur les questions féminines et d'égalité

Session de printemps 2000

2e session de la 46e législature du lundi, 6 au vendredi 24 mars 2000

Session d'été 2000

3e session de la 46e législature du lundi 5 au vendredi 23 juin 2000

Internet a modifié le paysage médiatique. De nombreux documents officiels qui étaient autrefois difficiles d'accès sont aujourd'hui disponibles en tout temps sur le web par une simple pression de bouton. Il en est ainsi également des délibérations de l'assemblée fédérale dont nous présentons ici habituellement des extraits documentés. Les informations détaillées sur tous les objets sont accessibles sur Internet et plus actuelles que nous pouvons l'être avec notre périodique qui paraît deux fois par an. Ceci nous a incités à ramener cette rubrique de «Questions au féminin» à l'essentiel.

Nous tenons cependant beaucoup à ce que notre offre de base soit maintenue: vous continuerez à trouver ici un résumé des objets en cours ou en suspens traités par le Parlement durant les dernières sessions et qui sont en rapport avec les questions féminines et d'égalité. Ceci en guise de pilotage à travers la jungle des multiples affaires du Conseil national et du Conseil des Etats.

Pour les différents objets parlementaires, nous reproduisons les indications suivantes: numéro de l'objet, titre / thème, auteur-e, date de dépôt, Conseil traitant l'objet (Conseil national ou Conseil des Etats) et état actuel. Si vous voulez en savoir davantage sur un thème ou une intervention, ces données vous permettront de trouver les informations souhaitées dans «Curia Vista», la banque de données des objets parlementaires des Services du Parlement. Elle est accessible sous: www.parlement.ch. L'adresse directe de «Curia Vista» est la suivante:

http://www.parlement.ch/afs/toc/f/gesch/f_mainFrameSet.htm

Un petit tuyau: Le plus simple est de cliquer sur l'option «recherche combinée» de la page de bienvenue de «Curia Vista» et d'enregistrer le numéro d'objet du document souhaité. Vous trouverez ces numéros des interventions parlementaires sur des questions d'égalité dans les pages suivantes de «Questions au féminin».



Initiatives cantonales

00.312

Signature de la Convention 103 de l'OIT (maternité)

Déposé par: Neuchâtel
Date de dépôt: 28 mai 2000
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.310

Signature de la Convention 103 de l'OIT (maternité)

Déposé par: Fribourg
Date de dépôt: 26 mai 2000
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.309

Signature de la Convention 103 de l'OIT (maternité)

Déposé par: Genève
Date de dépôt: 26 mai 2000
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.306

Loi sur l'acquisition et la perte de la nationalité suisse

Déposé par: Genève
Date de dépôt: 25 avril 2000
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.302

Garantie du salaire en cas de congé maternité

Déposé par: Jura
Date de dépôt: 22 février 2000
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

99.303

Garantie du salaire en cas de congé de maternité

Déposé par: Genève
Date de dépôt: 5 juillet 1999
Etat actuel: Pas encore traité

95.303

Allocations pour enfant

Déposé par: Soleure
Date de dépôt: 22 mai 1995
Etat actuel: Pas encore traité

Initiatives parlementaires

00.430

Soutien aux familles. Changement de système

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 23 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.419

Protection contre la violence dans la famille et dans le couple

Déposé par: Vermot Ruth-Gaby
Date de dépôt: 14 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.418

Statut du bénévolat associatif

Déposé par: Zisyadis Josef
Date de dépôt: 14 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.406

Interdiction de la recherche sur des embryons et des cellules imprégnées

Déposé par: Schmied Walter
Date de dépôt: 24 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.403

Incitation financière pour la création de places d'accueil pour enfants en dehors du cadre familial

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 22 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

99.461

Prestations de compensation lors de la maternité

Déposé par: Beerli Christine
Date de dépôt: 20 décembre 1999
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

99.459

Droit du travail. Protection contre le licenciement

Déposé par: Thanei Anita
Date de dépôt: 15 décembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

99.454

Elections et votations. Droit de vote familial

Déposé par: Zwygart Otto
Date de dépôt: 7 octobre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.451

Stérilisations forcées. Dédommagement des victimes

Déposé par: von Felten Margrith
Date de dépôt: 5 octobre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

99.434

Congé parental pour les employés de la Confédération

Déposé par: Teuscher Franziska
Date de dépôt: 18 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.429

Comblé une lacune du CO pour la protection de la maternité

Déposé par: Egerszegi-Obrist Christine
Date de dépôt: 17 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé



99.426

Allègements fiscaux des familles par une augmentation des déductions pour enfants et pour frais d'éducation

Déposé par: Groupe démocrate-chrétien (C)
Porte-parole: Zapfl Rosmarie
Date de dépôt: 16 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

99.424

Païement du salaire pendant le congé de maternité

Déposé par: Brunner Christiane
Date de dépôt: 15 juin 1999
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Décidé de donner suite

99.417

Prise en considération des frais de garde d'enfants dus à la profession

Déposé par: Spoerry Vreni
Date de dépôt: 22 avril 1999
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Pas encore traité

99.405

Prestations complémentaires pour les parents

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 17 mars 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.448

Imposition indépendante de l'état civil

Déposé par: Vallender Dorle
Date de dépôt: 14 décembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

98.443

Enregistrement du partenariat

Déposé par: Gros Jean-Michel
Date de dépôt: 30 novembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

98.406

Assurance-maladie. Interdiction de désavantager les femmes

Déposé par: Teuscher Franziska
Date de dépôt: 16 mars 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

97.457

Droit de succession du conjoint survivant. Précision

Déposé par: Suter Marc F.
Date de dépôt: 18 décembre 1997
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

97.414

Travail à temps partiel. Déduction de coordination

Déposé par: Zapfl Rosmarie
Date de dépôt: 21 mars 1997
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

97.411

Encouragement du travail à temps partiel

Déposé par: Roth-Bernasconi Maria
Date de dépôt: 20 mars 1997
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

96.465

Classification parmi les infractions poursuivies d'office des actes de violence à caractère sexuel commis sur un conjoint. Modification des art. 189 et 190 CP

Déposé par: von Felten Margrith
Date de dépôt: 13 décembre 1996
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

96.464

Classification parmi les infractions poursuivies d'office des actes de violence commis sur des femmes. Révision de l'art. 123 CP

Déposé par: von Felten Margrith
Date de dépôt: 13 décembre 1996
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

96.461

Droits spécifiques accordés aux migrantes

Déposé par: Goll Christine
Date de dépôt: 12 décembre 1996
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Traité par le Conseil national

96.412

Ouverture du pilier 3 a aux groupes de personnes sans activité lucrative

Déposé par: Nabholz Lili
Date de dépôt: 21 mars 1996
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

95.405

Possession de pornographie mettant en scène des enfants. Interdiction

Déposé par: von Felten Margrith
Date de dépôt: 22 mars 1995
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

94.441

Exploitation sexuelle des enfants. Meilleure protection

Déposé par: Goll Christine
Date de dépôt: 16 décembre 1994
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

94.434

Nom de famille des époux

Déposé par: Sandoz Suzette
Date de dépôt: 14 décembre 1994
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Traité par le Conseil national



93.434

Interruption de grossesse. Révision du code pénal

Déposé par: Haering Binder Barbara
Date de dépôt: 29 avril 1993
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Traité par le Conseil national

91.411

Prestations familiales

Déposé par: Fankhauser Angeline
Date de dépôt: 13 mars 1991
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Décidé de donner suite

Motions

00.3365

Lutte contre l'excision

Déposé par: Gadiant Brigitta M.
Date de dépôt: 23 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3262

Chômage et maternité

Déposé par: Menétrey-Savary Anne-Catherine
Date de dépôt: 8 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3254

AVS. Années de cotisations

Déposé par: Berger Michèle
Date de dépôt: 7 juin 2000
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3251

Institution de dispositions légales visant à prévenir les mariages blancs

Déposé par: Groupe de l'Union démocratique du centre (V)
Porte-parole: Föhn Peter
Date de dépôt: 7 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3240

Déduction fiscale complète pour la garde d'enfants

Déposé par: Mugny Patrice
Date de dépôt: 5 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3231

Renforcer le statut de la famille avec enfants

Déposé par: Commission 00.016-00.016-CN Minorité Leutenegger Oberholzer (00.016-00.016-CN Minorité Leutenegger Oberholzer)
Date de dépôt: 29 mai 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3224

Revenu minimum vital

Déposé par: Commission 00.016-CN (00.016-CN)
Date de dépôt: 29 mai 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

00.3223

Soutien à la famille

Déposé par: Commission 00.016-CN (00.016-CN)
Date de dépôt: 29 mai 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Motion au 2e conseil

00.3222

Egalité entre femmes et hommes

Déposé par: Commission 00.016-CN (00.016-CN)
Date de dépôt: 29 mai 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

00.3211

Travail bénévole

Déposé par: Commission 00.016-CN (00.016-CN)
Date de dépôt: 29 mai 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

00.3182

Protection de la maternité et financement mixte

Déposé par: Commission de la sécurité sociale et de la santé publique CN (99.429) (CSSS-CN (99.429))
Date de dépôt: 7 avril 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Motion au 2e conseil

00.3156

Action humanitaire 2000. Réglementation du regroupement familial

Déposé par: Baumann J. Alexander
Date de dépôt: 24 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3082

Assurance-maladie. Primes gratuites pour les jeunes

Déposé par: Robbiani Meinrado
Date de dépôt: 21 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3055

Traite des femmes. Programme de protection pour les victimes

Déposé par: Vermot Ruth-Gaby
Date de dépôt: 15 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3641

La prévention accessible à tous

Déposé par: Zisyadis Josef
Date de dépôt: 22 décembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé



99.3627

Convention de l'ONU sur les droits de l'enfant.

Suppression des réserves

Déposé par: Berberat Didier
Date de dépôt: 22 décembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3610

Enquête budget-temps sur le travail non rémunéré

Déposé par: Goll Christine
Date de dépôt: 21 décembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3549

Impôt fédéral direct. Favoriser la famille

Déposé par: Groupe démocrate-chrétien (C)
Porte-parole: Raggenbass Hansueli
Date de dépôt: 8 octobre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3512

Bonifications pour tâches d'assistance des impotents

Déposé par: Hubmann Vreni
Date de dépôt: 7 octobre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3482

Familles monoparentales. Imposition plus équitable

Déposé par: Vermot Ruth-Gaby
Date de dépôt: 29 septembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3447

Garantir le financement des soins

Déposé par: Gross Jost
Date de dépôt: 3 septembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3378

Allègement fiscal pour les familles

Déposé par: Simmen Rosmarie
Date de dépôt: 18 juin 1999
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Liquidé

99.3312

Perte de gain en cas de maternité

Déposé par: Wittenwiler Milli
Date de dépôt: 17 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3273

Finances publiques. Analyse gynocentrique

Déposé par: Goll Christine
Date de dépôt: 16 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3269

Comblir les lacunes de la protection de la maternité

Déposé par: Spoerry Vreni
Date de dépôt: 15 juin 1999
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Pas encore traité

99.3257

Financement du congé de maternité. Participation de l'employeur du père

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 14 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3256

Déposer les versements APG des femmes sur un compte bloqué

Déposé par: Goll Christine
Date de dépôt: 14 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3255

Congé de maternité. Garantir le versement du salaire

Déposé par: Hafner Ursula
Date de dépôt: 14 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3199

Protection pour les personnes touchées par la précarité de l'emploi

Déposé par: Keller Christine
Repris par: Thanei Anita
Date de dépôt: 22 avril 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3087

Introduction fédérale de droits de succession et de donation

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 17 mars 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

98.3684

Coût de la vie. Statistiques sur les revenus et sur la consommation

Déposé par: Cottier Anton
Date de dépôt: 18 décembre 1998
Déposé au: Conseil des Etats
Etat actuel: Liquidé

98.3655

Coût de la vie. Statistiques sur les revenus et sur la consommation

Déposé par: Egerszegi-Obrist Christine
Date de dépôt: 18 décembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé



98.3638

Révision de la loi sur l'assurance-chômage

Déposé par: Widrig Hans Werner
Date de dépôt: 17 décembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3564

Salaire minimum légal de 3000 francs par mois

Déposé par: Borel François
Repris par: Rennwald Jean-Claude
Date de dépôt: 10 décembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3437

Réforme de la Constitution. Prise en compte de l'égalité entre femmes et hommes

Déposé par: Groupe écologiste (G)
Porte-parole: Teuscher Franziska
Date de dépôt: 6 octobre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3409

Demandeurs d'asile. Soutien financier par des parents vivant en Suisse

Déposé par: Föhn Peter
Date de dépôt: 29 septembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3388

Déductions sociales sur le revenu imposable

Déposé par: Hafner Ursula
Repris par: Goll Christine
Date de dépôt: 23 septembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3199

Bonifications pour tâches éducatives. Modification de l'art. 13 al. 2bis de la LACI

Déposé par: Baumann J. Alexander
Date de dépôt: 29 avril 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Motion au 2e conseil

98.3187

Campagne de formation compensatoire

Déposé par: Groupe socialiste (S)
Porte-parole: Weber Agnes
Date de dépôt: 29 avril 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3103

Loi sur l'harmonisation fiscale. Imposition indépendamment de l'état civil

Déposé par: Baumann Ruedi
Date de dépôt: 16 mars 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3084

Pensions alimentaires pour enfants mineurs. imposition réduite

Déposé par: Keller Christine
Date de dépôt: 9 mars 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3082

Création d'un service fédéral chargé de la santé de la femme

Déposé par: Vermot Ruth-Gaby
Date de dépôt: 9 mars 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

Postulats

00.3364

Santé publique. Améliorer l'information sexuelle

Déposé par: Genner Ruth
Date de dépôt: 23 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3363

Remboursement par les caisses-maladie de la stérilisation

Déposé par: Maury Pasquier Liliane
Date de dépôt: 23 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3362

Contraceptifs prescrits par le médecin. Prise en charge par les caisses d'assurance-maladie

Déposé par: Dormann Rosmarie
Date de dépôt: 23 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3278

Rapport sur l'état de l'égalité entre femmes et hommes

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 14 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3064

Loi fédérale sur l'aide aux victimes d'infractions

Déposé par: Leuthard Hausin Doris
Date de dépôt: 16 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

00.3002

Répartition du travail

Déposé par: Commission de l'économie et des redevances CN (00.2001) Minorité Goll (CER-CN (00.2001) Minorité Goll)
Date de dépôt: 31 janvier 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3522

Formulation non sexiste. Mise en oeuvre des recommandations d'application

Déposé par: Maury Pasquier Liliane
Date de dépôt: 7 octobre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3504

Mariages blancs conclus en vue d'obtenir le droit de séjour

Déposé par: Heim Alex
Date de dépôt: 6 octobre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3282

Réforme des assurances sociales

Déposé par: Imhof Rudolf
Date de dépôt: 16 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

98.3202

Prise en compte des bonifications pour tâches éducatives. Vérification de l'aptitude au placement

Déposé par: Hasler Ernst
Date de dépôt: 29 avril 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

Interpellations

00.3243

Convention de l'OIT protégeant la maternité

Déposé par: Groupe socialiste (S)
Porte-parole: Garbani Valérie
Date de dépôt: 6 juin 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3167

Regroupement familial. Conditions strictes

Déposé par: Bühlmann Cécile
Date de dépôt: 24 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3112

LAMal. Assurances complémentaires

Déposé par: Robbiani Meinrado
Date de dépôt: 23 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.3059

Activités illégales sur Internet. Rôle de surveillance de la Confédération

Déposé par: Freund Jakob
Date de dépôt: 16 mars 2000
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3613

Familles: la pauvreté n'est pas une fatalité

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 21 décembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3477

Formation continue des femmes se retirant temporairement du monde du travail

Déposé par: Vallender Dorle
Date de dépôt: 27 septembre 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

99.3368

Après la votation sur l'assurance-maternité: Comment éviter une coupure définitive du pays et comment respecter les régions linguistiques mises en minorité?

Déposé par: Rennwald Jean-Claude
Date de dépôt: 18 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3322

Caisses-maladie. Contrôles gynécologiques

Déposé par: Grobet Christian
Date de dépôt: 18 juin 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3124

Admission de la pilule abortive RU-486?

Déposé par: Zwygart Otto
Date de dépôt: 19 mars 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Pas encore traité

99.3061

Mise en oeuvre de l'article sur la formation professionnelle

Déposé par: Hollenstein Pia
Date de dépôt: 10 mars 1999
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3609

Harcèlement sexuel lors d'opérations à l'étranger

Déposé par: Hollenstein Pia
Date de dépôt: 16 décembre 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3173

Etude «Les enfants, le temps et l'argent»

Déposé par: Fehr Jacqueline
Date de dépôt: 28 avril 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé

98.3139

Clubs sportifs. Violences et abus sexuels

Déposé par: Bühlmann Cécile
Date de dépôt: 20 mars 1998
Déposé au: Conseil national
Etat actuel: Liquidé



98.3122

Enlèvements d'enfants

Déposé par: Aeppli Wartmann Regine

Date de dépôt: 19 mars 1998

Déposé au: Conseil national

Etat actuel: Liquidé

Objets du Conseil fédéral

00.046

«La santé à un prix abordable». Initiative populaire

Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.041

CP et CPM. Infractions contre l'intégrité sexuelle

Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.027

Première révision de la LPP

Etat actuel: Pas encore traité au plénum

00.014

11ème révision de l'AVS

Etat actuel: Pas encore traité au plénum

99.038

LAVS. Révision de l'assurance facultative

Etat actuel: Liquidé

99.031

Transfèrement des délinquants. Traité entre la Suisse et la Thaïlande

Etat actuel: Liquidé

99.022

«Initiative en faveur d'une redistribution des dépenses».

Initiative populaire

Etat actuel: Liquidé

98.075

Convention de la Haye sur la protection des enfants

Etat actuel: Traité par le Conseil des Etats

Source: base de données des objets parlementaires des Services du Parlement.

Internet: www.parlament.ch (Link: Curia Vista)

Mit diesen «Frauenfragen» haben wir uns in den letzten Nummern auseinandergesetzt:
Les derniers numéros ont traité de ces diverses «questions au féminin»:

Nr. 1. 2000

Politische Partizipation
La participation politique

Nr. 2. 1999

Migration
La migration

Nr. 1. 1999

Gender Mainstreaming
L'approche intégrée de l'égalité entre les femmes et les hommes

Nr. 2. 1998

Berufswahl und Berufsbildung von Frauen
Choix et formation professionnels des femmes

Nr. 1. 1998

Frauen- und Geschlechterquoten in der Politik
Les femmes et les quotas en politique

Nr. 2-3. 1997

Zivilstands(un)abhängigkeit
Dépendre ou non de l'état civil

Nr. 1. 1997

Gewalt an Frauen
La violence contre les femmes
Tagung «Tolérance Zéro». Colloque «Tolérance Zéro»

Nr. 3. 1996

Gesundheit
La santé

Nr. 2. 1996 (vergriffen)

Jubiläum 20 Jahre EKF. Hearing Männerforschung
Célébration des 20 ans de la CFQF. Hearing: Recherche sur les hommes

Nr. 1. 1996

Politik
La politique

Nr. 2-3. 1995

Mutterschaftsversicherung
L'assurance maternité

Nr. 1. 1995

Frauenrechte – Menschenrechte
Droits de l'homme – Droits de la femme

Nr. 3. 1994

Bäuerinnen
Paysannes

Nr. 2. 1994

Sexuelle Ausbeutung von Mädchen
L'exploitation sexuelle des filles

Nr. 1. 1994

Gleichstellung in der Diskussion
Le débat sur l'égalité



Bestellung

- Ich abonniere «Frauenfragen» (2 Nummern/Jahr, gratis)
- Ich bestelle folgende Einzelnummern von «Frauenfragen» (gratis)

Commande

- Je m'abonne à «Questions au féminin» (2 fois par an, gratuit)
- Je commande les numéros suivants de «Questions au féminin» (gratuit)

.....

.....

.....

.....

.....

.....

Name / Nom

Adresse

Einsenden an / envoyer à: Eidg. Kommission für Frauenfragen, Eigerplatz 5, 3003 Bern

